



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

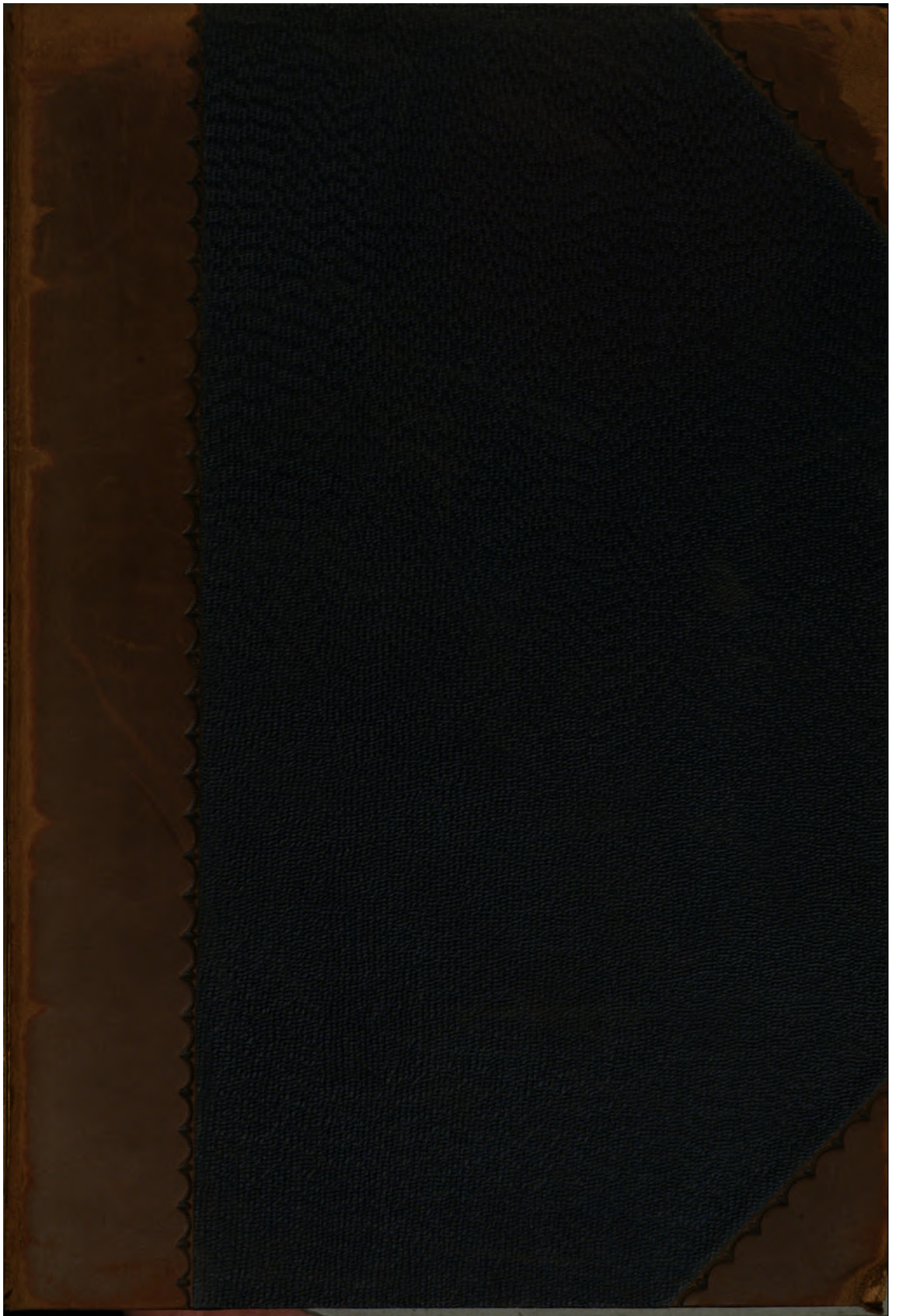
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



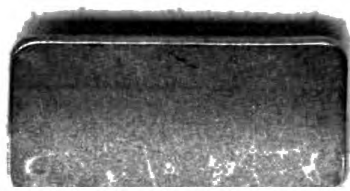
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





S.R.B.

G.R.B.



711/16

ORIENTAL INSTITUTE
LIBRARY



OXFORD UNIVERSITY

HA 3 L2



303655244W





MITTHEILUNGEN

VON

PAUL DE LAGARDE.

DRITTER BAND

GOETTINGEN

1889

DIETERICHSCHES UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG
(LUEDER HORSTMANN)



13 JAN 1971

1.

Ein Gutachten.

Das königliche Amtsgericht zu Göttingen zeigte mir am Mittwoch den 30 November unter RH 215/87 an, daß ich in der Strafsache gegen den Lehrer Ferdinand Fenner zu Marburg wegen Vergehens gegen § 166 des Strafgesetzbuches zum Sachverständigen ernannt sei, und zu meiner Vernehmung auf [Sonntag] den 3 December Vormittags 10 Uhr geladen werde.

Ich bin, mit einer vorläufigen schriftlichen Beantwortung der mir vorgelegten Fragen, zur gegebenen Zeit erschienen, und bin als Sachverständiger vereidigt worden, habe mir aber zur genaueren Beantwortung jener Fragen Frist bis zum 24 December erbeten, und dieselbe auch bewilligt erhalten.

Ich überreiche anbei

unter meinem Eide

was ich vorzutragen habe, und zwar in fünf Exemplaren gedruckt.

Ich kann mich weder darauf einlassen, daß meine recht fremdartige Anschauungen betreffenden Erörterungen mir, falls ich sie mündlich vortrage, nachgeschrieben, noch auch darauf, daß sie aus meiner vielleicht nicht zu deutlichen Handschrift durch mit ihr unbekannte Gerichtsschreiber abgeschrieben werden. Das Eine wie das Andere könnte sehr übel ablaufen.

Auch werde ich das Gutachten in den dritten, 1889 erscheinenden, Band meiner Mittheilungen aufnehmen, da dasselbe für weitere Kreise ein Interesse hat.

Ich stehe, schon weil ich der Wissenschaft aus meinem verhältnismäßig unbeträchtlichen Einkommen fortdauernd die größten Opfer bringe, allgemein in dem Rufe der Uneigennützigkeit, habe auch in früheren Fällen Gutachten von der Art des jetzt verlangten stets kostenfrei abgegeben: diesmal aber stelle ich meine Gebühren in Rechnung, und zwar zu dem höchsten denkbaren Betrage. Ich habe vom 30 November bis drei Tage vor der Uebergabe des Gutachtens an die

Amtsgerichtsschreiberei Göttingen jeden Tag, soweit er nicht von Dienstgeschäften und Correcturen in Anspruch genommen war, und manche schlaflose Stunde der Nacht auf das Gutachten verwandt: ich beantrage, diese Zeiteinbuße wie meinen Rang im Leben und in der Wissenschaft bei der Bestimmung der Gebühr in Betracht zu ziehen, welche Gebühr ich auf die Druckkosten jenes dritten Bandes meiner Mittheilungen verrechnen werde. Ich will mit dieser Forderung erreichen, daß mir künftighin Gutachten nicht mehr abgefordert werden: meine Tage sind gezählt, mein Tagewerk ist noch lang, ich darf mich auf Nebendinge nicht mehr einlassen.

Außerdem verhehle ich nicht, daß ich sehr ungerne einen Eid schwöre, und nach Kräften verhindern will, daß mir wegen einer Angelegenheit wie die vorliegende mir zu sein scheint, zugemuthet werde, den Namen Gottes anzurufen.

Paul de Lagarde,

Doctor der Theologie und der Philosophie,
königlicher geheimer Regierungsrath,
ordentlicher Professor an der Universität zu Göttingen,
ordentliches Mitglied der königlichen Gesellschaft
der Wissenschaften daselbst.

Die nachgenannten Personen werden zu Sachverständigen ernannt[,] und sollen dieselben über folgende Fragen vernommen werden:

- I. *Ob die in dem Talmud enthaltenen Vorschriften des Glaubens und der Sitten als bindende Gebote für die gläubigen Juden anzusehen sind[,] und eine Beschimpfung des Talmuds als eine Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft oder einer Einrichtung derselben anzusehen ist.*
- II. *ob in dem Talmud steht: „Das Gesetz Moses gilt nur vom Juden zum andern, auf Gojims hat es keinen Bezug, die dürfen sie bestehlen und betrügen.“*

Marburg, den 12. November 1887.

Königl. Landgericht, Strafkammer.

gez. Dahlmann. Gleim. Bork.

1.

Der Talmud mit seinen Ergänzungen und Glossen besteht aus dreizehn dünnen, oder (wie in meinem Handexemplare) aus elf ungleich dicken Foliobänden. Daraus folgt, daß im eigentlichen Sinne

sachverständig in Betreff seiner nur derjenige ist, der ein Leben an sein Studium gewandt hat, was ich nicht gethan habe, was aber auch kein mir irgendwie bekannter Universitätsprofessor Deutschlands gethan zu haben sich rühmen darf: wir sind in Betreff des Talmud alle mit einander Dilettanten. Ich selbst lese *im* Talmud, wann ich es muß, aber ich lese nicht *den* Talmud.

Ein Jude ist, falls Talmudgläubig, auch wenn er den Talmud wirklich studiert hat, so wenig sachverständig in Betreff des Talmud, wie — vor Gericht — ein gläubiger Katholik über den Werth des Katholicismus, ein gläubiger Protestant über den Werth der Reformation sachverständig ist. Man muß einen Gesichtswinkel haben, um sehen zu können.

Ich verweise, um zu erhärten, daß die Juden ein richtiges Urtheil über den Talmud nicht haben, auf die Schrift, die der verstorbene EDeutsch 1867 über den Talmud veröffentlicht, und auf den vielfach geradezu wahnwitzigen Beifall, mit dem man dieselbe aufgenommen hat. Der Aufsatz ist, wenn ich nicht irre, auch in das Deutsche übertragen, jedenfalls in den 1874 erschienenen *Literary remains* Deutschs noch einmal vorgelegt worden, also auch den Herren Richtern zugänglich. Und dabei schrieb ThNöldeke in AGeigers anderer Zeitschrift **II** 289/290 mit vollem Fuge:

Der verstorbene Deutsch ist in England sehr bedeutend überschätzt. Können Sie sich z. B. denken, daß Jemand, der nichts vom Thalmud kennt, aus seinem Büchlein darüber eine Vorstellung von demselben gewinnt? ¹⁾

Aus meinen »Mittheilungen« **2** 324 327 wird man schließen können, daß ich eine wissenschaftliche Erkenntnis des Talmud zur Zeit vermisse. Vieles in Betreff des Talmud Wissenswerthe müssen wir Nicht-Juden von Juden lernen, das Wesentliche haben danach, wann wir die äußerst knappe, nicht klare, nur Juden bekannte Terminologie von den Juden gelernt haben werden, wir zu besorgen: denn die Juden, wie die Semiten überhaupt, sind für Geschichtsforschung, welche geistige Nüchternheit, Bescheidenheit, ruhiges Blut, und die Fähigkeit auch unangenehme Wahrheit zu ertragen erfordert, gänzlich unbegabt.

2.

A. Der Talmud ist ein aus einem casuistisch-juristischen Texte und aus einer Sammlung von Erläuterungen dieses Textes beste-

1) Ich habe Noeldekes Frage schon in meinen deutschen Schriften (Gesamtausgabe 331) wiederholt, und verweise, um vor dem Urtheile, das Juden über Juden fällen, zu warnen, auf das im zweiten Bande meiner »Mittheilungen« in Betreff von Zunz und Berliner Erhärtete, das sehr wenig zu der jüdischen Ansicht von diesen beiden Gelehrten stimmt.

hender Wust, der schon als solcher nie »bindend« sein kann: ein Wust, in dem neben Weisheitssprüchen Albernheiten ersten Ranges, neben trostlos armseligen Geschichten tiefsinnige, oder doch zu deutende Sagen stehn. Der Talmud beschäftigt sich mit einer uns völlig fremden Welt. Er ist ein Buch, aus dem alles Mögliche herausgelesen werden kann.

Im Talmud selbst werden drei Abstufungen des Werthes der in ihm redenden Lehrer anerkannt: es gibt Tannaim, Amoraim, Saboraim: was die letztgenannten vortragen, genießt nicht desselben Ansehens wie die Lehre der Tannaim. Zu jenen Dreien kommen noch als Autorität vierten Ranges die Tosafisten.

Es gibt einen Talmud von Jerusalem und einen Talmud von Babylon, die einander gelegentlich widersprechen sollen, und deren Nebeneinanderstehn die Anschauung verbieten wird, daß »der Talmud« »bindende Gebote für die gläubigen Juden« enthalte.

Jüdische wie christliche Gelehrte sind sich darüber gemeinlich nicht klar, daß die Gespräche des Talmud meistens nur Theorien sind, graue Gespinnte weltfremder Phantasie, ohne jeden Werth für die Geschichte. Die römischen Kaiser würden jüdischen Gelehrten schon die Wege gewiesen haben, wenn sie — beispielsweise — ihr — jüdisches — Strafrecht, wie es im Talmud bekannt gegeben wird, hätten in die Praxis übertragen wollen.

Ich führe gerne die Sätze des geheimen Kirchenraths Delitzsch an (Rohlings Talmudjude 79/80):

das ganze Kriebsrecht steht lediglich auf dem Papier, wie überhaupt ein großer, ja vielleicht der größte Theil des talmudischen Rechts, welcher sich in juristischer Durchdenkung und Ausspinnung mosaischer Gesetze ergeht, für deren Erfüllung im Zustande des Exils und außerhalb Palästinas alle Vorbedingungen fehlen, oder auch solcher, die überhaupt nie zu praktischer Uebung gelangt sind.

- B. Ein großer Theil der jüdischen Nation, die sogenannten Karäer, verwirft den Talmud ganz und gar, behauptet aber gleichwohl, gläubige Juden zu sein.
- C. Eine Obrigkeit, die den Juden den Talmud als »bindendes« Gesetzbuch auferlegt hätte, hat nie existiert: und ohne Obrigkeit gibt es kaum ein Gesetz. Auch ein suffrage universel ist in Betreff des Talmud, den die Karäer, wie schon gesagt, verabscheuen, niemals beliebt worden.
- D. Die von einander abweichenden Zusammenfassungen des im Talmud Gelehrten beweisen durch ihr Dasein und ihre Art, daß der

Talmud mit dem Werthe einer Verfassungsurkunde, eines symbolischen Buches, einer Gesetzsammlung nicht bekleidet ist.

- E. Den Ausdruck »Vorschriften des Glaubens und der Sitte« kann ich als Theologe nicht ohne Weiteres annehmen, halte es aber für an diesem Orte unnöthig, ihn durch eine Erklärung richtig zu stellen.

Das Judenthum ¹⁾ hat eine Dogmatik in unsrem Sinne nicht: was bei ihm an Dogmatik erscheint, dankt dem Bestreben, die Nationaleitelkeit mit der jedesmaligen Tagesphilosophie auseinanderzusetzen, nicht dem Wunsche, eine Weltanschauung zu gewinnen, sein Dasein: Männer wie Avicebron sind eine gelobte, aber nicht weiter geführte Ausnahme von der Regel.

Will man aber von einer Dogmatik des Talmud reden, so wird man sicher keinen Gegensatz zu der Dogmatik des alten Testaments, man wird in gewissem Sinne ²⁾ eine Weiterbildung in dieser talmudischen Dogmatik sehen dürfen. Von dem Talmud eigenthümlichen »Vorschriften des Glaubens« zu reden würde ich nicht wagen.

»Sitte« in unsrem Sinne kennt Israel in seinen charakteristischen Schriften nicht. Die »Sittlichkeit« der Israeliten und Juden ist stets *θέσει*, nicht *φύσει* da: sie geht allerdings stets neben einer unwiedergeborenen, von ihr niemals berührten, Naturanlage her. Israel steht unter der Gewalt bestimmter Gebote seines Gottes: der Talmud will kein einziges neues Gebot zu den im Canon der Synagoge enthaltenen hinzufügen: er will auslegen, ausgleichen, ermöglichen.

Will man aber den vom Landgerichte zu Marburg gewählten Ausdruck in irgend welchem Sinne gelten lassen, so sind »Vorschriften des Glaubens und der Sitte« jetzt für einzelne Juden im Talmud enthalten, aber nicht für alle, z. B. nicht für die Karäer, und nicht für die Reformjuden, nicht für alle sich aufgeklärt nennenden Juden. Der Begriff »gläubiger Jude« dürfte Richtern juristisch so unfaßbar erscheinen, wie der Begriff »gläubiger Christ«: »gläubig« wird sich mit gewis wenigen Ausnahmen *jedes* auf die Religion Werth legendes Mitglied einer Religionsgesellschaft nennen.

- F. »Beschimpfung« des Talmud ist so wenig eine »Beschimpfung« der jüdischen Religionsgesellschaft oder einer Einrichtung derselben, wie eine »Beschimpfung« der Tischreden Luthers oder

1) PdeLagarde, deutsche Schriften (Gesamtausgabe) 73 unten ff.

2) Vergleiche FWebers System der altsynagogalen palaestinischen Theologie [= die Lehren des Talmud], 1880.

der von Luther und Lucas Cranach herausgegebenen »Abbildung des Papstthums« eine »Beschimpfung« der lutherischen Kirche, oder wie eine »Beschimpfung« der coutûmes de Paris oder des Römischen Obligationenrechts eine »Beschimpfung« des code Napoléon oder Frankreichs sein würde.

3.

Die zweite Frage des Landgerichtes zu Marburg wird, wenn man nur den Wortlaut derselben in Erwägung zieht, verneint werden müssen.

Es ist zu unterscheiden zwischen Israeliten und Juden.

Moses hat das was er als Gesetz verkündet hat — orthodox gesprochen — Israel, das heißt, zwölf Stämmen verkündet.

»Juden« gab es zur Zeit des Moses noch nicht. Das was Moses etwa verordnet hat, bezog sich ohne Frage nur auf Israel: denn mag man auf dem Standpunkte stehn, die Erzählungen des alten Testaments so wie sie lauten als historische Wahrheit berichtend anzusehen, oder mag man annehmen, daß im alten Testamente Anschauungen und Wünsche einer späteren Epoche in die Zeit des Moses und Iosue hineingeschaut und hineinverlegt worden sind, der Pentateuch kennt für Israel den Ureinwohnern Palaestinas gegenüber keine andere Umgangsform als die Ausrottung, Moses wird darum aber auch für das Verhältnis der Israeliten zu Nichtisraeliten schwerlich Bestimmungen getroffen haben, es wäre denn etwa die eines Kriegs- und Beuterechts. Israel soll in dem ihm versprochenen (= gelobten) Lande »allein« wohnen¹⁾. Was ihm allerdings eingestandenermaßen nicht gelungen ist, aber das Nichtgelingen wird nicht zur Folge gehabt haben, daß in irgend alter Zeit eine israelitische Gesetzgebung sich mit den Beziehungen Israels zu NichtIsrael beschäftigt hat. Bestimmungen, wie etwa die des Sachsenspiegels über die mit fremdem Rechte bewidmeten nicht sächsischen Familien des Sachsenlandes, wird man im funfzehnten, vierzehnten, dreizehnten Jahrhunderte vor Christus in Israel selbst dann nicht vorhanden glauben, wenn man sich dies Israel in der Verfassung denkt, in der es nach der Anschauung eines englischen Methodisten gewesen ist.

Aber von den zwölf angeblich vor Moses stehenden Stämmen Israels sind zehn als Stämme verschwunden: das nördliche Reich wurde von den Assyriern vernichtet, seine Einwohner — freilich sicher nicht alle — nach Medien in die Verbannung geschleppt, wo

1) Deuteronomium 33, 28 verglichen mit Iob [= Israel] 15, 19. Der Jammer der Bücher Iosue und Richter über nicht ausgiebig genug vollzogene Ausrottung der Ureinwohner Chanaans ist sehr echt.

sie sich unter den alten Eingeborenen ihrer neuen Heimath verloren. Allerdings nennt sich noch unter Claudius und Nero der von Tarsus bürtige »Apostel« Paulus einen Beniaminiten¹⁾: diese Abstammung des von den Judenchristen ingrimmig gehaßten Eindringlings galt als so sicher, daß die in die Bergpredigt gegen Paulus eingeschmuggelten Sätze²⁾ ihr Bild aus dem in dem sogenannten Segen Jacobs vom Stamme Benjamin handelnden Abschnitte³⁾ hernahmen. Allerdings erwartete man den Antichrist aus dem Stamme Dan⁴⁾ hervorgehn zu sehen, muß also auch nach Christus einen Stamm Dan vorhanden geglaubt haben. Völlig sicher ist dieser Schluß indessen nicht, da die zehn Stämme von der Sage wohl als jenseits ferner Ströme noch existierend angesehen werden konnten, und wirklich so angesehen worden sind: da jene Erwartung über den Antichrist aus dem dunklen Bibelworte Genesis 49, 17 hergeflossen sein mag — von Esdras an ist ja Schriftgelehrsamkeit die Signatur der Judenschaft —: da man die Wurzeln wenigstens einzelner hier in Betracht kommender Thatsachen in irgend welcher Symbolik suchen darf⁵⁾.

Nach der Vernichtung des Reiches Ioseph muß in Galilaea ein Rest israelitischer Bevölkerung erhalten geblieben sein, der naturgemäß Fühlung mit dem Reiche Iuda suchte. Ich schließe das aus Isaias 8, 23. Dieser Zustand liegt, wie EReuß gesehen hat, sicher in dem auf den Sieg Antiochus des Großen über die Aegyptier verfaßten Psalme 68 vor: er liegt auch im neuen Testamente zu Tage. In der Epoche, in der Galilaea mit Iuda wenigstens im Geiste bis zu einem gewissen Grade vereinigt war, wird man mindestens in dem auf den Schweinehandel⁶⁾ und sonstigen Verkehr mit den phoenicischen Vorlande und so auf Duldsamkeit angewiesenen Galilaea Anschauungen wie die in der Frage formulierten nicht haben huldigen können: aber diese Epoche hat eine gesetzgeberische Thätigkeit, deren Niederschläge in den Canon aufgenommen wäre, nicht ausgeübt.

Esdras, der andere Moses, kehrt zu den oben dargelegten Uranschauungen über Israels Alleinwohnen zurück, oder aber seine Par-

1) Apostelgeschichte 13, 21: Brief an die Römer 11, 1: an die Philippenser 3, 5.

2) Matthaeus 7, 15: welche Stelle, wie so viele andere in den Evangelien, mit der Septuaginta redet, also von dem griechisch nicht verstehenden, die Septuaginta nicht lesenden Iesus nicht gesprochen sein kann.

3) Genesis 49, 27. Ueber jenen Segen meine Bemerkungen Semitica 1 29.

4) Siehe Schneckenburger-Boehmer, zur Lehre vom Antichrist, in den Jahrbüchern für deutsche Theologie (1859) 4 411 ff.

5) Wenn Iesus sich 12 Apostel und 72 (70) Jünger auserkor, so wollte er damit sagen, daß das Evangelium sowohl dem gesammten Israel, als allen (Genesis 10) außer Israel vorhandenen 72 (70) Völkern der Erde bestimmt sei.

6) Matth. 8, 30 Marc. 5, 11 Luc. 8, 32.

tei hat ihre Anschauungen in die Urzeit hineinprojiziert. Im Buche Esdras 9 10 [Nehemias 13 =] 23 berichtet man über die Austreibung der fremden Weiber¹⁾. Iuda wird das Land der פְּרִישִׁים = נְבִדָּלִים²⁾ = Pharisäer, der von den Gojim Ausgeschiedenen: der in dieser Epoche redigierte Hexateuch ist an dem Faden der immer weiter ins Enge gehenden Aussonderung einer immer feiner und netter werdenden Auswahlrasse aufgereiht. In diesem Gedankenkreise haben Gesetze über Israels Verkehr mit Gojim doch nur sehr bedingungsweise eine Stelle.

Die von Schutzbefohlenen und Beisassen redenden Abschnitte des Gesetzes der Juden werden wir nach dem Gesagten nicht in das höchste Alterthum verlegen: dies half der Nöthigung zu ihnen durch gerne vollzogenen Massenmord an den Ureinwohnern des Landes ab. Nicht in die Epoche des Esdras: diese erledigte die Angelegenheit durch »Abschaffung« der Fremden. Nicht in die Tage nach dem Falle Samarias, in denen Galilaea sich an Iuda anschloß: diese Zeit ist gesetzgeberisch nicht thätig gewesen. Wir werden sie etwa in das siebente Jahrhundert vor Christus verweisen, in welchem Iudaea, wie jedes Land das thut, Iudaea, weil an zwei Karawanenstraßen gelegen, es vorzugsweise thun mußte, selbst wenn nicht erkennbare Reste chanaanäischer Bevölkerung in ihm sitzen geblieben wären, Beisassen und Schutzbefohlene gewis in einer ins Auge fallenden Anzahl beherbergte, und seine Obrigkeiten noch nicht auf dem Wege zum Pharisaeismus, seine Propheten schon auf dem Wege zu einem neuen Bunde³⁾ waren.

Mosaisch ist diese Gesetzgebung natürlich nicht. Aber diese Gesetzgebung, die kaum von Einer Hand herrührt, erlaubt dem »Juden« nicht, NichtJuden zu bestehlen und zu betrügen.

Wohl aber enthält sie Bestimmungen, die uns nicht gefallen können. Mit Recht schreibt der sich für einen orthodoxen Lutheraner haltende geheime Kirchenrath Delitzsch (Rohlings Talmudjude 72/73)

Auch die Sitten- oder Rechtslehre des mosaischen Gesetzes kann vor dem Forum der christlichen Moral nicht bestehn, und Rohlings Kritik des talmudischen Rechtes trifft mit diesem zugleich auch dessen alttestamentliche Wurzeln. Der Conflict, in welchem das Judenthum als Religion des rein mosaischen Gesetzes mit dem modernen Staate gerathen würde, wäre gar nicht geringer als der, in welchen es durch das talmudisch spezialisierte Gesetz versetzt wird, ja der Gegensatz

1) über das Buch Ruth meine Orientalia 2 41: Deuteronomium 23, 4.

2) AGeiger, Urschrift und Uebersetzungen der Bibel 71 103: Wellhausen, Pharisäer und Sadducäer 76.

3) Ieremias 31, 31.

wäre in ersterem Falle noch größer. Denn das mosaische Gesetz heiligt den Vertilgungskrieg, heiligt die Blutrache, heiligt die Sklaverei, heiligt die Polygamie, heiligt das Levirat.

Der Talmud ist die Urkunde einer wohl fünf bis sechs Jahrhunderte dauernden, in ihren Ausläufern noch weitere sechs bis zehn Jahrhunderte nach uns zu reichenden Entwicklung, in der erstens die Beobachtung der überkommenen Gesetze durch Uebertrumpfung des vom Wortlaute Erzwungenen gesichert wurde¹⁾, zweitens unmögliche Gebote und Verbote durch Umdeutung und Auslegung zu Gunsten der Bedürfnisse der Gegenwart — allerdings oft in possenhafter und verlogener Weise — beseitigt wurden.

Man lese was ich aus einer Rede des Herrn Reichskanzlers in meinen Mittheilungen 2 152 153 habe abdrucken heißen, sowie, etwa bei Bodenschatz, was über den Erubh gelehrt wird.

Das glaube ich, obwohl ich kein »Kenner« des Talmud bin, für gewis ansehen zu dürfen, daß der in der zweiten Frage des königlichen Landgerichts zu Marburg formulierte Satz in dem angegebenen Wortlaute im Talmud nicht steht: so modern, so ungebildet, so salopp pflegt der Talmud sich nicht auszudrücken.

Anders steht für den Angeklagten die Sache, wenn man (was, wie ich glaube, geschehen muß) die Form seines Satzes preisgibt, und sich an den Inhalt hält.

Ich habe mich schon vorhin darüber deutlich ausgesprochen, daß ich ein Kenner des Talmud nicht bin. Da auch der Beklagte den Talmud nicht aus systematischer eigener Lesung kennen dürfte, glaube ich zu dem Schlusse berechtigt zu sein, daß der Beklagte die landläufige Litteratur des Antisemitismus benutzt haben werde, vor allem das Buch des Professor Rohling. Ich entnehme also diesem Buche, dessen vierte²⁾ Auflage mir vorliegt, die Stellen, welche der Beklagte für sich anführen kann, und berücksichtige zu gleicher Zeit, was der geheime Kirchenrath Delitzsch in seiner Gegenschrift (sechste Ausgabe, 1881) »Rohlings Talmudjude« vorgetragen hat.

1) Die Ausleger zum anderen Briefe an die Corinthier 11, 24 verglichen mit Deuteronomium 25, 3.

2) Eine spätere Ausgabe habe ich mir nicht verschaffen können. Am 17 December ist — endlich! — meinem Buchhändler — auf offener Postkarte — von Adolph Russells Verlage in Münster mitgetheilt worden, daß das Buch »seit ca. 6¼ Jahren vergriffen ist. Autor gestattet keine neue Auflage«. »Ein Blick in unsern Ges. Katalog hätte übrigens genügt, um Sie über das Vergriffensein des Rohlingschen Talmudjuden aufzuklären.«

A.

Rohling schreibt:

Einem Israeliten, sagt der Talmud, ist es erlaubt, einem Goj Unrecht zu thun, weil geschrieben steht: Deinem Nächsten sollst du nicht Unrecht thun (Lev[it]. 19, 13).

Einem »Lehrer« ist die angezogene Stelle aus Luthers Uebersetzung in der Form bekannt:

Du sollst deinem Nächsten nicht Unrecht thun noch berauben.

Die Berechtigung zu den Worten »deinem Nächsten« einen Gegensatz hinzuzuergänzen, folgt auf dem Standpunkte der talmudischen Exegese aus den Versen des Deuteronomiums 23, 19 20:

Du sollst an deinem Bruder nicht wuchern, weder mit Geld noch mit Speise, noch mit Allem, damit man wuchern kann: an dem Fremden magst du wuchern.

Wer die Urschrift zu lesen gewohnt ist, weiß, daß das Eine der Levit. 19, 13 vorkommenden Zeitwörter sich auch Deuteron. 24, 14 findet. Eine gute Uebersetzung war verbunden, an beiden Stellen denselben Ausdruck zu brauchen, zumal es sich um einen juristischen Begriff handelte. Luthers Uebersetzung ist ungebührlich überschätzt worden: ihre Untauglichkeit erhellt klar auch in diesem Falle. Denn Luther schreibt Deut. 24, 14:

Du sollst dem Dürftigen und Armen seinen Lohn nicht vorbehalten, er sei von deinen Brüdern oder Fremdlingen, die in deinem Lande und in deinen Thoren sind.

Wäre δσόq des Leviticus mit demselben Worte wie δσόq des Deuteronomium übertragen worden, so würde man auf dem Standpunkte der Orthodoxie, die im Pentateuche ein Ganzes, nicht eine Zusammenarbeit verschiedener Quellen erblickt, die beiden Stellen mit einander in Beziehung gesetzt, jene als durch diese vervollständigt und erklärt angesehen haben.

Dies ist von den oben genannten Tosaphisten¹⁾ nicht geschehen. Dem Beklagten, falls er von dem was diese nach Abschluß des Talmud schreibende vierte Klasse der Ueberlieferungslehrer zum Traktate *Συνέδριον* 57¹ vorträgt, etwas wußte, mußte erlaubt sein, Tosaphothlehren als Talmudlehren zu betrachten. Und er konnte von Delitzsch 13 das ihm Erforderliche erfahren, dem allein auch ich die Bekanntschaft mit der Tosaphothstelle verdanke.

Ich wiederhole zunächst was FzDelitzsch 12/13 bietet:

1) Die Verfasser der »mittelalterlichen Erläuterungen des Talmud, welche Tosaphoth heißen«, Delitzsch 21 oben. Ich muß mich in Betreff des Citats »Tosaphoth zu *Συνέδριον* 57¹« ganz und gar auf Herrn FzDelitzsch verlassen: ich selbst verstehe die Tosaphisten, die ich nie angesehen habe, zu würdigen nicht.

Es ist erst das Christenthum, welches gelehrt hat, daß der Mensch als solcher ohne Unterschied des Volkstums der Nächste des Menschen ist. Dort im Leviticus ist, wie 19, 18 wo »die Kinder deines Volks« und »dein Nächster« Wechselbegriffe sind zeigt, der Nächste so viel als Volksgenosse. Alttestamentliche Moral ist noch nicht christliche, obgleich das Humanitätsprincip

PdeLagarde, deutsche Schriften, Gesamtausgabe, 170 171 auch da schon die Schranke zu durchbrechen beginnt. Die Rechtslehre des Talmud fußt auf dem Unterschiede Israels und der Völker[,] und bemißt das Verhalten des Israeliten gegen den Volksgenossen und sein Verhalten gegen den Fremden mit verschiedenem Maßstab[e].

Da das Vorstehende unbestreitbar ist, kommt es für die Richter darauf an, zu erfahren, was $\delta\acute{\sigma}\acute{o}q$ Levit. 19, 13 Deuteron. 24, 14 bedeutet. FzDelitzsch behauptet 13 in Betreff der erstgenannten Stelle: Die Uebersetzung

Luthers, dem Rohling nachschreibt

: einem Nichtjuden darf der Jude »Unrecht thun« ist falsch. Das Verbum bedeutet nicht »Unrecht thun«, sondern »bedrücken«, und der Sinn ist, daß der Jude in Handels- und Dienstverhältnissen härter gegen den Nichtjuden sein darf als gegen den Volksgenossen.

FzDelitzsch hat die von ihm 1881 für »falsch« erklärte Uebersetzung Luthers in der von ihm mit¹⁾ revidierten »sogenannten Probebibel« ruhig stehn lassen. Worauf er Seine Erklärung des »Verbum« $\delta\acute{\sigma}\acute{o}q$ gründet, hat er verschwiegen: möglicher Weise zunächst auf irgend eine ältere Ausgabe des von seinen Schülern, den Herren Staatsrathen Mühlau und Volck, neu herausgegebenen Wörterbuchs von Gesenius²⁾. Die Quelle der Uebersetzung »Unrecht thun« wird in der bekanntlich von Melancthon für Luther eingesehenen Septuaginta fließen³⁾.

Auch die von dem Herrn Akademiker ADillmann aufgearbeiteten

1) PdeLagarde, die revidierte Lutherbibel des Halleschen Waisenhauses, Goettingen 1885, 26 ff.

2) PdeLagarde, Mittheilungen 1 208—239 2 20.

3) Es ist bekannt, daß Luther von des auf dem talmudisch gelehrten Raši ruhenden Commentare des Nicolaus de Lyra vielfach abhängig ist (Merx, Archiv, 1 428 ff.). Nicolaus schreibt zu der Stelle Levit. 19, 13 »calumnia enim est extorsio rei alienae cum quadam apparenti ratione sed non vera«, und zu »vi« »motu voluntatis iniquae absque rationis allegatione«. Raši merkt (Berliners Ausgabe 218) zu יעשק an זה הכובש שכר שכיר »das ist der, welcher Lohn eines Lohnarbeiters inne behält«.

Commentare Knobels zum Leviticus (1880) 553 und zum Deuteronomium (1886) 354 bieten nicht das Erforderliche.

Es erscheint nicht nothwendig, in diesem Zusammenhange die Auffassung zu besprechen, welche die Ausdrücke $\delta\acute{\sigma}\acute{o}\zeta$ und $goz\acute{o}l$ bei den ältesten Uebersetzern des alten Testaments gefunden haben: denn es handelt sich für den Rechtsstreit darum, zu erfahren, wie der Talmud denselben versteht. Es genügt meines Erachtens, hier darauf hinzuweisen, daß $\delta\acute{\sigma}\acute{o}\zeta$ im Pentateuche durch $\acute{\alpha}\delta\iota\kappa\epsilon\iota\nu$ wiedergegeben wird, einem in der Sprache der Septuaginta farblosen Worte, daß aber sich auch folgende Parallelen aufstellen lassen:

$\text{עָשָׂה} \acute{\epsilon}\sigma\upsilon\kappa\omicron\phi\acute{\alpha}\nu\tau\eta\sigma\epsilon$ Psalm. 119, 21 Proverb. 14, 33 22, 16 28, 6
Iob 35, 9 Eccles. 4, 1: und (der rechts stehende Syrer übersetzt aus der LXX, der links stehende aus dem Urtexte)

Psalm. 72, 4	עָשָׂה	$\sigma\upsilon\kappa\omicron\phi\acute{\alpha}\nu\tau\eta\sigma$	ܥܫܐ	ܥܥܘܫܐ
Psalm. 119, 134	עָשָׂה	$\sigma\upsilon\kappa\omicron\phi\acute{\alpha}\nu\tau\iota\alpha$	ܥܫܐ	ܥܥܘܫܐ
Eccles. 5, 7	»	»	$\text{ܥܫܐ}^1)$	»
Eccles. 7, 7 [andre 8]	»	»	ܥܥܘܫܐ	»
Eccles. 4, 1	$\text{עָשׂוּקִים}^2)$	$\sigma\upsilon\kappa\omicron\phi\acute{\alpha}\nu\tau\iota\alpha$	ܥܥܘܫܐ	ܥܥܘܫܐ
Prov. 28, 16	רַב מְעַשְׂקָה	$\mu\acute{\epsilon}\gamma\alpha\varsigma \sigma\upsilon\kappa\omicron\phi\acute{\alpha}\nu\tau\eta\sigma$	$\text{ܥܥܘܫܐ}^3)$	ܥܥܘܫܐ

Hier ist zunächst interessant, daß für $\delta\acute{\sigma}\acute{o}\zeta$ und dessen Ableitungen die technischen Ausdrücke des griechischen Rechts $\sigma\upsilon\kappa\omicron\phi\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\iota\nu$ $\sigma\upsilon\kappa\omicron\phi\acute{\alpha}\nu\tau\iota\alpha$ $\sigma\upsilon\kappa\omicron\phi\acute{\alpha}\nu\tau\eta\sigma$ eintreten, allerdings nicht in dem einst in Athen üblichen Sinne: Herr College Herman Sauppe, den ich befragte, war außer Stande, mir über den etwa im Reiche der Seleuciden oder Ptolemäer herrschenden Sprachgebrauch in Betreff jener griechischen Vokabeln etwas zu sagen, und Muße selbst weiter zu suchen habe ich nicht. Mir scheint hier das Bestreben vorzuliegen, einen Rechtsausdruck praecise zu fassen.

Weiter ist interessant, daß der mit dem Urtexte unbekannt zweite Syrer als Uebersetzung der ihm vorliegenden griechischen Uebertragung eben die Wurzel verwendet, welche der Grieche aus dem Hebräischen wiedergegeben hatte. Es liegt der Kreislauf vor: $\text{עָשָׂה} = \acute{\epsilon}\sigma\upsilon\kappa\omicron\phi\acute{\alpha}\nu\tau\eta\sigma\epsilon = \text{ܥܥܘܫܐ}^4)$.

Drittens ist das ܥܥܘܫܐ des älteren Syrers wichtig (gelegent-

1) غلبة Abulwalid 553, 18.

2) ist nicht Participium Passivi, sondern das ܥܥܘܫܐ der letzten Spalte, zu erläutern aus meinen Semitica 1 19, 9 68 Symmicta 2 101. [ZDMG 32 404/405 !!]

3) die Echtheit des Textes wird durch den aus dem Syrer abschreibenden Chaldäer zweifelhaft, der (meine Ausgabe 142, 3) סגיען עושקוי bietet.

4) Meine Praetermissa 15, 14: Titus von Bostra griech. 3, 33 18, 33.

lich so auch der Chaldäer), da $\text{זלם} = \text{ظلم}$ ist, acting in whatsoever way one pleases in the disposal of the property of another (Lane 1920¹).

Delitzsch hätte durch das bekannte Buch »das Haus Aharons«⁵), das mir für ähnliche Untersuchungen dient, und ihm bekannt sein muß, leicht ermitteln können, daß über die zwei Verba jener Stellen im Talmud ausführlich gehandelt wird. Derselbe Tadel wie den Herrn Delitzsch trifft den Ausleger des Pentateuchs, den Herrn Akademiker Dillmann. Die Hauptstelle — und für den vorliegenden Fall darf ich mich auf diese beschränken —, die Hauptstelle kann jedermann in des Herrn Rabbiner [welcher Gemeinde?] Doctor [welcher Facultät?] ASammter 1876 zu Berlin ausgegebenen, von Herrn Delitzsch, wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, öffentlich gelobten Uebersetzung des Talmudtraktats Bâba meçî:â 111 ff. nachlesen. זָּשׁוּב bedeutet »vorenthalten«, גּוֹזֵל »ableugnen« was man dem Arbeiter schuldig ist. Weiteres bitte ich aus der angezogenen Stelle selbst zu beziehen. Es steht da noch Manches, was den Richtern zu kennen vielleicht erwünscht ist. Delitzsch hätte schon aus ECastles lexicon heptaglotton 2933 sich belehren können und sollen, und die dort angeführten Schriftsteller

LdeDieu zu Lucas 3, 14 [Critica sacra, Amsterdam 1693, Seite 436 437], der auf DQamhîs allbekanntes, diesmal (was LdeDieu nicht wußte) auf die von mir schon angeführte Talmudstelle zurückgehendes Wörterbuch verweist, und wohl auch [C]L'Empereur [van Oppyck] Kama 248 (das heißt, dessen בְּבַיָּת קַמָּא , porta anterior, sive de legibus Hebraeorum forensibus, ein zu Leiden 1637 in Quart herausgegebenes, mir unzugängliches, auf der Bibliothek der reformierten Universität Marburg vermuthlich vorhandenes Buch)

hätten ihm zeigen müssen, daß die zwei Stellen des Pentateuchs — von denen er allerdings nur Eine anführt — aussagen, daß kein Jude einem Juden (nach der andern Stelle auch einem in Palaestina wohnenden NichtJuden nicht)

den Lohn vorenthalten oder einhalten darf, und daß Levit. 19, 13 von den Tosaphisten — nach Herrn Delitzsch — zu Ungunsten der NichtJuden dahin gedeutet wird, daß NichtJuden gegenüber es gestattet sei, den Lohn vorzuenthalten oder einzubehalten.

Das bisher Gesagte ergibt:

Eine dem Talmud beigedruckte Urkunde, deren verhältnis-

5) Ich benutze es stets in der zu Frankfurt an der Oder im Jahre תרי"ג erschienenen Ausgabe.

mäßige Minderwerthigkeit der Beklagte auf seinem Bildungsstandpunkte nicht zu kennen brauchte, erklärt ausdrücklich, daß es dem Juden einem nichtjüdischen Lohnarbeiter gegenüber erlaubt sei, den Lohn vorzuenthalten (nicht pünktlich auszuzahlen) oder ihn ganz an sich zu behalten. Diese Urkunde bietet auch nach des — hier nicht sachverständigen — Herrn geheimen Kirchenrath Delitzsch Auffassung einen Sinn, der den Nichtjuden einer anderen Behandlung zu unterwerfen gestattet, als nach deutscher und nach christlicher Auffassung Recht und Anstand verlangen.

B.

Rohling schrieb:

Hält die christliche Obrigkeit den Talmudjuden zum Eide an, so kann man in Rücksicht auf die erörterten Principien nicht umhin zu denken, der Jude erachte sich wegen Zwang nicht verpflichtet, die Wahrheit zu sagen.

Darauf Delitzsch (40):

Es ist wahr: in Betreff des abgedrungenen Eides und der zulässigen reservatio mentalis enthält der Talmud Regeln und Beispiele, welche ebenso verwerflich sind als

schreibe: wie

die mindestens gleich verwerflichen und ungleich weniger entschuldigenden Principien der casuistischen Moral des Jesuitenordens.

Welches Letztere weder bei Delitzsch noch bei mir zur Sache gehört, also auf sich beruhen mag. Daß der »Talmud«, auf den es in dem vorliegenden Rechtshandel allein ankommt, »verwerfliche Regeln und Beispiele« in Betreff des abgedrungenen Eides und der zulässigen reservatio mentalis enthält, gibt der Herr geheime Kirchenrath Delitzsch zu, wovon ich Akt nehme. Hier sind es nicht die Tosafisten, hier ist es der Talmud im eigentlichen Sinne des Wortes, mit dem wir es zu thun haben.

Nur möchte ich nicht behaupten, daß die von FzDelitzsch anerkannten »verwerflichen Regeln und Beispiele« »christlicher Obrigkeit« gegenüber gelten. Sie gelten natürlich nur einer »Obrigkeit« gegenüber, da Eide abzunehmen überall Sache der »Obrigkeit« ist. »Christliche Obrigkeit« kennt der Talmud meines Wissens nirgends. Doch ist dies für die vorliegende Rechtsfrage vermuthlich gleichgültig.

Ich erlaube mir — indem ich dem Herrn geheimen Kirchenrath Delitzsch überlasse, wenn er es nöthig findet, sich selbst zu widerlegen —, auf Eine Stelle des Talmudtraktats Bâbâ qammâ 113² auf-

merksam zu machen, von der ich auch eine von einem Juden angefertigte Uebersetzung vorlegen kann: ich will zeigen, wie schwer es ist, den Talmud richtig zu beurtheilen, wie wenig Verlaß auf das ist, was diese oder jene Autorität aus ihm herausliest.

רבא ואיתומא רב הונא . . . בר ישראל דידע סהדותא לגוי ואזל
ואסהיד ליה בדיני דנכרי על ישראל חבריה משמיתין ליה:

Eisenmenger entdecktes Judenthum
2 479.

Wann ein Israelit ein Zeugniß vor einen Goi oder Christen¹⁾ weiß, und geht hin, und gibt bey dem Gericht der Gójim oder Christen¹⁾ vor denselben wider den Israeliten Zeugniß, so thun wir ihn in den Bann Schammátha.

Rabbinowicz législation civile du
Thalmud 2 470²⁾.

Rabba ou rab Ioseph défendit aux Israelites d'aller déposer un témoignage devant les juges de megistha non compétents, parce que ces juges païens³⁾ jugent mal; ils condamneront au paiement sur la foi d'un seul témoin, ce qui n'est pas légal.

Der »Doctor« Rabbinowicz kann noch nicht einmal das hebräische נְכָרִי = nochrî (= Fremder, NichtJude) richtig aussprechen: er liest es 2 465 Nakheri [»zunächst von נְכָר מְהֻלָּא-וּלְכָר« Mühlau-Volck], und erklärt »une certaine peuplade barbare ou une certaine classe d'individus pervers, à l'exclusion des autres païens«. Wie er אַרִיס als technischen Ausdruck⁴⁾ (Gegensatz חֲכָר) nicht erkennt, so versteht er nicht, daß es sich um den Gegensatz von דיני דמגיסתא und בי דוואר handelt, meinethalben einem Gerichte erster und zweiter Instanz: er merkt nicht, daß בי דוואר die neupersische, also befremdliche, Gestalt des alten δαδουαρ (in σπα-δαδουαρ) und קלמטלמטל (Lagarde, gesammelte Abhandlungen 36, 24 187, 11 [1866]) ist: er läßt sich die Parallele Paulus an die Corinthier α 6, 1—6 entgehen: er macht dem Leser nicht klar genug, daß das, nach dem Pentateuche gemessen, nicht einwandfreie *Processverfahren* eines bestimmten »heidnischen« Gerichts es ist, das die Verordnung des Talmud hervorgerufen hat, und setzt seine Quelle nicht mit dem jetzt zum Ueberdrusse gehörten דינא דינא דינא (דמלכותא דינא⁵⁾) auseinander »Satzung der Obrigkeit ist Satzung«, das sich doch nicht allein auf »Gesetze«, sondern auch auf die Prozessordnung erstrecken muß.

1) der Zusatz »oder Christen« ist unrichtig: es handelt sich nicht um die Religion, sondern um die Rasse.

2) auch auf Blatt 114¹ vorgreifend, aber Eisenmengers Uebersetzung ist völlig wortgetreu.

3) Davon sehe ich im Urtexte nichts, wenn nicht נְכָרִי païen ist.

4) PdeLagarde Semitica 1 50 [1878], nicht citiert von Herrn SFränkel, aramäische Fremdwörter im Arabischen, 128 [1886].

5) דינא דינא דינא 113² Zeile 12 vom Ende.

Eisenmenger hingegen übersetzt leidlich genau, aber ohne jede Rücksicht auf den Zusammenhang seines Texts.

C.

Rohling ⁴ 35 [= Rohling ⁶ 60]:

Es ist nach dem Talmud erlaubt, die Gottlosen zu betrügen, weil geschrieben stehe: gegen die Reinen zeigst du dich rein[,] und gegen die Verkehrten zeigst du dich verkehrt.

Delitzsch 36 ff.:

Die angezogenen Stellen wollen keine allgemeine Regel aufstellen, sie erzählen nur, wie Iacob sich anheischig machte und für berechtigt erklärte

also doch, der Erzvater [meine deutschen Schriften 28 Ende]

Labans trügliche List durch trügliche List zu überbieten.

Es trifft sich glücklich, daß »Dr. M. Rawicz, Bezirksrabbiner in Schmieheim (Baden)« den Traktat Megilla, auf den es hier ankommt, ins Deutsche übertragen hat: das Buch ist in Frankfurt am Main bei JKaufmann zu erhalten. Herr Rawicz 41 übersetzt:

. . . . Rahels. Als sie Jakob heirathen wollte, sagte sie zu ihm, ich bins wohl zufrieden, aber meinen Vater kannst du nicht so leicht überlisten[,] und ihn für dich gewinnen. Jacob erwiederte, ich verstehe mich auch auf Betrug. Da fragte Rahel verwundert, darf denn ein frommer Mann Betrug und List anwenden? Darauf zitierte er den Vers II Samuel 22, 27.

= Psalm 18, 27.

Traktat Megilla, der eilfte der zweiten Ordnung, Blatt 13².

Allerdings ist hier kein Sittengebot gegeben, aber als Norm dürften den Talmudlesenden Juden die oben in eines Juden äußerst ungenauer Uebersetzung mitgetheilten Sätze doch gedient haben. Die entsprechenden Worte lauten in der Urschrift (Rabbinowicz bietet in seinem Grauen erregenden Wüste keine für mich wesentliche Variante)

אבא רמאי הוא ולא יכלת ליה: אמר לה אחיו אנא ברמאות:
אמרה ליה ומי שרי לצדיקי לסגויי ברמיותא: אמר לה אין עם
נבר תתבר ועם עקש *תתפל:

was in verständlichem Deutsch etwa zu geben wäre:

Sie sprach zu ihm Mein Vater ist ein Hauptbetrüger, du wirst nichts wider ihn vermögen. Er antwortete ihr Im Betrügen nehme ich es mit ihm auf. Sie sprach zu ihm Und wer hat Gerechten erlaubt betrügerisch zu handeln? Er gab ihr zum Bescheide Steht etwa nicht geschrieben¹⁾ Bei den Reinen

1) Ich benutze die Judendeutsche Uebersetzung des Ioseph Athias, welche,

thuſtu dich leiten, und mit den Forkrimmten thuſtu for-
krimmen?

Rohling ⁶ 63:

Der Talmud ſagt: »Einen Goj darſt du betrügen, und Wucher
von ihm nehmen.«

Vergleiche oben Seite 4 die Frage des Gerichts.

Delitzsch ⁶ 84:

Nein, Letzteres ſagt das moſaiſche Geſetz

Deuteronomium 23, 19 20 (oben bei mir Seite 12): hört, hört!

[,] und Erſteres ſagt weder dieſes noch der Talmud.

Aber ſteht die eben ausgeſchriebene Stelle nicht im Talmud?

D.

Rohling ⁶ 65:

Der Talmud ſagt: Wer einem Goj das Verlorene wiedergibt,
dem wird Gott nicht vergeben.

Delitzsch 46 ff.:

Die Stelle Sanhedrin 76^a iſt hier verkürzt, um abstoßender
zu wirken. Allerdings iſt es talmudiſche Folgerung aus Deut.
22, 3, daß den Heiden

NichtIsraeliten = Gojim

das

von einem unter ihnen

Verlorene nicht wiederzugeben ſei, um nicht dadurch die
Macht der Heiden

NichtIsraeliten = Gojim

zu ſtärken.

Das Citat des Herrn Delitzsch glaube ich für einen Schreibfehler
anſehen zu müſſen. *Συνέδριον* 76 liegt innerhalb des neunten Ka-
pitels des Traktats *Συνέδριον*, von welchem Traktate zur Bequem-
lichkeit der Herren Richter in des Blasius Ugolini theſaurus anti-
quitarum sacrarum (Venedig 1762, Folio, XXV) eine lateiniſche Ueber-
ſetzung gedruckt iſt, in der Kapitel neun von Seite 803 bis zur Seite
852 läuft. Hierauf verweiſe ich.

»Das Haus Aharons« öffnet ſeine Pforten auch mir. Die klassi-
ſchen Stellen für die talmudiſche Auslegung der Geſetzesſtelle Deu-
teronomium 22, 1—3 ſind *Bâbâ meçî:â* 2 26 27 31 — alles in Sammter
ſchon angeführter Ueberſetzung von den Herren Richtern im Zusam-
menhange nachzuleſen, da ich hier nicht Folioſeiten ſchreiben
kann — *Bâbâ qammâ* 6 7 10 56 81² 113² *Συνέδριον* 73¹ *Hullîn* 6 87¹
dem großen Kurfürſten gewidmet, 1687 zu Amſterdam erſchienen iſt. Vulgata:
cum electo electus eris: et cum perverso pervertéris.

Gittin 4 45¹. Mir genügt, diese Stellen zu citieren: ich muß dem Herrn Delitzsch überlassen, sein oben wiederholtes Zugeständnis (siehe jedoch mich 21 unten) zu vertreten. In der kurzen mir zugemessenen Frist kann ich, da meine andren Arbeiten fortlaufen, diese Stellen nicht so durchnehmen, daß ich mich unter meinem Eide über sie zu äußern wagen dürfte.

E.

Ich füge zu dem Vorstehenden noch etwas hinzu, das den Hochmuth der jüdischen Rasse anschaulich machen, und zur Erklärung dafür dienen wird, daß die Juden als ein besseres Volk echt heidnisch alles was nicht wie sie selbst ist, für minderwerthig ansehen, während die christliche Anschauung sich schließlich ganz andershin ausgestalten muß. Nicht »Humanität« zu entwickeln, ist die Aufgabe der Geschichte. Jeder Mensch soll als ein von andren Menschen verschiedener neben andren, deren eigenartige Tüchtigkeit er anzuerkennen hat, etwas sein und leisten: und wie der Mensch neben den Mitmenschen, so soll das Volk neben den Mitvölkern stehn. Wir gelangen so zu der Idee von einem harmonischen Chore der Geister, zur Ablehnung Einer großen Nation, weil es Nur große Nationen gibt. Wir gelangen dazu, eine Nation, welche, wie die jüdische das that und thut, sich als eine vor andern, als einzig erwähnte ansieht, des Heidenthums und des Atavismus zu beschuldigen.

Rohling ⁶ 58:

Der Talmud sagt, der Same eines Fremden, der kein Jude ist, sei Viehsame.

Der eines Zola würdige Ausdruck »Same« findet sich so auch in der babylonischen, aus Babylonien nach Palaestina übertragenen Fluthsage: siehe PHaupt bei ESchrader, die Keilinschriften und das alte Testament ², 62¹ 503.

Delitzsch 44 ff.:

Die alten Völker pflegten so nationalstolz zu sein, daß sie sich schlechtweg als Menschen bezeichneten.

Beweis? homo? ἄνθρωπος? Mensch?

. . . . Das mosaische Gesetz erhebt Israel auch

»auch«? füge wohl »in der That« hinzu

auf eine höhere Stufe gegen die übrigen Völker, aber der Schluß, den die traditionelle Gesetzesauslegung aus Stellen wie Lev. 1, 2 in Zusammenhalt mit Ezech. 34, 31 zieht

also eingestandenermaßen zieht

, ist eine Ueberspannung dieser Bevorzugung, eine solche zwar, welche dem Heiden

Goj, Mehrheit Gojim

im Allgemeinen den Menschennamen und die Erhabenheit über die Tierwelt keineswegs abspricht,

wie gütig!

aber Israel doch dermaßen speziell und vorzugsweise als Menschen (adam) betrachtet, daß die Völker

also auch die Deutschen

dagegen mit dem Vieh (behēma) auf eine

schreibe: Eine

Stufe zu stehen

schreibe: stehn

kommen. Das lautet schrecklicher als es gemeint ist, denn für uns lautet »Vieh« wie ein Schimpfwort, was es in dieser Verhältnisbestimmung nicht sein soll.

Gewis nicht: aber es soll meines Erachtens eine Characterisierung sein, es soll aussagen, daß NichtIsrael im Vergleich mit Israel ohne höheres, ideales Leben sei. Das mag zu der Zeit, in der Israel — nach der jetzt orthodoxen Ansicht — der alleinige Träger der Offenbarung war, wenn auch »semitisch«, also unschön, ausgedrückt, richtig gewesen sein: heutzutage, nachdem durch die Entstehung der Kirche und die Folgen dieses Novum Israel jede Existenzberechtigung verloren hat, und nur noch als Schlacke, werthlos, und darum störend und widerwärtig, umherliegt, heutzutage gilt es nicht: denn seit fast 2000 Jahren treibt Israel nichts als Hausiergeschäfte, auch in der Presse und der Litteratur: es ist ohne jeden Ertrag für die Geschichte als den negativen, daß alle Völker, in denen es zur Macht gelangt, untergehn: man braucht nur an Spanien, Polen und die beiden Leithanien zu denken, um für unser armes Deutschland zu fürchten. Ohne Ausnahme alles was dem Menschengeschlechte etwas werth ist, haben, nachdem die Kirche entstanden, NichtSemiten, NichtJuden erarbeitet. Und sind »Vieh«.

4.

Ich habe bereits oben 6,5 darauf hingewiesen, daß aus dem Talmud alles Mögliche herausgelesen werden könne. Neben den Aussprüchen, die ich angezogen habe, laufen andere her, die das Gegentheil derselben aussagen. Gelegentlich trieft der Talmud von Humanität, und ich will im Großen und Ganzen — nicht aus genauer Prüfung des Einzelnen — dem Herrn Delitzsch zugeben, was er in dieser Hinsicht gegen Rohling vorgetragen hat: nur muß ich freilich darauf hinweisen, daß Maimonides und seines Gleichen (die im Nach-

worte 56—64 angeführten Schriftsteller) außer Spiele zu bleiben haben, sowie es sich um den »Talmud« handelt.

Der »aufgeklärte« Jude wird die Eine Reihe Stellen vorführen, der unter der Judenplage seufzende Deutsche die andere. In einer Provinz, die erheblich unter den am 1 März 1887 von dem geheimen Oberregierungsrathe Thiel ¹⁾ öffentlich geschilderten Zuständen leidet, wird man in den von mir nach FzDelitzsch angeführten Talmudstellen mindestens Milderungsgründe für juristisch anfechtbare Aeußerungen eines Gegners der Juden zu finden wissen. Die von mir angeführten Aussprüche stehn ohne Frage im Talmud, und was FzDelitzsch dem Professor Rohling hat einräumen müssen, dürfte sich weder zurücknehmen noch ermäßigen lassen. Diese Thatsache kommt dem Angeklagten zu Gute, der freilich weit richtiger und klüger gehandelt haben würde, wenn er den Talmud, von dem er doch gar nichts versteht, in seinen Reden unerwähnt gelassen hätte.

An und für sich gilt für Aufwärmung längst vergangener Verfehlungen das Pfui des Königs Friedrich Wilhelm des vierten, von dem ich in meinen deutschen Schriften 432 und in meinen Mittheilungen 2 301 302 gesprochen habe: aber es gilt einer solchen Aufwärmung gegenüber nur, wann jene alten Verfehlungen sich nicht fortsetzen. Die öffentliche Meinung Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands glaubt, daß die »Juden« im großen Ganzen — jede Ausnahme im Einzelnen wird natürlich bereitwillig zugegeben und anerkannt — praktisch, auch ohne vom Talmud direkt Kenntniss zu haben, diejenigen Anschauungen des Talmud vertreten, welche die Juden als eine superiore und mit Nichtjuden auf einer Art Kriegsfuß stehende Rasse ansehen, daß die Juden eine von der unsrigen verschiedene Moralität besitzen. Es wird den Juden nicht gelingen ein anderes Urtheil über sich zu erzielen als das aller Orten, wo nicht der Freisinn und das Antichristenthum herrscht, gefällte, wenn sie nicht des von ihnen so beschwärmten Nathan Rath befolgen, sich bei den Menschen, in Deutschland bei deutsch empfindenden Menschen, *angenehm* zu machen: Klagen beim Staatsanwalte helfen ihnen so wenig wie der landläufige Antisemitismus uns Deutschen hilft. Das Geldmonopol einer wirklichen Reichsbank, Hinderung des fortwährenden Zuzuges landfremder Juden, die äußerste Sparsamkeit, Nüchternheit und Besonnenheit aller einzelnen Deutschen, eine wirkliche, ernste, nicht dem Staate unterworfenen Kirche — das alles zusammen wird die Gefahr beschwören:

1) Meine Mittheilungen 2 338. Der Bericht, der dort erwähnt wird, ist dem Vernehmen nach seitdem erschienen, und dürfte den Herren Richtern wenn nicht schon bekannt, so doch leicht zugänglich sein.

Aeußerungen wie die unter Anklage gestellten sind jedenfalls, vom Standpunkte der Politik aus betrachtet, eine sehr große Thorheit.

Um in keiner Weise misverstanden zu werden, bitte ich die Herren Richter meine deutschen Schriften (Gesamtausgabe letzter Hand) 28—31 43—44 68—69 73—74 78 122 196—197 237—238 285—293 305 322—331 407—414 468—472 496—499 sowie den zweiten Band meiner Mittheilungen 108—162 262—351 nachzulesen: beide Bücher müssen auf der Universitätsbibliothek zu Marburg vorhanden sein.

Schließlich beantrage ich noch, die Herren Richter wollen sich aus einer lateinischen oder deutschen Uebersetzung einiger Traktate des Talmud eine Vorstellung von der Schwierigkeit verschaffen, welche die Lesung dieses Wustes hat: ich empfehle des Blasius Ugolini schon vorher angeführten thesaurus, dessen Inhalt in IGMeusels bibliotheca historica 1 2, 119 ff. angegeben ist: ferner empfehle ich Rabes Uebertragung des Traktats Berachoth, Ewalds Aboda zara, Sammters Baba mezia.

2.

سغود

Will man zu سغود = **سغود** Elias § 14 = Praetermissa 38, 71 [Brat]Spieß (Fränkel 90) nicht **չափոր** (meine armenischen Studien § 1677) hinzubalten, um an dem Auslaute zweifeln zu lernen? **չափոր** steht schon bei Moses Kōrenazi γ 37, und liefert ein bei demselben Schriftsteller α 28 zu findendes **չափոր** »durchbohren«: armenische Studien § 1677 und Seite 180 — seit dem Jahre 1877.

3.

زندان

زندان bei Farhâd 14 (die andere Handschrift **زندان**) wird Niemand richtig stellen (wenigstens PSmith 1083 hat nichts gemerkt), der nicht aus der römischen Ausgabe des Iacob von Nisibis 446, 22 erfahren hat, daß der Armenier hier **բանասպետ** setzt, also eine Ableitung des persischen **زندان** »Gefängnis« anzuerkennen ist. Diese Ableitung dürfte als **زندان** = **زندان*** zu buchen sein. Auch **زندان** wäre möglich.

Les actes des martyrs de l'Égypte tirés des manuscrits coptes de la bibliothèque vaticane et du musée Borgia. Texte copte et traduction française par Henri Hyvernat. Volume I. Paris, 1886.

Man weiß aus dem ersten Bande meiner Mittheilungen 202 seit dem Juli 1884, daß die Propaganda für den Augustiner-Mönch Ciasca neue koptische Typen hat schneiden heißen. Diese Typen kann man seit 1885 im ersten Bande von Ciascas *sacrorum bibliorum fragmenta copto-sahidica musei borgiani* sich ansehen: sie sind von Herrn Rayper in Genua (Ciasca xvii) den von mir in den *Aegyptiaca* und der *Catena* benutzten — nicht immer glücklich — nachgebildet: es wäre billiger und auch, nicht bloß was den Geldpunkt anlangt, empfehlungswerther gewesen, die von mir vervollständigte Londoner Schrift in London zu kaufen: ein großer Fortschritt ist, daß auch eine Notenschrift desselben Zuges wie die Textschrift beschafft worden ist, die mir abgeht: ich bin für die Anmerkungen auf Idelers Waare angewiesen.

Vater Ciasca scheint für das Aegyptische Ferien zu haben, was für mich sehr empfindlich ist. An seiner Stelle druckt mit den Typen der Propaganda Henri Hyvernat. Es macht mir Freude, die Aufmerksamkeit auf den ersten Band seines Werkes hinzulenken, das ich nicht beurtheile, das ich nur anzeige. *Le but* des Herrn Herausgebers ist *avant tout philologique*, was — meine *Onomastica*² vij, meine Mittheilungen 2 372 — dazu beitragen wird, seinem Werke einen etwas weniger minimalen Käuferkreis (natürlich denkt man auch da nur an Bibliotheken) zu verschaffen, als ein theologischen Untersuchungen dienendes Buch erwerben würde: allerdings hat dann und wann auch ein Kirchenrath ein Interesse an Heiligenleben, wie der in meinen Mittheilungen 1 381 ff. für die Nachwelt aufbewahrte.

Vorab ist es mit Dank anzuerkennen, daß Hyvernat den Weg Francesco Rossis wandelt, und anspruchslos diejenigen Texte vorlegt, die in seinem Wohnorte ihm bequem zur Hand sind, uns Deutschen erst nach Aufwendung beträchtlicher Mittel zu Gebote stehn würden. Hätte ich gewußt, daß F. Rossi die çafdischen Papyrus zu

Turin herausgeben wollte, so würde ich niemals Zeit, Geld und Kraft an die Veröffentlichung der çafidischen Uebertragung der Weisheiten gewandt haben, zumal es, je schlechter die Handschrift erhalten ist, desto mehr Noth thut, die Druckbogen vor dem Imprimatur mit ihr selbst zu vergleichen.

Ich wütsche freilich, daß auch in Neapel uns ein Aegyptologe heranwachse, der uns die dort allein (Lord Zouche besitzt nur wenig von ihnen) zu treffenden Werke des Šenute und Besa herausgäbe. Denn vorab kommen doch die Classiker, nach diesen erst kommt der große Haufen. Und Šenute und Besa sind es, die bis auf Weiteres für uns die neuAegyptische Sprache in ihrer Blüthe darstellen, womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß nicht in meinen Aegyptiaca zum Theil archaischeres Aegyptisch steht als nach dem jetzt Bekannten Šenute und Besa uns bieten werden.

Hyvernats erster Band enthält die Akten:

Eusebius Sohn des Basilides, <i>στρατηλάτης</i>	23	Mechir.
Macarius » » » , aus Antiochien.		
Apater und dessen Schwester <i>ηρα</i> , Kinder des <i>στρατηλάτης</i> Basilides.	28	Thôut.
Pisura (verwandt mit dem Martyrium des Ignatius).		
Pirôu und Athôm aus Tasempoti im Nomos Busiri.	8	Epêp.
Iohannes der Priester und dessen Genosse Symeon.	11	Epêp.
Ari, Priester zu Šetnufi.	9	Mesôrê.
Macrobius, Bischof von Pšati.	2	Phamenôth.
Petrus von Alexandria.	29	Athôr.
Didymus. Sarapamôn.		

Es würde mich freuen, wenn Hyvernats gelegentlich einen Blick in meine Arbeiten würfe: die von Hyvernats bearbeitete Litteratur ist international, und ich bin seit frühester Jugend darauf aus, Lehnwörter auszuscheiden, da nur nach Ausscheidung *alles* Entlehnten das gewonnen werden kann, worauf es der Wissenschaft schließlich allein ankommt, Kenntnis in sich geschlossener Persönlichkeiten. Etwa 166 Ende erläutert sich *me àhens* aus § 1974 meiner armenischen Studien.

Henri Hyvernats hat für seine Studien die Handschriften des Vatican in beneidenswerther und ihm besonders gerne gegönnter Weise zur Verfügung: er kann leicht zusammentragen, was wir, ohne Handschriften arbeitend, unter fortwährendem Irren suchen müssen.

Unumgänglich ist, daß die Zeilen gezählt werden: meine Mittheilungen 2 243 unten.

Einen besonderen Dank haben wir Herrn Henri Hignard abzustatten, der die Druckkosten des angezeigten Bandes bestritten hat.

5.

Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der
Georg-Augusts-Universität zu Göttingen. 1888, Stück 1.

Eine vergessene Handschrift des sogenannten Fragmententargums.

*Vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der königlichen Gesellschaft der
Wissenschaften, am 3 December 1887.*

StEuAssemani und IosSimAssemani (ה'שמעוני = السمعاني) veröffentlichten in dem 1756 erschienenen Bibliothecae . . . vaticanae catalogus 1 1, 400 eine Beschreibung der Handschrift Hebr. 440 des Vatican, und berichteten, in ihr finde sich eine Abschrift des von Wolf BH 2 1168 besprochenen sogenannten jerusalemischen Targums zum Pentateuche. Der Codex sei alt, auf Pergament geschrieben, einst Regio-Alexandrinus, und habe einmal einem חנך בן ברך Wailliel gehört.

Auf diese Nachricht wies 1832 in seinem Buche über »die gottesdienstlichen Vorträge der Juden« 70 LZunz hin: den Zunz citierte 1884 in seinem Onkelos Herr ABerliner 2 123 nicht:

Für das Fragmententargum sind wir bis jetzt einzig und allein auf die Handschrift der Vaticana, cod. 440[,] angewiesen, aus welcher, wie wir⁸⁰ uns durch Autopsie überzeugt halten⁸⁰, der erste Abdruck in der rabbinischen Bibel 1518 geflossen ist.

Ich habe in meinen Mittheilungen 2 165 zu diesen Sätzen des Herrn Berliner auf Assemani und Zunz verwiesen, und auch ein paar Worte über mein eigenes Interesse an diesem »Fragmententargum« gesagt.

Nichts gesagt habe ich darüber, daß mindestens seit BKennicotts 1780 in Oxford, 1783 durch PIBrunns in Braunschweig erschienener *dissertatio generalis in vetus testamentum hebraicum* bekannt ist (der deutschen Ausgabe Seite 421), daß in der ersten Nürnberger (einst Solgerischen) Handschrift »post Deuteronomium datur etiam Targum Hierosolymitanum in Pentateuchum«.

Ich kannte diese Notiz seit meiner Studentenzeit: ich hatte 1877 den Codex während einer kurzen Anwesenheit in Nürnberg selbst angesehen, Kennicotts Angabe richtig befunden, und mir Notizen auch über andere mich interessierende Nürnberger Handschriften gemacht: aber da der Herr Abraham Berliner, »dessen Ansehen zur Zeit so groß ist« (meine Mittheilungen 2 285), in seinem Onkelos 2 251 diesen Codex unter denen aufzählt, die er »namentlich erwähnt«, also näher geprüft und vielleicht sogar »verglichen« hat, wurde ich an Kennicotts Gewährsmann und meinen eignen Augen irre. Unmöglich konnte Herr Berliner 2 123 schreiben was ich oben ausgezogen habe, wenn dieser sein Hauptcodex (Onkelos 2 251) das enthielt, was ich — nach Aeltern — 1877 in ihm erblickt hatte. Ich erbat also — eher gieng es nicht an, da das Jubiläum der Universität und drei Reisen mich hinderten — unter dem 28 October 1887 die Handschrift, die nach verschiedenen Zwischenbriefen am 22 November auf der hiesigen Bibliothek eintraf.

Diese Handschrift enthält in der That in ihrem zweiten Bande 119 bis 147 das »Fragmententargum« ganz ebenso, wie ich 1877 es gesehen hatte. Für denjenigen Leser, der Lateinisch versteht, genügt die mit Bleifeder auf 147 niedergelegte Bemerkung zur Orientierung:

Finis Targum Hierosolymitani, qui simul est finis versus ultimi Deuteronomii.

Der Text weicht, so weit ich ihn verglichen habe, was nur in nicht umfänglicher Weise geschehen ist, nicht wesentlich von der Princeps ab.

Von Herrn Berliner werden wir vielleicht nun eine »kleine Berichtigung« zu lesen bekommen. Möglich auch, daß in der Zeit vom 29 October bis zum 20 November 1887 einer der Freunde des Herrn Berliner diese Handschrift des »Fragmententargums« »entdeckt« hat. Geheim zu halten war ja auf der Nürnberger Bibliothek nicht, daß ein פְּתַרְתָּ den Codex erbeten hatte. Wir wollen abwarten.

Nachtrag zu meinen Mittheilungen 2 387.

Zu den auf der angegebenen Seite erbetenen Verbesserungen ersuche ich hinzuzufügen:

345, 28 *streiche da bis* gewesen.

Wie man Hebräisch versteht.

Vorgetragen in der am 7 Januar 1888 abgehaltenen Sitzung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften.

In meinen *Orientalia* 2 1 ff. habe ich über die Schwierigkeiten gesprochen, die sich dem Lexikographen der hebräischen Sprache entgegenthürmen. In meinen Mittheilungen 1 213/214 habe ich an einem Beispiele gezeigt, wie unsicher die sogenannte Ueberlieferung über den Sinn hebräischer Vokabeln ist. In Folge dieser meiner Einsichten habe ich dann in meinen Mittheilungen 2 130 eine nur zur Controlle der von Zunz gemachten Uebersetzungen angefertigte Uebertragung einiger Gedichte des hebräischen Mittelalters »von der Vollkommenheit weit entfernt« genannt, und ebenda 138 geschrieben »Daß die auf ממ endigenden Hauptwörter immer genau im Sinne des Dichters übertragen worden sind, verbürge ich nicht«. Gleichwohl war nöthig, einige Monate danach die in den Mittheilungen 2 276/277 stehenden Sätze zu schreiben.

Um der Sache willen ist erwünscht, an den Uebersetzungen, die drei jüdische Gelehrte von Einem und demselben Gedichte geliefert haben, nachzuweisen, wie sehr ernst meine Warnungen und Vorbehalte zu nehmen sind. Die Personen jener Gelehrten sind mir so unbekannt wie gleichgültig.

Samuel hanNagîds von mir gleich abzudruckendes Gedicht hat ECarmoly 1850 in dem Literaturblatte des Orients 489 herausgegeben: dies Literaturblatt ist mir unzugänglich: ich bin auf die »Jubelschrift zum siebenzigsten Geburtstage des Prof. Dr. H[irsch] Graetz« 116 als Quelle angewiesen. Carmoly bezog das Gedicht auf »ein stammelndes Mädchen«. 1867 übersetzte AGEiger das Gedicht in seinem Buche »Salomo Gabirol und seine Dichtungen« 80, bezog es auf Avicebron, den bekannten, von SMunk neu entdeckten »Scholastiker«, und bemerkte »wenn dieser hier als Stotterer verspottet wird, so muß das nicht auf einen wirklichen Naturfehler bezogen werden, sondern es soll seine Ausdrucksweise als unbeholfen und dunkel, daher zweideutig, tadeln«.

1877 übertrug SIKaempf das Gedicht in dem Buche »das Hohelied« 56: ich entnehme seine Dolmetschung jener »Jubelschrift« 120. Er schreibt darüber »die stammelnde Geliebte«.

1887 theilte Herr Egers in jener »Jubelschrift« 125/126 seine eigene »Uebersetzung« des Gedichts mit, dem er den Titel »die stammelnde Geliebte« gab.

Ehe ich das »Gedicht« und dessen Uebersetzungen wiederhole, sind folgende Erläuterungen nöthig:

עָבִי = طي = 1) nach G δορκάς δόρκων δορκάδιον, was durch Act. 9, 36 bestätigt wird: Ταβιθά [noch mit altem Vokalstande], ἡ διερμηνευομένη λέγεται Δορκάς. Wer Estiennes Thesaurus 2 1640 nachschlägt, wird erfahren, daß für die Griechen δορκάς die wilde Ziege ist. Aelian *id* 14 seiner Naturgeschichte handelt von λιβυστίνας δορκάδες, Xenophon Anabasis α 5, 2 sah δορκάδες in Mesopotamien. Ausführlich SBochart Hierozoicon 1 γ 25. Auf Damîrîs Artikel طي 2 123 zurückzugreifen ist nicht nöthig, da EWLane 1908 zu dem Erweise genügt, daß طي für die Araber غزال = Gazelle ist: gazella dorcas = antilope dorcas, ein Thier, dessen Weibchen عنزة, also עז, also Ziege, genannt wird. Reh ist mithin falsch: Reh ist *יהמור* *سحر* *سحر* *سحر*, meine Mittheilungen 2 251.

עָבִי ist in dem vorliegenden Gedichte wer für den Consonanten ר den Consonanten ג spricht: die Uebersetzung »stammelnd« ist mithin falsch. Wann Alcibiades κόλαξ für κόραξ sagte, »stammelte« er nicht. עָבִי im Codex nur Einmal: Isaias 32, 4 = ψελλίζων G = ع. Der Zusammenhang der Stelle ergibt klar was עָבִי (wenn anders die Lesart richtig) hieß. לְשׁוֹן עָבִי תִּמְהַר לְדַבֵּר צְחֹת = לישנהון דהיה בלים ידחי למללא בצחצחון = تadel-frei«. HKiepert hat (mit ERoedigers Hülfe) am 14 Januar 1861 SBAW 128 129 *λέλεγε* mit לעג usw. zusammengebracht — עָבִי nennt er nicht —, da die Leleger »im Munde semitisch redender Völker einfach Barbaren, d. i. Nichtsemiten« sind. Er irrt. Was ψελλίζεσθαι ist, lehrt kein Geringerer als Aristoteles 660, 25 ὅσοις μὴ λίαν ἀπολέλυται ἢ γλωττα, ψελλίζονται... καὶ τραυλίζουσι· τοῦτο δ' ἐστὶν ἔνδεια τῶν γραμμάτων. Kinder haben noch nicht alle Consonanten, da ihnen, weil die Zähne, die Zahnlaute fehlen: wer wie zahnlose oder ungeübte Kinder spricht, ψελλίζεται und τραυλίζει. Wenn die Araber einen NichtAraber عالج nennen, so ist mir noch

1) Angesetzt nach Analogie von ع in ع. Der Plural טבאים beweist nichts für eine Grundform טבא, da ט zwischen zwei Vokalen schon in alter Zeit y gesprochen wurde. Vergleiche meine Bemerkungen über das aus ט in dessen beiden syrischen Formen entstandene ܬ der Armenier, Mittheilungen 1 155.

nicht ausgemacht, daß dies *عَلَج* mit jenem *עֲלַג* zusammengehört: gehört es mit ihm zusammen, so würde ich *عَجَم* wie *عَلَج* auf die zwischen Aramäern, Hebräern, Arabern trennende Lautverschiebung¹⁾ beziehen: *عَجَم* oder *عَجْم* erlaubten dem Einen Stamme den andern als *عَلَج* oder *عֲלַג* zu bezeichnen: erst später, als Semiten mit NichtSemiten zu verkehren anfiengen, werden die Ausdrücke auf radicale Sprachverschiedenheit angewandt worden sein. Man überlege die bekannten *حروف المعجم*, und erinnere sich an Fulgence Fresnels ergötzliche Schilderung der Königin von Saba, welche gewisse Consonanten dadurch in drei Klassen theilte, daß sie die holde Zunge bald hier, bald da auf die Lippen schob.

Das Bewußtsein über das Dasein einer Lautverschiebung, das in *עֲלַג* und *לַעַג* vorzuliegen scheint, stände dem Bewußtsein über die *اضداد* parallel, aus dem ich *Orientalia* 2 18 19 die Sage von der Sprachenverwirrung in Babylon erklärt habe, eine Erklärung, die für den Herrn Akademiker ADillmann wie für den Herrn geheimen Kirchenrath FzDelitzsch nicht vorhanden ist. Uebrigens wie *بِسْمِ اللّٰهِ* von *بِسْمِ اللّٰهِ* usw, können *עֲלַג* und *לַעַג* von *ע* und *ג* herkommen: wie Georg IV von England sagte I K. Hed him = I made him a K[night of] H[anover], so kann *עֲלַג* und *לַעַג* bedeuten er verwechselte *ע* und *ג*, oder *ל* und *ג*. Denn Balduin ist bei Usâma *بغديوين*: *λ = γ* [so, trotz der Tagesgrößen] und *g* (der russische General Tergukassow ist der Sohn eines armenischen Priesters [*מלך*] Lucas): vergleiche über das doppelte *ר* Dérenbourg manuel du lecteur 151 188 189, über das doppelte *ל* Michael Bar Tatar bei PMartin JAP 1872 1 376, und Saadia bei Dérenbourg manuel 207 = JAP 1870 2 515: JAP 1872 1 446 über *א* in *אא*.

עֲפָר *επεφρος*, Aquila einmal *πῶλος*, Cant. 2, 9 17 8, 14 vom Jungen des Hirsches: *עֲפָר* *εἰσγα* PdeLagarde Mittheilungen 1 105 109 ist unweigerlich Hirsch. Cant. 7, 5 *עֲפָרִים הָאֲמִי צְבִיחָה*. Also das Wort darf auch vom Gazellenjungen gebraucht werden. Das genau entsprechende *عُفْر* ist nach Lane 2273 the young of the mountain-goat: zu *gifr* schreibt Lane 2274 the young of the cow [probably meaning of the bovine antelope called the wild cow].

חֹרֵר ist im Pentateuche der Name eines opferbaren Vogels.

1) Zur Sache vergleiche auch JDérenbourg manuel du lecteur 197: Les dialectes sémitiques congénères exerçaient bien plus aisément une influence funeste sur la pureté de la prononciation hébraïque: ils ne détruisaient pas le fonds commun à tous, mais ils effaçaient les nuances propres à l'un deux Un Hollandais éprouve certaines difficultés pour la prononciation de l'allemand, et vice versa, qu'une personne étrangère à la race germanique ne rencontre pas.

Der Mosaismus kennt als opferbar nur gezähmte Thiere, folglich kann ein Zugvogel nicht opferbar sein. In der in meinem Psalterium Hieronymi 165 emendierten Stelle Psalm 74, 19 ist חורר sogar das Symbol Israels, das erst nachdem es das Evangelium verworfen hat, in das semitische Nomadenthum seiner Ahnen zurückgesunken ist. Daraus folgt, daß חורר bei Ieremias 8, 7 eine falsche Lesart sein muß, oder חורר im Pentateuche nicht τρυγών ist: was SBochart hierozoicon 2 α 9 gesammelt hat, kenne ich.

סרס ist nicht bei Isa. 38, 14 wohl aber bei Ierem. 8, 7 die Randlesart für סרס des Textes: öfter als in den genannten zwei Stellen kommt סרס als Name eines Vogels nicht vor. SBochart behandelte das Wort im Hierozoicon 2 α 10. Ⓞ beide Male χελιδών: ⓧ bei Isaias סרס, bei Ieremias der Folge der Worte in מל gemäß כורכי, in Wahrheit wohl (mit Artikel) סנוניחא: siehe nachher das Citat aus Abûlwalîd. Ⓢ beide Male (mit Artikel) سنونو. Einheitsform sunûnuwat und sunûniyat, verzeichnet Freytag 2 368¹: das Wort ist durch den von Bochart beigezogenen Damîrî sicher, den man in dem Bûlâqer Drucke 2 45 einsehen wolle — unter Vergleichung von Qazwînîs âgâib, die Damîrî citiert, falls man die Stelle findet (unter خفاف 2 411 steht in Wüstenfelds Ausgabe nichts, und einen eignen Artikel سنونو sehe ich nicht: Register hat Wüstenfelds Druck nicht). Elias § 18, 2 = 44/45 meiner Praetermissa الخفاف صوم: ECastle führt 2567 für سنونو = hirundo domestica auch Baruch 6, 21 an, was in den landläufigen Drucken Brief des Ieremias 21 heißt. Damîrî kennt auch ein, von ihm verurtheiltes, صنونو. Aber אקΣΘ weichen schon ab: Hieronymus zu Isaias 4 473 pro pullo hirundinis sive hirundine (ut LXX transtulerunt) in Hebraico scriptum est sus agor, quod interpretatus est Aquila equus Agor, Theodotio sis [siehe oben] agur (media enim vocalis litera vau, si ponatur inter duas samech, legitur sus, et appellatur equus: si iod, legitur sis, et hirundo dicitur), Symmachus autem ita transtulit: sicut hirundo inclusa sic cantabo. Derselbe zu Ieremias 4 900 pro hirundine Symmachus cicadam transtulit, quae hebraice dicitur sis. Das heißt Aquila und Theodotion wußten über סרס = סיס nichts. Da Symmachus bei Ieremias 8, 14 חורר וקנור סרס וקנור וקנור überträgt, ist vorläufig das sicherste, zu sagen, auch Symmachus habe über סרס nichts gewußt: er hätte ja sonst nicht hier χελιδών, dort τέτιξ übertragen. Im Mittelalter übersetzt Yichâqî zu der Stelle des Isaias סנוניחא ⓧ durch ארונדילא, was natürlich irgend welche Nebenform von hiron-delle ist. Abûlwalîd 477, 9 חורר في الوادي وقد قلب هذا الوادي وهو الكركي وكذلك قال فيه الترحوم وسفنيان وكركيا. Also Kranich.

Ueber שושן lese man meine Mittheilungen 2 15—21, die ich hier nicht ausschreiben mag.

Es mag sich jeder Leser selbst die Fragen beantworten:

1. was ist das nun abdruckende Gedicht werth?
2. wie viel Verlaß ist auf die drei jüdischen Uebersetzer dieses Gedichts?
3. wie viel Verlaß ist auf die Deutungen der seltner vorkommenden hebräischen Vokabeln, die es enthält?

Urschrift:

לְפָנַי מִקְשֵׁר מֵרִירוֹר וּלְבָנָה	אֵיךְ צָבִי עֵלְג רְאֵנָה פְּנֵה
דוֹד יַעֲלֶה כְּסָה מְאוֹר הַלְבָנָה	כְּסִתָּה לְבָנָה אֶת־מְאוֹר כּוֹכָבִים
שָׁם פֶּה לְחֹר וּלְסִיס בַּעֲת בְּאֵנָה	צַפְצָפָה בְּלִשׁוֹן רֶךְ וְהִשְׁעֵן עַל
גְּשֵׁתִי אֲנִי כְּאֲשֶׁר לְשׁוֹנוֹ עָנָה	בְּקֶשׁ לְדַבֵּר רַע וְאָמַר לִי גַע
חֲשֵׁתִי אֲלֵי סוּרָה כְּמוֹ שׁוֹשְׁנָה	חֲפֵץ אֲמֹר סוּרָה וְאָמַר סוּרָה

A Geiger:

- 1 Wo ist denn hin Freund Stammer ohne Gleichen,
Voll Würz' und Blüthenduft aus allen Reichen?
Des Mondes Licht verdeckt der Sterne Schimmern,
Vor seinem Glanz muß Mondesstrahl erbleichen.
- 5 Er piept und girrt so zärtlich, denkt, wer Vögeln
Die Töne leiht, werd' ihm auch Wohllaut reichen.
Er stottert »Bestie«, klingt mir's wie: [»]mein Bester[«]!
Ich eile, freundlich ihm die Hand zu reichen.
Er stammelt »Wär' er fort«, wie [»]Wehr und Hort[«] klingt's,
- 10 Ich Thor betrachte es als Liebeszeichen.

SIKaempf:

- 1 Wo ist mein stammelnd Reh? an welcher Stelle
Weilt meine lieblich duftende Gazelle?
»Wenn† deckt der Sterne Licht den† Mondesstrahl,
Dann komm'†, Geliebter!« — mir ihr Mund befahl.
- 5 Und als die Sterne deckte Mondesschein,
Da fand ich mich an Ort und Stelle ein.
Wer lispelt da? sie ist's! ihr süßer Schall[:]
Sie baut auf ihn, der schuf die Nachtigall.
»O weil'†!« will rufen sie, doch »eil!« entfährt —
- 10 Ich eile auf sie zu, wie ich gehört.

Da will sie sprechen: »weich †!«[,] doch hör' ich »reich« †[:]
 Ich reich' † den Arm ihr, küssend sie zugleich.

Egers:

- 1 Wo ist mein stammelnd Lieb?
 Wo sie, die würz'ge, blieb?
 Verdunkelt der Mond der Sterne Licht,
 Ueberstrahlt den Mond ihr Angesicht!
- 5 Wie Schwalbe, wie Kranich, die
 Bei ihrer Ankunft girren,
 Vertraut auf ihren Gott auch sie
- 8 In ihrer Zunge Irren.
- 9 Mir schmollend rief sie: »Erzdieb«[,]
 Hervor doch haucht sie »Herzdieb« —
 Hinspringe ich zum Herzlieb.
 »Ehrloser!« statt zu wehren,
 »Her Loser!« läßt sie hören;
 Nur rascher dem Begehren
- 15 Folgt' ich, mit ihr zu kosen,
 Die lieblich ist wie Rosen.

PdeLagarde:

[*Der Er ist eine Sie: man lese Egers.*]

Wo ist das Buchstaben verwechselnde Gazellenmännchen, und wohin hat
 sich gewandt
 das von frei ausfließender Myrrhe und Weihrauch durchduftete Gazellen-
 junge?

Es hat der Mond [das] Sternenlicht bedeckt:

Der Liebste steigt herauf, der hat das Mondenlicht bedeckt.

Er zirpte mit zarter Zunge, und stützte sich auf
 denjenigen, der Turteltauben und Schwalben zu der Zeit ihres Anlangens ¹⁾
 einen Mund verleiht.

Er suchte Ra zu sprechen [Böser], und sagte zu mir Ga [nahe dich]:

Ich nahte, wie seine Zunge angedeutet hatte.

Es beliebte ihm Sura zu sagen [Weiche], und er sagte Suga [Umsteckte];
 ich eilte zu einer Umsteckten wie zu einer Lilie ²⁾.

1) Ierem. 8, 7.

2) Cant. 7, 3. Schwerlich übersetze ich סוגה der Deutung dieses »Dichters«
 gemäß.

6.

 Mittheilungen über Paul Anton de Lagarde.

Unter dem 20 November 1887 hat sich Herr Graf Carlo von Landberg in Stuttgart an mich, den er unter die Orientalisten zu zählen die Güte hat, mit der Bitte gewandt, für eine zu dem nächsten Congrès international des Orientalistes geplante Festgabe meine Photographie einzusenden, und bestimmte Fragen zu beantworten. Ich bin Theologe, nicht Orientalist: ich glaube nicht, daß den Orientalisten an meinem Bilde und an Nachrichten über mich gelegen ist: ich bin noch niemals auf einem Orientalistencongresse erschienen, und werde voraussichtlich niemals auf einem solchen erscheinen: doch hat es mich hochmüthiger gedäucht, die Aufforderung unbeachtet zu lassen als ihr nachzukommen.

Ich überreiche also Folgendes, das ich durch kein Wort zu vermehren bitte.

Mein Vor- und Zuname steht in der Ueberschrift dieses Aufsatzes.

Geboren bin ich am AllerSeelenTage, den 2 November 1827, zu Berlin, Kochstraße 13.

Ich bin seit Ostern 1869 ordentlicher Professor in der philosophischen Facultät der Universität Goettingen, und empfieng bei meiner Anstellung den Lehrauftrag, den Professor Heinrich Ewald vor mir gehabt hatte.

Doctor der Theologie honoris causa von Halle, 17 August 1868: ordentliches Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften (an der Stelle von Georg Waitz), seit dem December 1876. geheimer Regierungsrath seit dem 29 Juli 1887.

Die Liste meiner Bücher habe ich nach den Sprachen geordnet, in denen oder über welche diese Bücher veröffentlicht worden sind.

Aegyptisch.

Der Pentateuch koptisch. 1867.

Psalterii versio memphitica. accedunt psalterii thebani fragmenta parhamiana, proverbiorum fragmenta berolinensia. 1875.

Aegyptiaca. 1883.

de morte Iosephi. de dormitione Mariae.
Sapientia Salomonis. Ecclesiasticus. Psalmus ρδ.
Canones apostolorum. Canones ecclesiastici.

Catena in evangelia aegyptiaca quae supersunt. 1886.

Arabisch.

Ad Analecta syriaca appendix arabica. 1858.

Die vier Evangelien arabisch, aus der Wiener Handschrift herausgegeben. 1864.

Materialien zur Geschichte und Kritik des Pentateuchs. 1867.

Arabische Catene zur Genesis

Genesis und Exodus in der Uebersetzung des Saadias: aus einer leidener Handschrift.

Leviticus Numeri Deuteronomium in einer aus der Pešitâ gefertigten Uebersetzung: aus einer leidener Handschrift.

Psalmi 1—49 arabice in usum scholarum editi. 1875.

Psalterium Iob Proverbia arabice. 1876.

Psalter des Victorius Scialac. Iob arabisch aus dem Bohairischen.

> der Pariser Polyglotte. > > aus dem Syrischen

> von Qûzhayyâ 1610. (Polyglotte).

> von Halab 1706. Proverbien arabisch aus der Polyglotte.

Armenisch.

Zur Urgeschichte der Armenier. 1854.

Armenische Studien. 1877.

Awestisch.

Beiträge zur baktrischen Lexikographie. 1868.

Chaldaeisch.

Prophetae priores et posteriores chaldaice e fide codicis reuchliniani editi. 1872.

Hagiographa chaldaice. 1874.

Deutsch.

Nachrichten über einige Familien des Namens Boetticher. Als Handschrift gedruckt. 1867.

Aus dem deutschen Gelehrtenleben. Aktenstücke und Glossen. 1881.

Deutsche Schriften. Gesamtausgabe letzter Hand. 1886.

5 Konservativ? 1853.

21 Ueber die gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Politik. 1853.

47 Ueber das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion. 1873.

- 99 Drei Vorreden. 1874. 1878. 1881.
 113 Diagnose. 1874.
 127 Ueber die gegenwärtige Lage des deutschen Reiches. 1875.
 217 Zum Unterrichtsgesetze. 1878.
 279 Die Religion der Zukunft. 1878.
 319 Die Stellung der Religionsgesellschaften im Staate. 1881.
 339 Noch einmal zum Unterrichtsgesetze. 1881.
 363 Die Reorganisation des Adels. 1881.
 375 Die Finanzpolitik Deutschlands. 1881.
 399 Die graue Internationale. 1881.
 415 Programm für die konservative Partei Preußens. 1884.
 477 Ueber die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle. 1885.
 493 Die nächsten Pflichten deutscher Politik. 1886.

Gedichte. 1885.

Am Strande. Gedichte. 1887.

Griechisch.

- Reliquiae iuris ecclesiastici antiquissimae graece. 1856.
 Hippolyti Romani quae feruntur omnia graece. 1858.
 Titi Bostreni quae ex opere contra Manichaeos edito in codice hamburgensi servata sunt. accedunt Iulii Romani epistulae et Gregorii thaumaturgi κατὰ μέτρος πίστεως. 1859.
 Constitutiones apostolorum graece. 1862.
 Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien. 1863.
 Clementina [die Homilien des Clemens von Rom]. 1865.
 Genesis graece. e fide editionis sixtinae addita scripturae discrepantia e libris manu scriptis a se ipso conlatis et editionibus complutensi et aldina adcuratissime enotata edita. 1868.
 Ankündigung einer neuen Ausgabe der griechischen Uebersetzung des alten Testaments. 1882.
 Iohannis Euchaitorum metropolitae quae in codice vaticano graeco 676 supersunt Iohannes Bollig descripsit, Paulus de Lagarde edidit. 1882.
 Librorum veteris testamenti canonicorum pars prior graece. 1883.
 NeuGriechisches aus KleinAsien. 1886.
 Novae psalterii graeci editionis specimen. 1887.
 Agathangelus und die Akten Gregors von Armenien. 1888.

Griechisch-Lateinisch.

- Iosephi Scaligeri poemata omnia ex museo Petri Scriverii. 1864.
 Onomastica sacra. Zweite Ausgabe. 1887.
 Hieronymi liber interpretationis hebraicorum nominum.
 Hieronymi de situ et nominibus locorum hebraicorum liber.
 Onomastica graeca minora.
 Εὐσεβίου περί τῶν τοπικῶν ὀνομάτων τῶν ἐν τῇ θεῖα γραφῇ.

Hebräisch.

- Iudae Harizii macamae hebraice. 1883.
 Die revidierte Lutherbibel des Halleschen Waisenhauses. 1885.
 Purim. Ein Beitrag zur Geschichte der Religion. 1887.

Italienisch.

Le opere italiane di Giordano Bruno ristampate. 1888.

- | | | |
|---|---|-----------------------------|
| Band I: Candelaiio. | } | erscheint im Mai 1888. |
| La cena de le ceneri. | | |
| De la causa, principio et uno. | | |
| De l' infinito, universo et mondi. | } | erscheint im November 1888. |
| Band II: Spaccio de la bestia trionfante. | | |
| Cabala del cavallo Pegaseo. | | |
| De gl' heroici furori. | | |

Lateinisch.

- Hieronymi quaestiones hebraicae in libro Geneseos. 1868.
 Psalterium iuxta Hebraeos Hieronymi. Accedit corollarium criticum.
 1874.
 Die lateinischen Uebersetzungen des Ignatius. 1882.
 Probe einer neuen Ausgabe der lateinischen Uebersetzungen des alten Testaments. 1885.

Persisch.

- Persische Studien. 1884.
 1. Die Wörterbücher des Persischen.
 2. Jüdisch-Persische Uebersetzung des Isaias, des Ieremias und des Anfangs des Ezechiel.

Spanisch-Arabisch.

- Petri Hispani de lingua Arabica libri duo. 1883.
 Pedro de Alcalá: arte para ligeramente saber la lengua Arauiga.
 Pedro de Alcalá: vocabulista Arauigo en letra castellana. Granada 1505.

Syrisch.

- Didascalia apostolorum syriace. 1854.
 Reliquiae iuris ecclesiastici antiquissimae. 1856.
 Analecta syriaca. 1858.
 Titi Bostreni contra Manichaeos libri quatuor syriace. 1859.
 Geoponicon in sermonem syriacum versorum quae supersunt. 1860.
 Clementis Romani recognitiones syriace. 1861.
 Libri veteris testamenti apocryphi syriace. 1861.

Praetermissorum libri duo syriace. 1879.

Eliae nisibeni interpres.

Gregorii Abulfarag in librum Psalmorum adnotationes.

Veteris testamenti ab Origene recensiti fragmenta apud Syros servata quinque. Praemittitur Epiphaniai de mensuris et ponderibus liber unus nunc primum integer et ipse syriacus.

Exodus Numeri Iosue Regnorum γδ.

Schriften vermischten Inhalts.

Gesammelte Abhandlungen. 1866.

Indische, Persische und Armenische Wörter im Syrischen.

De novo testamento ad versionum orientalium fidem edendo. 1856.

De Geoponicon versione syriaca. 1855.

Die Persischen Glossen der Alten¹⁾.

Einige Bemerkungen über érânische Sprachen außerhalb Erâns.

Kappadokier mit Askaniern Rhebantiern Teuthraniern und Paphlagoniern.

Karer, Lyder und Mysier.

Thrakier, Phrygier und Armenier.

Symmicta. I. 1877.

Aus Zeitschriften.

Hebräische Handschriften in Erfurt.

Ein Fragment des Arztes Africanus.

Aus Friedrich Rückerts Nachlasse.

Epiphaniai.

Symmicta. II. 1880.

Aus Zeitschriften.

Moabitica.

Zwei Proben moderner Kritik.

Vorbemerkungen zu meiner Ausgabe der Septuaginta.

Des Epiphaniai Buch über die Maße und Gewichte zum ersten Male vollständig.

Aus einem Uncialcodex der Clementina.

Semitica. I. 1878.

Kritische Anmerkungen zum Buche Isaias.

Erklärung chaldäischer Wörter.

Semitica. II. 1879.

Die Pariser Blätter des codex sarravianus.

Orientalia. I. 1879.

Die koptischen Handschriften der Göttinger Bibliothek.

Bruchstücke der koptischen Uebersetzung des alten Testaments.

Orientalia. II. 1880.

Erklärung hebräischer Wörter.

Ueber den Hebräer Ephraims von Edessa.

1) In der 1851 erschienenen ersten Ausgabe dieser Abhandlung war zum ersten Male der Begriff »érânische Sprachen« genau bestimmt worden. Siehe meine armenischen Studien 197 und meine Symmicta 2 18 19.

Mittheilungen. Erster Band. 1884.

- 1 Die Handschriftensammlung des Grafen von Ashburnham.
 19 Einleitung zu den Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien.
 26 Einleitung zu den Clementina.
 54 Maybaum, die Entwicklung des altisraelitischen Priesterthums.
 56 Zur Nachricht.
 58 Ueber die semitischen Namen des Feigenbaums und der Feige.
 75 Astarte.
 78 Die syrischen Wörter גליון und נסיון.
 80 Das hebräische עני.
 82 Mittheilungen über Giordano Bruno.
 88 Araléz.
 90 Malsin.
 90 Chagrin.
 91 Mas[s]ora.
 94 Noch einmal אל. Nachtrag dazu 107.
 111 Zahn, Tatians Diatessaron. Nachtrag dazu 194.
 120 Zangemeister, Paulus Orosius.
 122 Lagarde, Ankündigung einer neuen Ausgabe der griechischen Uebersetzung des alten Testaments.
 124 Bollig-Lagarde, Iohannes von Euchaita.
 125 צרה.
 134 Sixtus = Xystus.
 134 Woher stammt das x der Mathematiker?
 137 Erklärung [gegen Herrn Fritz Hommel].
 140 Hübschmann, die Umschreibung der iranischen Sprachen und des Armenischen.
 163 P. de Lagarde, die lateinischen Uebersetzungen des Ignatius. Iudae Harizii macamae. Petri Hispani de lingua arabica libri duo.
 171 Dérenbourg, le livre de Sibawaihi.
 175 Lagarde, librorum veteris testamenti canonicorum pars prior graece Nachtrag 200.
 176 Lagarde, Aegyptiaca.
 192 Gemoll, Untersuchungen über die Quellen und die Abfassungszeit der Geoponica.
 196 Budde, die biblische Urgeschichte.
 200 Warum ich die Fragmenta borgiana nicht herausgeben werde.
 205 Καταργάτης in Mesopotamien.
 206 Neuenkirchen und der Werth der Ueberlieferung.
 207 Jean de Robethon.
 208 Gesenius' Wörterbuch, neu bearbeitet von Mühlau und Volck.
 241 Die Weisheiten der Handschrift von Amiata.

Mittheilungen. Zweiter Band. 1887.

- 1 1 Guêtre.
 4 Soin.
 4 Calautica.
 11 Bottarga.

- 15 שִׁשְׁבַּע בְּשִׁנִּין.
 21 Λείριον.
 25 Νάρδος.
 27 אֵל.
 28 Αρτάγης.
 30 Die arabische Uebersetzung des εὐαγγέλιον διὰ τεσσάρων.
 38 Bemerkungen über die AwestaSchrift.
 49 2 Anzeige von CCornills Ezechiel.
 65 3 اِح = ερήμη.
 65 4 Die Akten des letzten Prozesses gegen Giordano Bruno.
 66 WRSmiths Buch über das Verwandtschafts- und Eherecht der alten Araber.
 81 Cephas im Canticum.
 82 5 Erinnerungen an Friedrich Rückert.
 108 6 Lipman Zunz und seine Verehrer.
 163 7 Anzeige von ABerliners Ausgabe des Onkelos.
 183 8 Noch einmal אֵל.
 184 Analyse der alten arabischen Typen der Goettinger Gesellschaft der Wissenschaften.
 185 ذُو الشَّرِي = אַבְרָהָם.
 187 9 Anzeige von Gwynn, on a Syriac manuscript usw.
 188 10 Corollarium zu meinem novae psalterii graeci editionis specimen.
 189 11 Des Hieronymus Uebertragung der griechischen Uebersetzung des Iob.
 238 12 Anzeige der nouveaux mélanges orientaux, des Ousama von HDérenbourg, des glossaire latin-arménien von ACarrière.
 262 13 Juden und Indogermanen. Eine Studie nach dem Leben.
 352 14 Erwiderung [gegen Herrn ThNöldeke].
 353 15 Aus Prolegomenis zu einer vergleichenden Grammatik des Hebräischen, Arabischen und Aramäischen.
 368 16 אֵל = ἀσκληπιός.
 370 17 Selbstanzeige meiner letzten Schriften.
- Mittheilungen. Dritter Band. 1889.
 Im Drucke.

In Vorbereitung.

Bibliotheca syriaca. Zwei Bände Quart¹⁾.

Syrisch hexaplarische Uebersetzung von Genesis, Exodus, Numeri, Iosue, Regnorum γδ.

Analecta mit den nöthigen Nachträgen.

Antonius Rhetor, beide Schriften.

Athanasius, Festbriefe und Leben des Antonius.

Clemens, Recognitionen.

Didascalia.

Elias aus Nisibis, Dolmetscher.

1) Die von mir schon herausgegebenen Werke werden — verbessert — so wiederholt, daß die Zeilen des ersten Druckes erhalten bleiben. Mit Ausnahme der biblischen Stücke werden die Urkunden nach dem Alphabete geordnet werden.

Epiphanius über Maße und Gewichte.

Eusebius *περὶ θεοφανείας*, über den Stern, Märtyrer von Palaestina.

Galenus.

Geoponica.

Gregorius Abūlfarag, Gedichte, große Grammatik, Chronik.

Reliquiae iuris ecclesiastici.

Severus »von Takrit«.

Titus von Bostra gegen die Manichäer.

Deuterokanonische Bücher des alten Testaments.

Glossarium syriacum.

Vergleichende Grammatik des Hebräischen, Aramäischen, Arabischen.

Die aus dem Arabischen stammenden Bestandtheile des Spanischen.

Italienisches Wörterbuch, mit besonderer Berücksichtigung des Dante,

des Giordano Bruno, und der Fremdwörter.

Supplementa lexicī Arabici.

Psalmi graece. accedit apparatus criticus.

Prophetæ graece. accedit apparatus criticus.

اثر ميرم في اندر راه ميرم

7.

Vier im Auftrage der philosophischen Facultät
der Georgia-Augusta verfaßte Diplome.

Quod felix faustumque sit.
 Auspiciis et indulgentia
 augustissimi et potentissimi principis ac domini,
 domini
 Guilelmi,
 Germanorum imperatoris, Borussorum regis,
 domini nostri longe clementissimi:
 academiae Georgiae Augustae
 prorectore magnifico
 Ricardo Guilelmo Dove,
 iuris utriusque doctore et professore publico ordinario:
 viro celeberrimo doctissimo
 Theodoro Benfey,
 qui iuvenis magnorum virorum de comparandis linguis indocelticis
 immortaliter meritorum exemplo tum satis recenti ductus, Graeci
 sermonis radices primus ordine recensendas suscepit,
 vir Indorum res subtiliter rimatus est, scripta antiquissima edidit
 vertitque,
 grammaticam e salebris gymnosophistarum extricatam exposuit, vo-
 cabula commode digessit et explicavit,
 fabulae per totam Asiam dilapsae quo modo ad Europaeorum gentium
 carmina illustranda adhiberi tam possint quam debeant, summa et
 sagacitate et eruditione ita docuit,
 ut eum huius doctrinae auspiciem felicissimum, magistrum probatissimum,
 arbitrum elegantissimum omnes fateantur,
 senex nec annis nec labore fessus quae iuvenis divinavit, maturiori
 examini subiecta et diuturna lectione perpolita atque stabilita, et Indiae

et universae Europae discendi cupidae exponere parat, ¹⁾
 pertinaci consiliorum ante captorum statori,
 studiorum vedicorum spei,
 collegae coniunctissimo,
 diem festum
 quo ante hos quinquaginta annos
 philosophiae doctor et artium liberalium magister
 in hac academia rite creatus est,
 renovato diplomate ex animo gratulatur
 Fridericus Wieseler,
 ordinis philosophorum h. t. decanus,
 qui huius rei has literas testes sigillo ordinis muniri iussit.
 D. in academia Georgia Augusta d. XXIV m. Octobris a. MDCCCLXXVIII.

Quod felix faustumque sit.
 Auspiciis et indulgentia
 augustissimi et potentissimi principis ac domini,
 domini
 Guilelmi,
 Germanorum imperatoris, Borussorum regis,
 domini nostri longe clementissimi:
 academiae Georgiae Augustae prorectore magnifico
 Ludovico Meyer,
 medicinae chirurgiae artis obstetriciae doctore,
 medicinae professore publico ordinario,
 nosocomii psychiatrici directore,
 ordinum borussicorum aquilae rubrae et coronae regiae classis quartae
 equite,
 societatum medico-psychologicae britannicae, medicinae forensis quae
 Novi Eboraci floret, medicae norvegicae sodali honorario:
 Guilelmus Müller,
 philosophiae doctor, artium liberalium magister,
 literarum germanicarum professor publicus ordinarius,
 ordinis hannoverani ex Ernesto Augusto appellati eques in secunda classe,

1) hier folgte noch als eigene Zeile

in rebus adversis virtutis nunquam immemori,
 was der damalige Decan der Facultät, Herr Friedrich Wieseler, als an peinliche Dinge erinnernd zu streichen bat. Der verstorbene Benfey, dem ich von dieser Thatsache später Mittheilung machte, versicherte, er würde sich sehr gefreut haben, wenn die Worte stehn geblieben wären.

societatis literariae quae Lugduni Batavorum floret, aliarum societatum
sodalis,

musei germanici Norimbergensis e consilio literatorum,
ordinis philosophorum h. t. decanus et promotor legitime constitutus,
ex ordinis sui decreto

virum nobilissimum

Ramkrishna Gopal Bhandarkar,

artium liberalium magistrum, linguarum orientalium in collegio decanensi quod Punae floret professorem,

propter egregia merita societati asiaticae londiniensi adscriptum,
grammaticae et philosophiae Indorum inter primos gnarissimum,
inscriptionum in patria superstitem interpretem fidum doctum ingeniosum,
rerum in India meridionali gestarum enarratorem prae ceteris diligentem,
magistratum prisca literarum bharatavarshicarum monumenta pro-

vida cura undique conquirentium adiutorem sollertissimum,

librorum publicis sumptibus ab interitu servatorum indicatorem ita
circumspectum sagacem luculentum, ut summos viros summi pretii

voluminibus colligendis iure merito operam dare

et in Asia et in Europa eruditissimi quique mirabundi gratique quotannis fateantur,

disciplinae germanicae alumnum adeo et docilem et strenuum et felicem, ut se vel praeceptores,

quorum in veritate quaerenda socius factus est, docere posse non uno exemplo comprobaverit,

die XXIX m. Iunii a. MDCCCLXXXV

honoris causa

philosophiae doctorem et artium liberalium magistrum

creavit,

eiusque rei has literas testes sigillo ordinis philosophorum muniri iussit.

Quod felix faustumque sit.

Auspiciis et indulgentia

augustissimi et potentissimi principis ac domini,

domini

Guilelmi,

Germanorum imperatoris, Borussorum regis,

domini nostri longe clementissimi:

academiae Georgiae Augustae prorectore magnifico
 Friderico Carolo Klein,
 philosophiae doctore, liberalium artium magistro,
 mineralogiae professore publico ordinario,
 instituti mineralogici directore,
 ordinis sancti Iacobi litterarum et artium Lusitani commendatore,
 societatis regiae litterarum Gottingensis,
 academiae caesareae Leopoldino-Carolinae, germanicae naturae curio-
 sorum,
 societatis imperialis mineralogicae Petropolitanae socio ordinario,
 plurimumque societatum litterariarum socio vel ordinario vel commercio
 litterario coniuncto:
 Ernesto Bertheau,
 Hamburgensi,
 collegae aestumatissimo,
 disciplinae Schleiermacherianae et Boeckhianae alumno,
 viro nunquam non nostro,
 integrum honorum cursum Gottingae emenso,
 in hac litterarum universitate et doctore et professori et bis decano
 et prorectori,
 linguarum semiticarum praeceptorum impigerrimo,
 prioris foederis monumentorum enarratori docto laborioso religioso,
 civibus academiae nostrae, quum et ad exornandam rerum gestarum
 memoriam mirifico in Georgia Augusta semper amore cultam se prom-
 ptum, et rerum novarum ita non cupidum ostenderet,
 ut tamen obsoletissima quaeque vetera aut tacitus in desuetudinem
 labi sineret, aut argumentis caute selectis et suavi facundia prolatis
 sine ulla auditorum offensione ferre amplius recusaret,
 prae ceteris veteris testamenti interpretibus probato,
 collegis propter insumptam indefesso studio in viduarum et commili-
 tonum pauperiorum rogas et augendas et dispertiendas curam per
 longam annorum seriem gratissimo,
 quo die ante haec decem lustra summos in philosophia honores
 adeptus est,
 ab ordine suo iussus gratulatur,
 simul litteras quae ante diem III Kalendas Martias anni CIOIÖCCCXXXVI
 honoris collati fidem fecerant, etiam nunc ratas esse, et in perpetuum
 ratas mansuras edicit,
 viridem vegetamque senectutem apprecatur
 Fridericus Griepenkerl,
 philosophiae doctor, artium liberalium magister,
 agriculturae professor publicus ordinarius,

ordinis philosophorum h. t. decanus et promotor legitime constitutus,
eiusque rei has litteras testes sigillo ordinis philosophorum muniri iussit.

Q. F. F. F. Q. S.
Auspiciis atque auctoritate
augustissimi potentissimi principis ac domini,
Wilhelmi,
Germanorum imperatoris, Borussorum regis,
domini nostri longe clementissimi,
rectore academiae Georgiae Augustae magnificentissimo
Alberto,
regio Borussiae principe celsissimo, ducatus Brunsvicensis summo
moderatore: 1)
prorectore magnifico
Alberto Ritschl,
theologiae, iuris utriusque, philosophiae doctore,
theologiae professore ordinario,
regi a consiliis ecclesiasticis,
consistorii superioris Hannoverani sodali extraordinario,
ordinis aquilae rubrae quartae classi adscripto:
Iulius Baumann,
philosophiae doctor, artium liberalium magister,
philosophiae professor publicus ordinarius,
ordinis philosophorum h. t. decanus et promotor legitime constitutus,
ex ordinis sui decreto
virum nobilissimum
Monier Monier Williams,
mumbaianum,
equitem apud Britannos auratum,
imperii Indici secundicerium,
artium liberalium magistrum et iuris civilis doctorem Oxoniensem,
legum doctorem Calicatensem,
linguae Indicae veteris Oxonii professorem Bodenianum,
societatum Asiaticarum Bengalensis, Mumbaiana, Americanae sodalem
honorarium,
omnium qui in Britannia litteras Indicas colunt antesignanum,

1) so weit die amtlich festgesetzte Formel.

editis libris ad rerum bharatavarshicarum notitiam comparandam uti-
 lissimis clarissimum,
 ter veritatis penitius cognoscendae causa e lauta Britanniae quiete
 in Indiam suam reversum,
 scholae quae philologiae Indicae destinata Oxonii floret conditorem,
¹⁾ die VIII m. Augusti a. MDCCCLXXXVII,
 quo die universitas litterarum Gottingensis sacra semisaecularia ter-
 tia sollemnitate publica celebrabat,
 honoris causa
 philosophiae doctorem et artium liberalium magistrum
 creavit, creatum renuntiavit,
 eiusque rei has litteras testes sigillo ordinis philosophorum muniri iussit.

8.

Cider, angeblich eine Erfindung der Manichäer.

VHehn, Kulturpflanzen und Haustiere⁴ 426, läßt den edlen Apfel von Reisern abstammen, die über die Alpen gebracht, und auf unsern einheimischen wilden Apfelbaum gepfropft wurden. Allerhand Etymologien trägt derselbe 504 505 vor, die in der — auch bei dem nicht citierten Diez zu findenden — Entdeckung gipfeln, cidre = sidro cidro stamme von σίκερα שִׁכְרָא. Daß diese Etymologie auch von Diez nicht als erstem aufgestellt worden ist, versteht sich für jeden, der die sen unbegreiflich überschätzten Registrator kennt, von selbst. Stellen wie Lucas 1, 15 reichten aus, um sicera dem Volke bekannt zu machen.

Hehn wußte nicht, daß der Cardinal du Perron²⁾ sich zweimal über den Apfelwein geäußert hat: Perroniana 146/147 326 der Ausgabe des Des Maizeaux. Nach diesem Cardinale dankt die Menschheit den Cider — der vom deutschen Apfelweine übrigens verschieden ist wie guter Schaumwein von Schwefelsäure — den Manichäern. Du Perron citiert nicht genau. Die suci pomorum vinosissimi, die er

1) von hier an die amtlich festgesetzte, allen Diplomen gemeinsame Formel.

2) PdeLagarde, Mittheilungen 2 81.

aus Tertullian bezieht, stehn bei diesem *de anima* 48, können aber von den Manichäern zu Tertullians Zeit nicht vernutzt worden sein, da es in Tertullians Tagen Manichäer noch nicht gab: Augustin schreibt gegen Faustus 17 4 = 8 253² der Mauriner: *constat non solum post Tertullianum, verum etiam post Cyprianum hanc haeresim exortam.* Vergleiche 10 483¹ = *contra duas epistulas Pelagianorum* δ 8 (24). Ueberdies ist fraglich, was die *suci pomorum vinosissimi* bedeuten sollen.

Du Perron beruft sich weiter auf Augustin, auch hier ohne jedes Citat. Ich verbessere jenes Cardinals Fehler, so gut ich kann.

1 732³ *quae tanta perversio est, vinum putare fel principum tenebrarum, et uvis comedendis non parcere?* = *de moribus Manichaeorum* β 44.

8 16¹ *et vinum non bibunt, dicentes fel esse principum tenebrarum, cum vescantur uvis, nec musti aliquid, vel recentissimi, sorbent.* = *de haeresibus* 46.

8 342¹ *Manichaeis vinum gustare non relligio, sed sacrilegium est.* = *contra Faustum* x 13.

1 726³ *bibat autem mulsum, caroenum passum, et nonnullorum pomorum expressos sucos, vini speciem satis imitantes, atque id etiam suavitate vincentes.* = *de moribus Manichaeorum* β 29. Hier findet IdeBeausobre *Histoire de Manichée et du Manichéisme*, 2 775, den Cidre, qui ressemble assez au vin, mais qui est encore plus agréable.

Weitere Stellen, die sich für Du Perrons Ansicht anführen lassen, kenne ich nicht.

Zu der Gleichung *cidre* = *sicera* vergleiche die Sätze Isidors bei DuCange unter *sicera*: ich sehe freilich nicht ein, wie jemals c sich hat zu t oder d verschieben können.

9.

Göttingische gelehrte Anzeigen. Stück 22, 20 Oktober 1888.

Die Schatzhöhle aus dem syrischen Texte dreier unedirten Handschriften in's Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Carl Bezold. 1883. Die Schatzhöhle nach dem syrischen Texte der Handschriften zu Berlin, London und Rom [,] nebst einer arabischen Version nach den Handschriften zu Rom, Paris und Oxford [,] herausgegeben von Carl Bezold. 1888. = Die Schatzhöhle syrisch und deutsch herausgegeben von Carl Bezold. Erster Teil: Uebersetzung 1883. Zweiter Teil. Texte. 1888. Leipzig, Heinrichs.

Die semitische Philologie ist in einer üblen Lage. Wir älteren Vertreter derselben, mögen wir Etwas oder Viel oder Nichts taugen, entbehren der Kenntnis des erst nach dem Abschlusse unserer Vorbildung bekannt gewordenen Assyrischen, dessen älteste Denkmäler von unbestreitbarer Authenticität, und um vier Jahrhunderte älter sind als die ältesten Stücke des jüdischen Canons, um dreizehn Jahrhunderte älter als die Pešîpâ, um fast zwei Jahrtausende älter als der Koran: die jüngeren Semitisten sind von vorne herein Assyriologen geworden, scheinen aber der altbekannten semitischen Idiome nicht in dem Grade Herren zu sein, der uns Aeltere erforderlich dünkt. Grund genug, jedem Gelehrten besonderes Wohlwollen zuzuwenden, der den Glauben erweckt, über alle fünf semitischen Sprachen gleichmäßig Bescheid zu wissen. Herr Karl Bezold aus [Donauwörth] München ist allerdings als Assyriologe am bekanntesten, aber er hat in CASwainsons greek liturgies auch einen aethiopischen Text herausgegeben: er ließ seit 1883 hoffen, daß er seine Probe auch als Kenner des Syrischen und Arabischen ablegen werde: so daß er nur noch den Beweis zu erbringen hätte, Hebräisch zu verstehn, um für

vollkommen zu gelten. Vielgenannte Gelehrte haben sich um ihn bemüht. Herrn FHommel nennt Herr Bezold 1 ix »seinen hochverehrten Lehrer und Freund«: Herr FchDelitzsch hat er »in dankbarer Verehrung« usw. zweimal seine Achaemenideninschriften, Herrn Noeldeke als »seinem hochverehrten Lehrer in dankbarer Gesinnung« die »Schatzhöhle« gewidmet: er preist in Swainsons Liturgies 349 Herrn Dillmann für many and very remarkable emendations seiner dort veröffentlichten Arbeit: PHaupt ¹⁾ hat ihm 1882 den babylonischen Text der kleineren Achaemenideninschriften autographiert. Ich habe daher, in der sicheren Erwartung, auf etwas recht Gutes aufmerksam machen zu können, Herrn Bezold im September 1887 zu London, so ungerne ich recensiere, selbst angeboten, seinen ܟܘܠܗ ܕܡܘܠܝܢܐ zu besprechen.

Leider ergab sich alsbald nachdem das Buch in meine Hände übergegangen war, daß zu loben an ihm nicht viel sein werde: ich bat daher Bechtel, mich in irgend einer passend scheinenden Weise von meiner Zusage entbinden zu lassen: ich erwartete als Antwort auf Bechtels Antrag einige freundliche Zeilen, und die Rechnung über das gelieferte Exemplar.

Erst auf einen anderen Brief Bechtels schrieb der Verleger des Herrn Bezold unter dem 21 Juni 1888:

Herr Doctor Bezold läßt Ihnen sagen, daß er bereits so zahlreiche anerkennende Urtheile bedeutender Gelehrten erhalten habe, daß er durchaus nichts dagegen habe, wenn das abfällige Urtheil des Herrn Professor Lagarde in den Goettingischen gelehrten Anzeigen zum Abdruck gelange.

Daß Herr Bezold sich gerade das 1721 und 1725 durch ISassemani BO 2 498 3¹ 281 282 in Europa oberflächlich bekannt gewordene Buch über die Höhle der Schätze zur Herausgabe und Uebersetzung erwählt hat, verdient uneingeschränktes Lob. Es handelt sich in der Wissenschaft an erster Stelle stets darum, das Wichtige vorzulegen. Und wichtig ist für uns Gelehrte, mag es auch an und für sich werthlos sein, dasjenige, auf das Anderes zurückgeführt werden muß: wichtig ist das was gewirkt hat. Der ܟܘܠܗ ܕܡܘܠܝܢܐ ist für jetzt die Quelle, aus der viele Schriftsteller geschöpft haben: er läuft in syrischer, arabischer, aethiopischer Sprache durch die Kirchen Asiens und Afrikas, und dient den Christen des Morgenlandes als Leitfaden der älteren Geschichte wie der Philosophie der Religion. Die deutschen Protestanten mögen freilich sich nicht vorstellen können, wie ein Werk von der Art des Buches Meârrat ²⁾ gazzê ein Menschen-

1) Man lese im citierten Buche xiv den warmen Dank an diesen promus condus der Assyriologie nach.

2) Symmicta 2 91 92 Mittheilungen 1 230 2 364r.

herz hat erfreuen und erbauen können — erfreut und erbaut hat auch nicht das Buch, sondern die in dem Buche ungeschickt und unvollständig niedergeschlagene Gesamtanschauung — : ich glaube, daß umgekehrt den Christen des Morgenlandes die Fähigkeit abgeht, zu verstehn, wie — um nur eine Aeüßerung des officiellen Protestantismus anzuführen — eine Predigt wie die am Sarge des Gesandten von Balan gehaltene¹⁾ für mehr gelten dürfe als für Häcksel. Ich habe²⁾ selbst einst geplant, das Buch herauszugeben, und habe in den deutschen Schriften³⁾ 1873 die Poesie dieses mir damals nur aus den in meinen Materialien enthaltenen Bruchstücken bekannten Epos auf das Wärmste anerkannt, freilich unter dem Widerspruche des † Rabbiner AGeiger⁴⁾. Jene meine deutschen Schriften werden die Freunde des Herrn Bezold allerdings auf keiner anderen Universitätsbibliothek einsehen können als der Goettinger, die sie als Pflichtexemplar erhalten mußte, und als Arbeit eines Goettinger Professors dulden muß.

Herrn Bezold standen für seine Arbeit zwölf, wenn man will, dreizehn, Handschriften zur Verfügung: die Siglen derselben habe ich etwas verändert, da die von Herrn Bezold gewählte Bezeichnung unpraktisch ist: ich glaube, meine Liste werde auch in anderer Beziehung brauchbarer befunden werden als die des Herrn Bezold, der zum Beispiel von keiner einzigen seiner Handschriften das Alter angibt: es fehlte Herrn Bezold für solche Kleinigkeiten, die aber doch zu beachten sind, die nöthige Schulung. Ein wirklich gebildeter Mann weiß, daß man aus Allem lernen kann.

Vier Syrische:

- A = Brit. Mus. Add. 25875 = Wright § 922 Band 3 1064 ff.: wohl von Chesney aus Mesopotamien mitgebracht: WCureton, corpus ignatianum 286 360. Geschrieben 1709/1710 nach Christus.
- B = Brit. Mus. Add. 7199 = Rosen-Forshall § 58: aus dem sechszehnten Jahrhunderte.
- S = Berlin Sachau 131 = kurzes Verzeichnis 12, FBaethgen in BStades Zeitschrift 6 193—211 [Herr Bezold citiert 2 v »199«, vollendet am 9 des zweiten Tešrî 1862 nach Christus.
- V = Vatican. Syr. 164 Catalog. biblioth. Vaticanae 3 Seite 329 ff. = Vatican. bombycin. 108 Quart, Assemani BO 2 498 3¹ 281. Geschrieben zu Anfang des Jahres 2013 der Seleuciden, Assemani BO 2 498, also 1702 nach Christus.

1) Nationalzeitung vom 2 April 1874, Nummer 156.

2) Symmicta 2 6.

3) Seite 64 der Gesamtausgabe.

4) Dessen andere Zeitschrift 7 314.

Drei Arabische:

- o = Oxford Huntingdon 514 = Uri arab. christ. 99 Seite 45. Uris Bericht wird erst brauchbar, wenn man zu Rathe zieht was Nicoll § 48 Seite 49 ff. über die von JGagnier gefertigte Abschrift des Codex arab. christ. 99 Uris beigebracht hat. Die von Nicoll beschriebene Handschrift (JGagnier starb 1740, und war nicht sehr gelehrt) — bei Bezold, der den Gagnier nicht nennt, (o) — braucht nicht berücksichtigt zu werden.
- p = Paris arab. ancien fonds 54, in dem den Namen des Baron de Slane tragenden neuen Cataloge (von 1883) 76. Geschrieben au vieux Caire 1336/1337, hat p eine 1288 vollendete, schließlich auf einem Originale vom Jahre 1176/1177 ruhende Vorlage. L'exemplaire est très-bien écrit, et porte toutes les motions.
- v = Vatican. arab. 165 = Mai nova collectio 4 304: oder Vatican. arab. bombyc. 99 [39?], Assemani BO 2 508. Nach Mai *saeculi XIV*. Dazu tritt 2 vi »für einzelne Stellen« der arabische Codex 243 (Aumer 81, Trumpp Gadēla Adām iv ff.) der Münchener Bibliothek. »Von dieser Version^{so} existirt^{so} noch eine zweite Hs. in Rom, Cod. arab. Vatic. 129, Mai 4 253 = Assemani BO 2 512 Nummer 51« Bezold 2 199^r vj Mitte. Nach Assemani Vatic. bombyc. 333 Quart »de opere sex dierum, de adventu Christi, ejusque ac matris Deiparae genealogia: auctore anonymo«: beendet 15/3 7086, (Ideler 2 461) [Ass.], 25/3 7187 »= 1679 Chr.« [Mai]: am Anfange verstümmelt.

Vier Aethiopische:

- α = Brit. Mus. Orient. 751: geschrieben zwischen 1721 und 1730 nach Christus, Wright § 320.
- β = Brit. Mus. Orient. 752: dem vorigen gleichaltrig: Wright § 321.
- γ = Brit. Mus. Orient. 753: of the earlier part of the eighteenth century, Wright § 322.
- τ »eine genaue Copie« des Tübinger Codex M. a. ix. 1, »durch deren Mitteilung« . . . Hommel den Herrn Bezold »zu freudigem Danke verpflichtet hat«. Nach 2 vj hat Herr Bezold τ nur »für einzelne Stellen consultiren^{so} können«, was zu dem 1 ix Gesagten nicht stimmt. ADillmann NGGW 1858, 213 ff., ETrumpp Gadēla Adām ix.

Nicht zu loben ist die Art, in der Herr Bezold seine Arbeit durchgeführt hat. Es empfahl sich nicht, am 17 März 1883 die Uebersetzung eines Werkes herauszugeben, dessen Text erst zu Weihnachten 1887 bekannt gemacht wurde. Es empfahl sich dies um so weniger, als zur Zeit als die Uebersetzung gedruckt wurde, das für die Herstellung des übersetzten Textes benutzte Material noch nicht vollständig in den Händen des Herrn Uebersetzers war. Herr Be-

zold hörte die Zeugen ABS im Jahre 1882 ab, er gab seine Uebersetzung im März 1883 heraus, er benutzte $\rho\tau$ zu Ende des Jahres 1883, $\nu\nu$ im März und April 1884, $\alpha\beta\gamma$ im Juli 1887, \omicron im August 1887. Daß bei dieser Lage der Dinge die Uebersetzung nicht Alles, und nicht genau das enthält, was der Textband bietet, wird ohne Weiteres einleuchten. Entweder braucht über $\nu\nu\alpha\beta\gamma$ nichts berichtet zu werden, oder aber die auf ABS ruhende Uebersetzung entbehrt aller der Hülfe, die $\nu\nu\alpha\beta\gamma$ gewähren können. Auf alle Fälle fehlt dem Leser die Uebertragung aller nur in den arabischen Urkunden enthaltenen Lesarten: was aus τ mitgetheilt wird, ruht auf der Einsicht dritter Personen: $\alpha\beta\gamma$ sind für die Uebersetzung nicht vorhanden. Herr Bezold weiß 1 viij, daß »die ihm vorgelegenen syrischen Handschriften« — dies *vorgelegenen* wie *Speistafel* 1 58²⁶, *Schätzung* [für *Schatzung*] 60, 23 und Aehnliches mögen sich Hildebrand und Heyne merken —, daß »die ihm vorgelegenen syrischen Handschriften eine doppelte Recension, A gegenüber B und S, erkennen lassen«: er belehrt uns 2 vij, daß »von (ca.)⁸⁰ S. fol an außerdem noch eine weitere Scheidung von B + V gegen S zu bemerken« ist. Er meint gleichwohl 1 viij: »für die Uebersetzung wäre unter allen Umständen ein eklektisches Verfahren geboten«. Ich bedaure, anderer Ansicht sein zu müssen, indem ich auf unten über die Herstellung des Textes zu Sagendes verweise. Geboten war, Eine »Recension« zu übersetzen, und unter dem Texte dieser Uebersetzung mußten alle — sage: alle — Varianten (nicht: Schreibfehler) der anderen »Recensionen« in deutscher Uebertragung vorgelegt werden: und auf den Namen »Recensionen« hatten in diesem Zusammenhange auch die arabischen und aethiopischen Versionen Anspruch. Oder aber, Herr Bezold durfte den technischen Ausdruck »Recensionen« nicht brauchen, der doch, wenn als gleichbedeutend mit »Gestaltungen« gefaßt, so gar verwerflich nicht scheint. Zu einem »eklektischen« Verfahren hatte am allerwenigsten ein Gelehrter ein Recht, der nicht ein voll ausgebildeter Theologe ist, also die Befähigung sachgemäß zu urtheilen nicht besitzt: ich werde auf diesen Punkt weiter unten zu sprechen kommen. Herr Bezold entbehrt, wie man schon jetzt zugeben wird, trotz seiner vielen berühmten Lehrer der erforderlichen Schulung.

Ehe ich Proben der Uebersetzung des Herrn Bezold vorlege, gestatte ich mir vier allgemeine Bemerkungen.

Alles spricht dafür, daß Herr Bezold das ist, was man jetzt einen Protestantens heißt. In Folge dieses seines Protestantismus mag Herr Bezold starke Hochachtung für Luthers Styl empfinden, und darum mag ihm auch das ewige *und und und* dieses Reforma-

durch !!! der Verachtung seiner Leser auszusetzen, weil er $\text{מדרן} \text{?}$ und לנד und מלך nennt. Herr Bezold ist ein Schüler berühmter Meister, lebt 1883 bis 1887, schreibt für die Wissenschaft, und redet als treuer Protestant gleichwohl in schlechthin unwissenschaftlicher Weise von Noah Hesekeel und dem Hochpflaster: er wird mir gewis sogar übel nehmen, daß ich ihm, der unter ganz anderen Lebensbedingungen als jener alte Syrer arbeitet, die oben stehenden, Ihm gegenüber berechtigten Ausstellungen gemacht habe: seinen Syrer soll Er doch ungehudelt lassen. Freilich, 1 36, 14 mit Luther Kedor-Laomor zu sagen, erforderte die Parteidisciplin: meine Mittheilungen 1 196/197 [2 77]. Das Ausrufungszeichen 1 52, 13 hatte ich nicht in der Erinnerung, als ich Mittheilungen 2 378^r schrieb.

Ich greife nun auf das Gerathe-wohl einzelne Stellen der Uebersetzung des Herrn Bezold heraus, um vor zu heroischem Zutrauen zu warnen.

Gleich der Titel ist misverstanden, und leichtfertig behandelt. Der $\text{מדרן} \text{?}$ führt auch die Aufschriften $\text{מדרן} \text{?}$ 2 2, 2 und $\text{מדרן} \text{?}$ 2 273, 6 und $\text{מדרן} \text{?}$ 2 273^r. Die dritte dieser Aufschriften lasse ich, so interessant jedes ihrer beiden Worte ist, hier unerörtert, weil ich den Raum zu Rathe halten muß: die erste überträgt Herr Bezold 1 1 *die Schrift von der Ableitung der Stämme*, die zweite 1 71, 36 *das Buch von der Ordnung der Ableitung der Stämme von Adam bis auf den Messias* [schr. »Christus«]. Ich merke dazu an, daß Herr Bezold 1 x das von ihm herausgegebene Werk »auf der Literatur der sogenannten Jubiläenbücher basirend^{so}« nennt, was so spaßhaft ist, wie das in meinen Mittheilungen 2 179/180 aus des Herrn Berliner Onkelos Ausgezogene. Iacobus 3, 6 wird $\text{τὸν τροχὸν τῆς γενέσεως}$ ¹⁾ durch $\text{מדרן} \text{?}$ ausgedrückt: Castellus-Michaelis 936/937, IDMichaelis Supplementa § 986: meine Praetermissa kennt Herr Bezold aus den geschmacklosen und geflissentlich ungerechten Bemerkungen, die einer seiner vielen Lehrer über das hebräische Gewand derselben zu machen pflegt: in ihnen (vgl. 21₅₄) sagt 8, 47 Elias aus Nisibis $\text{מדרן} \text{?}$. PSmith hat 1540 eine Fülle für Herrn Bezold nützlichen Materiales, zu dem ich hinzufüge, daß meines Wissens die aramäisch redenden Juden מדרן im Sinne des christlich (judenchristlich) aramäischen מדרן nicht besitzen. Das Alles nicht zu kennen, mag Herrn Bezold erlaubt sein: daß er meine Orientalia 2 38—42

1) HHeisen, novae hypotheses epistolae Iacobi, Bremen 1739, 819—880 (vor Allem § 15): IChrWolf, curae, Hamburg 1735, 48 49: IAlberti observationes (1725) 449: LBos, exercitationes (1713) 273 274: ChrSchoettgen, horae hebraicae (1733) 1023 u. s. w.

haupte, daß diese Erklärung ohne Gewähr ist. Zu Corinth. β 12, 2 wird von ChrSchoettgen in den Horis 718 ff. und von IohIacWetstein 2 210 ff., der den Schoettgen danklos ausschreibt, über die verschiedenen Himmel und deren Namen gehandelt: die sieben Himmel der späteren Juden, auf ℣ Iob 38, 37 und חַגְגֵי הַשָּׁמַיִם 12² ruhend, sind für unser Buch so wenig verwendbar, wie die im Testamente Levis 3 erwähnten (Singer 139, Grabe ² 1 159). Aber so ganz schwer ist das entsprechende griechische Wort nicht zu finden. Als Seitenstück zu *μονόπατον* und *μεσόπατον* lief *δίπατον* = *δίστεγος* *duplici tabulato constans* um, und wird von DuCange im *glossarium ad scriptores mediae et infimae graecitatis* (Lyon 1688) unter *πάτος* 1132 besprochen. Nengriechisch ist *πάτωμα ὀσπιτίου* *Stockwerk eines Hauses*. Skarlatos Byzantios, *dictionnaire grec-français* (1846) 1 91, kennt *δίπατος* -η -ον als *κοιν.* ὁ Διώροφος, à deux étages. Ueber *δίστεγον* *τριστεγον* = *διώροφον* *τριώροφον* meine Genesis 22^r. Wie *δισάμιον* als קסרררר erscheint, weil man *δυσάμιον* sprach, so konnte *δίπατον* als רפפפפ auftreten. Selbstverständlich war es, daß der untere Himmel sowohl von dem oberen Himmel als von dem Dunstkreise der Erde abgetrennt war: deshalb war er ein *δίπατον*. Wann man das gemeinte Wort erkannt hat, wird man die Schrift der Semiten bewundern, und dem Herrn Bezold rathen, seinen Text nun noch einmal zu überlegen. Ich setze links hin die Uebertragung unsres jungen Gelehrten, rechts hin die meinige (die Anschauung die von Cor. β 12, 2):

Und am zweiten Tage schuf Gott den unteren Himmel und nannte ihn Feste; dies zeigt aber, daß diese nicht die Natur des Himmels hat, der oben ist, und daß sie in ihrem Aussehen verschieden ist von dem Himmel, der über ihr ist, nämlich von dem oberen Himmel, der von Feuer ist. Und jener zweite ist von Licht und dieser untere von fester Erde (?), und weil er eine dichte, wässrige Natur hat, wird er Feste genannt.

Am zweiten Tage schuf Gott den niederen Himmel, [den wir sehen,] und nannte ihn קררר. Er gab ihm aber ausdrücklich diesen [von dem des eigentlichen Himmels verschiedenen] Namen, um zu lehren, daß dieser Himmel nicht die Natur jenes eigentlichen Himmels habe, der über ihm liegt, und daß er auch dem Aussehen nach von dem, der über ihm liegt, verschieden sei. Der obere Himmel ist Feuer, der untere, [den wir sehen,] ist Licht, und dieser untere ist ein *δίπατον* [ein zweites Stockwerk, nach oben und nach unten abgegrenzt]: und weil er die dichte Natur des [gefrorenen] Wassers hat, ward er קררר genannt.

Nämlich hinter רפפפפ wird רפפפפ fehlen: der קררר ist *κρύσταλλος* im dop-

dem Lande zwei Lichter [*δύο φῶτα* meint er (nach Aelteren) zu erkennen] an, und vertheilt es. Ein Beweis auch für die Triftigkeit der in den Mittheilungen 2 276/277 [3 28] abgedruckten Warnung, da das Unheil nur durch die Verderbung eines רפפפפ in רפפפפ veranlaßt worden ist.

pelten Sinne dieses Wortes. Unser Schriftsteller nimmt קָרִיעַ als قرب ; πυκνός Geopon. 26, 14 20 = ε 1, 1 5: denn er ist ein Syrer. تلبد لايف bei Castellus: قرب قرب Hoffmanns Glosse 7189 = er friert ein.

1 5, 8 *nahm Gott eine Rippe vom Zwerchfell seiner rechten Seite.* Herr Bezold übersetzt nicht seinen Text 2 18, 8/9 قرب قرب قرب , auch nicht was 2 18^r bietet قرب قرب قرب , sondern er verfährt »eklektisch«. Das Zwerchfell hat keine Rippen, und diese Thatsache war den Syrern vermuthlich bekannt. قرب قرب (aus قرب ?) Exod. 29, 13 22 Lev. 3, 10 = קָרִיעַ קָרִיעַ bleiben sich in den mir vorliegenden Ausgaben nicht gleich. Der Ausdruck ist doch wohl von den Juden zu den Syrern gelangt, folglich wird er von jüdischen Schächtern vielleicht noch jetzt erklärt, aus alten Schächtbüchern sicher erläutert werden können. Schächter mag ich so wenig sprechen wie Schächtbücher lesen, letztere um so gewisser nicht, als der beste Kenner, MSteinschneider, in AGeigers anderer Zeitschrift 1 232/233 von ihnen ausgesagt hat, das Schächtgesetz des Pentateuchs [es selbst] habe sich in ihnen in eine große geistige Einöde verwandelt. Nathan erklärt den Ausdruck nicht, setzt also voraus, daß er allgemein verstanden wurde, und der قرب der Leber eines tollen Hundes (Israel hat seinen Pasteur vor Pasteur) half nach der von Nathan ausgeschriebenen Stelle des Talmud den von jenem Hunde Gebissenen. قرب قرب (Elias in den Praetermissa 10, 96 = Hoffmanns Glosse 4028) wird das Band sein, das aus der Oblitterierung der die Placenta ernährenden Vene entstanden, von der Leber durch den Nabel verläuft, und beim Geborenen nutzlos ist (ligamentum suspensorium und venosum). Die Kenntnis dieses Bandes danke ich EEhlers und FrMerkel: auch ein Privatdocent wie Herr Bezold ist Mitglied einer universitas litterarum, und darf Sachverständige befragen.

1 5, 19 *Gott wußte gemäß der Priorität seines Wissens, was der Satan gegen Adam plane*⁵⁰. Da wird Gott Prioritätsstreitigkeiten anfangen können, und sich bei manchen, ihn so wie so nicht liebenden Freunden des Akademikers Friedrich Müller in übelen Ruf bringen. قرب قرب 2 20, 11 ist πρόγνωσις , nicht Priorität des Wissens: Gott wußte nicht früher was Andere — etwa auch Leute wie FMüller — nach ihm wußten, sondern er wußte voraus was nur Er voraus wissen konnte.

1 10, 15 *so waren sie* = 2 42, 13 قرب قرب قرب . Aber für قرب hat S 87² 16 قرب , was Herr Bezold nicht angemerkt hat. Also *Priester waren sie.*

1 10, 22 *und dieses war* = 2 44, 2 قرب . Also *darum weil dies war.*

1 18, 6 *es salbte ihn* = 2 76, 14 סָמַח = 2 77, 10 حنط . Also *es balsamierte ihn ein*. © Genes. 50, 2 3 26: חָנוּט Iohann. 19, 39 חנוט = $\mu\acute{\iota}\gamma\mu\alpha$ [$\sigma\mu\acute{o}\rho\eta\eta\varsigma$ $\kappa\alpha\iota$ $\acute{\alpha}\lambda\acute{o}\eta\varsigma$] zur Einbalsamierung der Leiche Iesu.

1 18, 7 *bettete ihn* = 2 76, 14 סָמַח : Praetermissa 73, 98 verglichen mit Semitica 1 23 ff. (daraus Budge, bee 43^r xi) und Hoffmanns Glossen 6369 6370. Also *legte ihn auf die Bahre*: denn *begrub ihn* wäre, weil סָמַח folgt, unzulässig.

1 18, 25 (*es gibt unter den Teufeln keine*) *männlichen und weiblichen Geschlechter* = 2 78, 11 $\text{לֹא־יָדוּעַ$. Gal. 3, 28 $\text{οὐκ ἔνι ἄρσεν καὶ θῆλυ}$. Sie sind geschlechtlos, ils n'ont pas de sexe, wie die alte Staël.

1 23, 17 *Und als die Flut vom Paradies gesegnet und gereinigt worden war, drehte sie sich um, küsste die Fersen des Paradieses, und wandte sich zur Verwüstung der ganzen Erde*. וַחַמְטָא Fluth ist männlich, folglich kann es nicht Subjekt des Femininums וַחַמְטָא sein. *Gesegnet worden war* steht nicht im Texte des Herrn Bezold, sondern als וַחַמְטָא , der Lesung Einer Hds., am Rande. *Gereinigt worden war* steht weder im Texte noch am Rande, sondern Herr Bezold hat das וַחַמְטָא seines Textes für וַחַמְטָא gehalten, und ist dann »eklektisch« verfahren, indem er die Lesart von A und die von S durch das ihm geläufige, in der Urschrift nicht vorhandene *und* verband. Die in Hoffmanns Glosse 2155 erklärte Bibelstelle lesen wir © Genes. 24, 64: © ruht auch hier auf ל . וַחַמְטָא bedeutet nicht *er drehte sich um*, sondern *er senkte das Haupt* = بَيَقِر Wellhausen Skizzen 3 51 158. וַחַמְטָא verbindet sich mit den Accusativen וַחַמְטָא *das Knie*, וַחַמְטָא *den Rücken*, וַחַמְטָא *das Genick*, וַחַמְטָא *den Schädel*: schwerlich wird wer seine Verehrung bezeugen will, denjenigen Theil herauskehren, durch den Iahwe Exod. 33 dem Moses die Erkenntnis a posteriori beibrachte. Da die Fluth schon ehe das hier Erwähnte eingetreten war, 25 (50) Ellen »nach dem Maße des Geistes« über den höchsten Bergen stand, wird sie sich nicht zur Verwüstung der Erde gewandt — wer das ausdrücken wollte, hatte וַחַמְטָא , nicht וַחַמְטָא zu sagen —, sondern sich aufs Neue an das Geschäft, die Erde zu verwüsten, gemacht haben. Agrell § 9. = 2 98, 5 ff.

1 24, 4 *Zweig* = 2 100, 13 וַחַמְטָא = 2 101, 10 ورقة . Also *Blatt*.

1 24, 5 *stellt vor* = 2 102, 1 וַחַמְטָא = 2 101/103 مثلت صورة . Also *bildete vor* = ist ein Vorbild von. Budge, bee, 21^r.

1 24, 32 mag Herrn Bezold *spannte ab* für وַחַמְטָא 2 104, 3 = يبطل 2 105, 3 *hingehn* (ich hätte *löste ab* geschrieben), aber وַחַמְטָא = مدها darf nicht *spannte auf* übersetzt werden: der Bogen ist ohne jede Spannung. وַחַم , 105, 3^r v [Text also aus p] = وַح 104, 3^r ABV.

1 25, 17 *als er ein großer Jüngling war, und zur Einsicht gelangte*. Aber 2 106, 5 107, 4 ergibt *als der Jüngling groß geworden, und zur ἀκμή der Einsicht gelangt war*. וַחַמְטָא ist Zeitwort: וַחַמְטָא leitet

PSmith 361, den ich nachsah, um Herrn Bezold nicht Unrecht zu thun, von 100 ab, und Michaelis 64 half auch nicht. Budge, bee, xj.

1 26, 1 *es rasen (die Haeretiker)* = 2 108, 9 راس, was nur aus B stammen kann, vielleicht aber ein Lesefehler des Herrn Bezold ist: راس ASV. Letzteres hätte in den Text kommen, und *es mögen still sein* übersetzt werden sollen. Ein »Imperfectum« steht da, das durch ein »Praesens« nicht übersetzt werden darf. راس = רָסָהּ Isa. 7, 4. ὁδὸν σιγάτω Corinth. α 14, 28.

1 26, 16 *im ganzen Lande* = 2 110, 4. Vielmehr *auf der ganzen Erde*. Aller Orten gibt es Negersklaven.

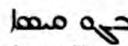
1 26, 20 *in Ehrenhaftigkeit* = 2 110, 7. Vielmehr *in Ehren*. Nicht jeder, der von der Welt geehrt wird, ist darum ein ehrenhafter Mann. راس PSmith 1624.

1 26, 22/23 *die herumgetrieben werden an den Türen* = 2 110, 10 111, 6. Vielmehr *die [bettelnd] von Haus zu Hause gehn*, als درويشان. PSmith 1824.


1 27, 35 *unfruchtbar und unbewohnt* = 2 114, 20 115, 18. Wer durch eine unfruchtbare Gegend reisen will, wird denjenigen unüberlegt heißen, der ihm »eine Anzahl von dem Heere der Männer«, also eine Anzahl zu fütternder Mägen, mitzuführen rath. راس, wüst, & Gen. 1, 2. *Unbewohnt?* Freilich, denn die Fluth ist unlängst verlaufen. Der Syrer *von Bewohnern entblößt*. Weil das Land, durch welches Sem ziehen will, wüst ist, und der Cultur entbehrt, haben sich die wilden Thiere in ihm vermehrt: gegen diese soll Sem Begleitung mitführen.

1 34, 2 *das Augenblinzeln* als Eines *der Dinge der Chaldäer-kunst* = 2 140, 13 راس = 2 141, 9 الاختلاج. Meine Reliquiae syr. 31, 12 راس = παλμών ἐρμηνεύς. Außer der von mir angeführten Abhandlung Fleischers sehe man CKayser, die Canones Jacobs von Edessa 127 128. Jedes Glied اختلاج, also auch das Auge: ἄλλεται ὀφθαλμός Theocrit 3, 37. Iectigatio, womit Castellus اختلاج überträgt, wird von DuCange nicht erklärt. Es steht in der Iuntina Avicenna 69 A, während Gerhard sonst von Saltus redet (siehe das Register), der nach 378 G dasselbe wie iectigatio ist. Arabisch (Castle) 1 92, 15 333, 20 565, 6 570, 23. Sein *Augenblinzeln* mag Herr Bezold aus Castellus haben: die von Castellus angeführten Stellen Corinth. α 15, 52 Sap. 11, 23 18, 12 hätten einem weniger hastigen Arbeiter gezeigt, daß راس راس ἐν ῥιπῇ ὀφθαλμοῦ (= רָסָהּ רָסָהּ), und راس ῥοπή ist, also vielleicht von einem von dem hier gebrauchten راس verschiedenen, aus dem Griechischen stammenden راس herkommt.

1 48, 17 *sie zersägten den Propheten Jesaias⁸⁰ mit einer Säge auf einem Holzblocke vom Kopfe an bis zu den Füßen hinab. Und er (Manasse) war einhundertundzwanzig (!) Jahre alt, als sie ihn zer-*

sägten, und neunzig Jahre der Prophet Gottes. Bei dem ἐπιόθησαν Hebr. 11, 37 denkt man an Isaias: aus Winers Realwörterbuche ³ 1 554 erhellt, daß sich Isaias vor Manasse in einer hohlen Ceder verbarg, und daß der König, als der Baum sich hinter dem Propheten geschlossen hatte, den Stamm zersägen hieß. Also  194 14 = in einem Baume. Nicht Manasse ist Subjekt des zweiten Satzes, sondern Isaias. Daß Manasse 90 Jahre der Prophet Gottes gewesen, ist allein dem Herrn Bezold glaublich, da Manasse nur 67 Jahre alt geworden, Regn. δ 21, 1. Daß Manasse überhaupt jemals der Prophet Gottes gewesen, ist trotz seines Bußgebetes nach Regn. δ 21, 17 unwahrscheinlich. Das Ausrufungszeichen oben ist Eigenthum des Herrn Bezold, der mit sittlicher Entrüstung in der Uebung bleiben wollte.

1 58, 15 in eine Höhle: aus 2 240, 4 kann, da der Artikel in unserer Schrift nicht mehr correct gebraucht wird, nicht erwiesen werden, daß in die Höhle übersetzt werden muß: aber es folgt aus Grabes spicilegium [2] 2 161.

1 58, 17 ff. hat sich Herr Bezold nicht klar gemacht, daß sein Text disponiert ist. Die Magier erwarten im Allgemeinen, daß der neugeborene Prinz als Prinz werde behandelt werden: das Einzelne sich vorstellend, setzen sie einen Palast als gegeben voraus, im Palaste Prunkbetten: auf einem dieser Prunkbetten erwarten sie das Kind zu finden: um dies Kind muß die bewaffnete Macht Gewehr bei Fuße stehn: die höchsten Civilbeamten werden mit Geschenken nahen, die Tische des Schlosses für die erwarteten Gäste gedeckt und mit Speisen besetzt, Knechte und Mägde werden zur Hand sein. Wäre Herr Bezold geschult wie er geschult sein sollte, so würde  im Texte erscheinen (PSmith 230 Levy ¹ 1 36¹ ² 1 97¹ PdeLagarde armenische Studien § 84). Meine (rechts stehende) Uebersetzung der Stelle kann in soferne nicht als genaue Parallele zu der des Herrn Bezold gelten, als ich (wie das Herr Bezold selbst thut) das bei Herrn Bezold unter den Varianten versteckte Material für meinen Text benutzt habe. 2 240, 6 ff.

Und während sie hinaufgingen^{so}, da dachten sie auf dem Wege bei sich, sie würden, wenn^{so} sie dorthin gekommen wären, großartige Wunder schauen: die Gesetzesordnung und staatliche Einrichtung einer Residenz. Denn sobald der König geboren sei, dünkte ihnen, würden sie im Lande Israel's^{so} einen königlichen Hof finden; und Lager von Gold, die ausgebreitet seien; und den König und den Sohn eines Königs in Purpur gekleidet; und Heere und Hee-

Wie sie ihres Weges gezogen waren, hatten sie in der Stille sich ausgemalt, daß wann sie am Ziele angelangt sein würden, sie große, dem was in einem Königshause für den Fall daß in ihm ein Prinz geboren wird, Brauch und Gesetz ist, entsprechende Herrlichkeiten erblicken würden. So setzten sie voraus, daß sie im Lande Israel einen Königspalast finden würden, und mit glatten Seidenstoffen belegte Prunkbetten von Gold, den Prinzen in Purpurwindeln

resabteilungen, die dem König eifertig dienten; und die Großen des Hofes, die ihn durch Geschenke ehrten; und die Speistafeln des Königs hergerichtet, und Leckerbissen aufgetragen*); und Diener und Dienerinnen, die in Ehrfurcht aufwarteten.

gewickelt, Regimenter und Schwadronen königlicher Soldaten, die in scheuer Ehrfurcht dastünden, Große des Reichs, die den Neugeborenen durch Geschenke ehrten, Tische voll eines Königs würdiger Speisen, die hergerichtet, und Schaugerichte [?]**) die aufgestellt wären, zum Gebrauche Geschirr von Gold und Silber, endlich Sklaven und Mägde des hohen Hauses, die in Ehrerbietigkeit aufwarteten.

1 61, 34 wisse auch, daß der Messias in Maria in Nazareth wohnte. = 2 251, 11. בֵּית = κατέλυσε, also Herberge nahm. Die Empfängnis Iesu fand in Nazareth statt. © Lucas 19, 7.

1 65, 32 34 ist von den Brettern der Bundeslade die Rede, aus denen das Kreuz Iesu gezimmert worden sei. Jeder Zimmermann würde hier anstoßen: ich meine, auch Herr Bezold hätte anstoßen müssen. In meinen Praetermissa steht 30, 72 الدعوق مة: Dozys Supplément 1 466 hätte dann über دعوق belehrt. Wer einen ihm unverständlichen Ausdruck liest, der in der Beschreibung der »Bundeslade« vorkommen muß, wird im Exodus nachsuchen: Exod. 25, 13 27, 6 hätte entschieden, und Castellus hätte diese Stellen auch einem so ungeschulten und nicht denkenden Gelehrten geliefert wie Herr Bezold einer ist. Bezold 2 259, 15.

Ich darf wohl durch diese Proben die Uebersetzung des Herrn Bezold genugsam charakterisiert glauben: nur über die Art wie Herr Bezold gelegentlich die Eigennamen, das Leichteste was es gibt, behandelt hat, möchte ich noch ein Paar Worte sagen.

Im neuen Testamente findet sich der Eigennamen Κλεόπας Κλωπᾶς. Ein in © geschriebener Κλεόπας geht bei Lucas 24 mit Iesus nach dessen Auferstehung nach dem in © als κλωπᾶς auftretenden Έμμοαοῦς = عمواس, Bädcker-Socin² 14. Herr Bezold, der uns aus Luthers Bibel mit Noah und ähnlichen Scheußlichkeiten beschenkt, stellt 1 69 70 aus © Kaliopha vor, der in 'Amâ'os zum Schriftsteller der Hebräer befördert worden sei. Erst 2 xix gestaltet man den Kaliopha in 'Amâ'os zu Cleophas in Emmahus⁸⁰ um.

Aus $\text{אֲבִימֶלֶךְ בַּאֲרָמָה}$ = 'Αβιμέλεχ βασιλεὺς Γεράρων Genesis 20, 2 und أُم جَرَّار Bädcker-Socin² 207 lernt Herr Bezold nicht, أُم جَرَّار 2 150, 4 in أُم جَرَّار and أُم جَرَّار 2 151, 3 in أُم جَرَّار umzuschreiben.

*) Herr Bezold läßt hier aus was sein Text bietet $\text{αὐτῶν τῶν ἐπιπέμωνων}$.

**) Ich weiß natürlich sehr wohl, was ich in den gesammelten Abhandlungen 73 über πριτίβηγα = pratibhaga (vgl. ποτίβαζος Dinons, Athenaeus 110) geschrieben habe. GHoffmann, Auszüge, Anmerkung 2231.

2 126, 7 ff. wird ausgesagt, die Nachkommen Iapheths wohnten im Osten und Norden der Erde, und zwar im Norden von ܡܥܬܐܪܝܫ oder ܡܥܬܐܪܝܫܘܢ = معتارس = بقطارس (was Herr Bezold unter Beifügung eines Fragezeichens, aber richtig, mit *Baktrien* übersetzt) bis nach $\text{ܒܠܕܬܐ ܗܘܠܬܐ ܗܘܠܬܐ ܗܘܠܬܐ ܗܘܠܬܐ}$ = $\text{بلدة الجزيرة = الجزيرة كاديون}$. Das bedeutet unserem jungen Gelehrten 1 30, 19 bis zu⁸⁰ *Gadaraea*. Ueber Γάδαρα = مقيس = جدور = جدر belehrt Baedeker-Socin² 296, daß es eine Stadt der Decapolis war, und als Hauptstadt von Peraea galt. *Gadara Hieromice*⁸⁰ praefluente, Plinius NH ε 18 (74), am Yarmûq: Schumacher ZDPalaestVerein 9 219 ff. 294, 6. Falls Hirsch Hildesheimer in seinen Beiträgen zur Geographie Palaestinas 50 Recht hat, läuft die für den Ritus des Volkes gezogene Ostgrenze des jüdischen Landes östlich von Gadara, das heißt, Gadara ist von Vollblutjuden bewohnt. Dann wird es aber nicht die Westgrenze der Iaphetiten oder »Arier« gewesen sein. Da ein Semitist sich ein wenig um die Geschichte der alten Geographie zu kümmern hat, mußte Herrn Bezold bei 2 126, wenigstens eine Stelle eines in seiner Handbibliothek stehenden Buches beifallen, der Naturgeschichte des Plinius. In dieser ε 214 reicht der tertius circulus der Erde ab Indis Imavo [dem Himâwat] proximis nach Gades, einer Stadt, die als Cadix jeder Sextaner kennt. Danach ist nicht schwer, ܓܕܪܝܘܢ in ܓܕܪܝܘܢ = Γαδελφων [denn ἕως pflegte vorher zu gehn] zu ändern. Die Indocelten wohnen unserem Verfasser vom Hindûkôh bis nach Cadix.

Die Quelle in *Derogîn* 1 33, 15 wird wohl in *Atropatene* fließen. 2 138, 2 ist ܕܝܘܪܝܝܢ ohne Variante. In dem entsprechenden arabischen Texte liegt أدرججان = أدرججان vor, welches letztere Herr Bezold mittelst eines Ausrufungszeichens hinrichtet. Aus 1 78, 114 dürfen wir lernen, daß »der Ort« beim Aethiopen als ԱԲԵՂԵՅ erscheint. 2 236, 11 = 237, 7 = 1 57, 28 ܕܝܘܪܝܝܢ = ܕܝܘܪܝܝܢ = ܕܝܘܪܝܝܢ = ديورجين = دورجين = ديون حنين . 2 142, 9^r finden wir ܕܝܘܪܝܝܢ = ܕܝܘܪܝܝܢ eben dem أدرججان 143, 7^r gegenüber, das Herr Bezold 2 139, 1^r verhöhnte, und im Texte steht أدرججان وادرجين , wo دورجين mit ܕܝܘܪܝܝܢ identisch ist. Indem ich an meine Beiträge 50, 16 wenigstens erinnern will, meine ich ein Recht zu haben ԱԲԵՂԵՅ = ԱԲԵՂԵՅ , armenische Studien § 223 als die Landschaft anzusehen, um die es sich handelt. Möglich, daß die bei Qazwîni 1 189, 12 genannte Quelle *Adrabîgâns* (*Yâqût* 1 171, 20) die von unserem Schriftsteller gemeinte ist.

1 35, 8 heirathet Thare *ein Weib und nannte sie Naharjath*. Es ist ungewöhnlich, daß ein Semit seinem Weibe, das für ihn nur eine ܕܪܝܝܬܐ ist, in der Ehe einen neuen Namen gibt: das wäre ja eine Ehrung. Aber ܡܥܬܐܪܝܫ 2 146, 4 ist auch gar nicht ܡܥܬܐܪܝܫ . Nach

Jahrhunderte geschrieben, V im Jahre 1702, S gar erst im Jahre 1862. Da nun »von (ca.) Seite 101 an eine weitere Scheidung von B + V gegenüber S zu bemerken« ist, und Herr Bezold »hier letztere Recension als den relativ besseren Text bietend, vorziehen zu müssen geglaubt« hat, so steht die Sache, deutsch gesprochen, so. Der syrische Text 2—250 (124 Seiten des Bandes) stammt, vorausgesetzt daß BVS sich wirklich in dem von Herrn Bezold behaupteten Umfange decken, aus dem sechszehnten Jahrhunderte: daß er zu dieser Zeit »existirt« hat, ist freilich jedem gewis, der auch nur den Codex B gesehen hat: 251—273 (22 Seiten) stammt aus einer 1862 geschriebenen Handschrift, »existirt« also nicht »zu irgend einer Zeit«, sondern im Jahre 1862, ist mithin etwa drei Jahre jünger als Herr Bezold selbst.

Dabei ist zu bemerken, daß Herr Bezold nicht den »nach BVS hergestellten Text« übersetzt (V konnte er für seine Uebersetzung gar nicht benutzen), sondern A: was er dann »eklektisch« verfahren nennt: 1 1, 8 und *Erstgeborenen*, 1 1, 9/10 *das Wasser . . . heißt*, 1 1, 13 *von Geistern* steht nur in A: u. s. w.

Für einen Mann, der wirklich geschult wäre, würde sich, ohne daß es großer Ueberlegung bedurft hätte, ein anderer Weg empfehlen haben.

Die arabische Uebersetzung liegt uns in einem wohlgeschriebenen Codex p vor, der, wie man seit Jahren wußte, auf einer im Jahre 1176/77 angefertigten Vorlage ruht. Fand sich ein syrischer Codex, der mit p stimmte, so war der in ihm enthaltene Text, so weit er stimmte, älter als das Jahr 1176/1177. Nach Herrn Bezold 2 vij enthält v »im Ganzen einen besseren und enger an das syrische Original (freilich nicht das von uns gebotene, sondern ein A näher stehendes) anschließenden Text«. Da nun [ebenda] o »sicher mit p einen gemeinschaftlichen Ursprung hat«, so gelten *nunmehr*, wie mir scheint, die Sätze: A parallel mit v, BSV parallel mit op: folglich BSV älter als 1176/1177, in welchem Jahre die Vorlage der Handschrift p geschrieben worden ist: Av bis in das vierzehnte Jahrhundert zu verfolgen. Das ist natürlich nur unter der Bedingung richtig, daß des Herrn Bezold Angaben über das Zusammengehör der Zeugen richtig sind.

Es ergibt sich, daß der Herausgeber des Buches handschriftlich zu eigenem Gebrauche eine von Abschreibefehlern gesäuberte Copie einerseits von Av, andererseits von BSVop herzustellen hat.

Da der Aethiope [oder die Aethiopen?] ohne Frage aus dem Arabischen übersetzt hat, müßte vor der Herausgabe der Urschrift von dem Herausgeber derselben ein auf $\alpha\beta\gamma\tau$ ruhendes Exemplar der in Aethiopien umlaufenden Gestalt unsres Buches beschafft werden,

dessen Varianten je nachdem es paßte, in Av oder in BSVop einzutragen wären: durch die Aethiopier kontrollierte man die Araber, durch die Araber die Syrer.

Nachdem dies geschehen wäre, fienge die eigentliche Arbeit an. Es stünde zu untersuchen, wie Av und BSVop gegeneinander zu werthen sind, ob sich Citate finden, die den Einen oder den anderen Text einer bestimmten Zeit oder einer bestimmten Gegend zuzuweisen rathen oder zwingen: man müßte erwägen, ob man die beiden Recensionen nebeneinander vorlegen, oder nur die Eine vollständig geben, die Abweichungen der anderen an den Rand verweisen wollte.

Wie ich daran war, als ich meine Handschriftenabdrucke durch die Presse führte, kann bekannt sein: ich habe für die Infamie eines hohen Beamten einer Monarchie in meiner Schrift »aus dem deutschen Gelehrtenleben« 75 sogar ein Ausrufungszeichen gehabt. Als ich den Titus von Bostra und den Clemens von Rom hinausgab, mußte ich dem Besitzer der von mir benutzten Druckerei, Karl Schultze in Berlin, monatlich die aufgelaufene Rechnung begleichen, und hatte das dazu nöthige Geld — rund 36 Thaler im Monate — erst durch rund 70 Privatstunden zu verdienen — Alles unter den Augen meiner hohen und höchsten Vorgesetzten, und unter den Augen der Zunft. Ich habe meinen derartigen Druckereien nie einen anderen Namen gegeben als den der Laufburschen- und Lastträgerarbeit: Symmieta 1 98, 3 2 144, 26: aus dem deutschen Gelehrtenleben 92, 25—32: ich wäre der Letzte, eine unfertige Ausgabe eines Textes zu tadeln, wenn sie aus irgend welchen triftigen Gründen nicht hätte fertig gemacht werden können, und wenn derjenige der sie veranstaltete, sich und sie nicht überschätzte, und von Anderen nicht überschätzt würde. Nun lese man was oben 50 steht, und prüfe, ob des Herrn Bezold Text, nach dem bisher Auseinandergesetzten gemessen, etwas Anderes ist als ein höchstens zur allerersten Orientierung eines künftigen Herausgebers dienlicher Wust. Herr Bezold, von zwei Akademien unterstützt, amtfrei, von den oben genannten Gelehrten angeleitet und begünstigt, war durchaus in der Lage etwas Abschließendes zu leisten — wenn er überhaupt etwas leisten konnte.

Daß Herr Bezold nicht für der Mühe werth erachtet hat, über das Alter der von ihm benutzten Handschriften etwas zu sagen, habe ich oben bereits mitgetheilt, und ich habe, so gut es mir möglich war, den Mangel ergänzt. Herr Bezold hat auch nicht für nöthig gehalten, an Einer Stelle alle Lücken seiner Handschriften anzugeben. Mich verdriest, mehr Papier an diesen Herausgeber zu wenden, als an ihn zu wenden unumgänglich ist: ich begnüge mich daher damit, Einen Fall grober Nachlässigkeit und Ungeheuerlichkeit dem Leser vorzulegen.

1 80 belehrt uns die [zu 1 44, 15 = 2 182, 7 gehörige] Anmerkung 154 (vgl. 2 182^o):

Von hier ab differiren^{so} Codd. B und S vollständig von A und dem Clem. Aeth. Der Text in B und S, welcher einige Züge aus 2 Reg. 24 enthält . . . ist so corrupt und aus allem Zusammenhange gerissen, daß die Herstellung desselben wohl erst nach Prüfung der vaticanischen Handschrift mit Glück versucht werden kann. Es verdient ausdrücklich bemerkt zu werden, daß weder in B noch in S eine Lücke angedeutet ist. Von S. 50 Z. 19 stimmen alle drei Codices wider^{so} überein.

1 80 belehrt uns die [zu 1 50, 19 = 2 202, 6 gehörige] Anmerkung 171:

Von hier ab stimmen Codd. A, B und S wider^{so} überein.

Man erwartet nun, von 2 182, 7 bis 2 202, 5 eine Fülle von Varianten am Rande zu finden, aus denen ersehen werden könnte, wie »B und S von A differiren«: man ist auch neugierig zu erfahren, wie das von BSV als eigene Recension sich unterscheidende A von 2 202, 6 an mit BS »wider^{so} übereinstimmen« kann.

Ich bitte die Leser, den Rand der Seiten 182 184 186 188 . . . bis 202 anzusehen: er ist bis 198 von den Siglen BSV frei. 2 198, 18^r erfahren wir:

von hier ab nach BSV; vgl. Anm. 154.

Der Thatbestand ist der, daß 2 182, 7 𐤇𐤋𐤍 bis 2 198, 18 𐤁𐤁 in BSV überhaupt fehlt. Man sehe den in Berlin aller Welt zugänglichen, seiner Zeit dem Herrn Bezold nach München gesandten Codex S auf Blatt קרי² [= 120²] 4 ein, so wird man finden, daß diese Zeile

𐤁𐤁 . 𐤁𐤁 . 𐤁𐤁 . 𐤁𐤁

lautet, das heißt, das der nach Herrn Bezold »vollständig von A differirende Codex S«, »in dem keine Lücke angedeutet ist«, nicht »differirt«, sondern schweigt, und daß er diese Art des »Differirens« nicht etwa (was Herr Bezold in der Anmerkung 171 behauptet) bis 1 50, 19 = 2 202^s, sondern (was Herr Bezold dort in der Anmerkung richtig lehrt) bis 1 49, 38 = 2 198, 18 fortsetzt: daß er danach das gibt, was Herr Bezold 2 198, 18 bis 200, 4 zwischen () — also als dem A fehlend — druckt, und daß Herr Bezold zu 𐤁𐤁 2 200, 4 hinzuschreibt

Von hier ab ist wider^{so} A allein erhalten.
und zu 2 202, 6

Von hier ab stimmen wider^{so} alle Codd. überein (Anm. 171).
Gewis keine das Lob der Klarheit und der Genauigkeit verdienende Darlegung des Thatbestandes. Bei mir würde das gelautet haben:

182, 7 𐤇𐤋𐤍 bis 198, 18 𐤁𐤁 > BS[120²4]V:

198, 18 **صحب** bis 200, 4 **بمصح** > A:

200, 4 **صحب** bis 202, 5 **صحب** > BS[120² 11]V,

und aus diesen drei knappen Sätzen würde sich das doppelte **صحب** dem Auge des Lesers eingepägt, und den Leser befähigt haben, sich das richtige Urtheil über die »Differenz« zu bilden: es sind von dem Schreiber des Codex, aus dem BVS geflossen sind, ganze Kolonnen aus Versehen übersprungen worden — eines *δμοιοτέλευτον* willen. Und da ich einmal 202 neu überblickt habe, will ich Herrn Bezold nicht verhehlen, daß 202, 7 in S nicht, was aus dem Schweigen des jungen Gelehrten folgt, **يد تصلا** steht, sondern [S 120² 13] **يد تصلا**: ich vermuthe, daß auch V nicht, wie Herr Bezold angibt, **يد تصلا**, sondern wie S **يد تصلا** bietet: der Araber stimmt 2 203, 5 mit **صاحب الجيش** leidlich mit **يد تصلا**, das sich Herr Bezold aus **ղահիճ** in meinen gesammelten Abhandlungen 31^r und in meinen armenischen Studien § 558 erklären wolle: daß **ղահիճ** bei PSmith 867 und dessen Genossen nicht genannt wird, ist en règle. Herr Bezold hätte bei **يد تصلا** um so eher aufmerken sollen, als ihm ein *RosseGroßer* doch befremdlich erscheinen mußte: er übersetzt freilich 1 50, 20 *Kriegs-Oberster*. ☉ Regn. δ 25, 8. Mir fällt beim Blättern noch eine andere Stelle wieder in die Hände, in der, so unpassend der in Folge dieses Fehlers gewonnene Sinn ist, Herr Bezold nicht auf den leicht zu fassenden Gedanken gekommen ist, er habe ? und ı verlesen. 1 73 Anm. 35 *ihr werdet neue Augen bekommen und rings umher (حمة) sehen*. 2 26, 5 wird dies **حمة** noch 4 Jahre später im Texte wiederholt. Es muß **حمة** *einander* heißen, und dies steht in der Handschrift S 84¹ 4. Und aus 2 200, 3 möchte ich dem bewundernden Leser den Satz nicht vorenthalten

بمصح fehlt in den Codd., findet sich aber auch im Adambuch.

Wenn das Wort in »den Codd.« fehlt, woher hat es Herr Bezold? In S steht es wirklich nicht [120² 10]. Und »auch«?

Wie Herr Bezold seine Handschriften im Einzelnen verglichen hat, konnte ich nur durch Nachvergleichung des von ihm benutzten Berliner Codex Sachau 131 ermitteln: den Anfang meiner Abschrift des Londoner Additional 25875 habe ich auf die Nachricht hin, daß Herr Bezold das Buch von der Höhle der Schätze herausgeben wolle, in der Erwartung, dieser Schüler der Herren Hommel, Delitzsch, Nöldeke, Trumpp werde Vorzügliches leisten, mit der Urschrift nicht wieder zusammengehalten, so daß ich aus ihr nicht gerne etwas gegen Herrn Bezold vorbringen möchte. Ich nehme, um jeden Schein gehäßiger Wahl zu vermeiden, die Seiten 2—8 50—60 100—110 des Werkes, und nenne, wie Herr Bezold, den Berliner Codex S.

- Bezold 2, 9 ܩܘܩܘܨ : S 79¹ 8 ܩܘܩܘܨܘܘܩܘܨ = V.
- 4, 2 ܘܘܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 79¹ 15 ܩܘܩܘܨ = B.
- 4, 4 ܩܘܩܘܨ : S 79¹ 18 ܩܘܩܘܨ = V.
- 4, 13 ܩܘܩܘܨ : S 79² 10 ܩܘܩܘܨ .
- 6, 3 ܩܘܩܘܨ : S 79² 18 ܩܘܩܘܨ . Herr Bezold verzeichnet keine Variante zu seinem ܩܘܩܘܨ , das doch ein Schnitzer wäre. Es ist mir nicht gelungen, in des Herrn Noeldeke syrischer Grammatik [§ 239] die dem Herrn Bezold nöthige Belehrung aufzufinden: es genüge die Verweisung auf die syrische Uebersetzung von Matth. 16, 21 17, 23 20, 19.
- 6, 10 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 80¹ 7 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ .
- 6, 10 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 80¹ 7 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ .
- 6, 10 nach ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ hat S 80¹ 7 noch ܩܘܩܘܨ .
- 6, 15 ܩܘܩܘܨ : S 80¹ 12 ܩܘܩܘܨ . Siehe zu 6, 3. Auch hier hat Herr Bezold keine »Variante« angemerkt. 8, 8 druckt er, grammatisch richtig, ܩܘܩܘܨ . Entsprechend auch sonst ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ und Aehnliches.
- 8, 1 nach ܩܘܩܘܨ + S 80¹ 15 wie B ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ .
- 8, 2 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 80¹ 16 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ = V.
- 8, 5 ܩܘܩܘܨ : S 80² 1 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ = B.
- 8, 8 ܩܘܩܘܨ : S 80² 2 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ = BV.
- 8, 8 ܩܘܩܘܨ : > S 80² 3 = V.
- 8, 10 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 80² 4 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨܘܩܘܨ = B.
- 8, 12 nach ܩܘܩܘܨ + S 80² 7 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ = B.
- 50, 4 ܩܘܩܘܨ : > S 89² 13.
- 52, 8 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 90² 1 = V.
- 52, 8 ܩܘܩܘܨ : > S 90² 1 = V.
- 54, 12 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 91¹ 5 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨܘܩܘܨ . Vielleicht ist Herr Bezold im Stande, in des Herrn Noeldeke syrischer Grammatik Belehrung über ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ zu finden: mir ist dies zu thun nicht gelungen. Für Herrn R. Duval 273 bemerke ich, daß S dem Nun von ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ einen Vokal nicht beifügt: gegen Castellus = Michaelis 965.
- 56, 1 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ soll nach Herrn Bezold in S fehlen: aber S 91¹ 10 hat es.
- 56, 7 ܩܘܩܘܨ : S 91¹ 17 ܩܘܩܘܨ .
- 56, 11 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 91² 2 wie 54, 12. Hier steht aber der Vocal unter Nun.
- 58, 3 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 91² 10 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ .
- 60, 7 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 92¹ 11 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ = V.
- 60, 14 ܩܘܩܘܨ : > S 92¹ 19 = B.
- 102, 10 ܩܘܩܘܨ : S 101² 4 ܩܘܩܘܨ = V
- 102, 16 ܩܘܩܘܨ : S 101² 10 ܩܘܩܘܨ = V. Ich bin leider, wie in den meisten Dingen, auch im Syrischen Autodidakt, und Herr Bezold hat die Herren Trumpp, Hommel und Noeldeke zu Lehrern gehabt: möchte er nicht über den von ihm hier — geflissentlich — für richtig erklärten Plural ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ das Erforderliche mittheilen?
- 104, 10 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 102¹ 4 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ = V.
- 104, 16 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 102¹ 11 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ = V.
- 104, 16 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 102¹ 12 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ = V, also als Passiv gedacht: ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ ist ja (Noeldeke § 84) Femininum.
- 106, 4 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ : S 102¹ 18 ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ = V.
- 106, 4 berichtet Herr Bezold, S biete ܩܘܩܘܨܘܩܘܨ . Das thut S nicht: S wollte

ج) schreiben, ließ aber unter dem Schreiben das γ ohne Punkt, tilgte es also. S 102¹ 19.

108, 17 ج: S 103¹ 12 ج.

110, 11 ج: S 103¹ 15 ج.

110, 11 ج: S 103¹ 15 ج = V.

110, 15 ج: S 103¹ 19 ج.

Man wird aus dem Vorstehenden — die Seiten des Herrn Bezold sind nicht sehr stark bedruckt — sich ein Urtheil über die Genauigkeit des jungen Gelehrten selbst bilden können. Da ich recht alt, und recht sehr müde bin, habe ich, um die Nachprüfung zu erleichtern und zu veranlassen, die Blätter der Berliner Handschrift genau citiert, wie ich ähnlich einst dem Herrn Legationsrathe Brugsch Pascha gegenüber verfahren bin. Das eben Aufgezählte reicht über 16 Seiten der Leipziger Ausgabe hinweg: die — in Berlin liegende — Handschrift S hat Herr Bezold unter den denkbar günstigsten Arbeitsbedingungen in seinem Wohnorte München verglichen (2 vj).

Ueber den arabischen Text des Herrn Bezold mich ausführlicher zu äußern, bin ich darum ungeneigt, weil ich mich nicht für genugsam über die Methode des Herausgebers unterrichtet erachte. Wir wissen bereits, daß ω und ν verschieden sind. 2 vj lernen wir, daß sie (zunächst ρ und ν)

im Ausdruck soweit von einander differirten, daß es geboten war, eine von beiden [Versionen] der Ausgabe zu Grunde zu legen und die Varianten der anderen nur insoweit mitzuteilen, als sie ein inhaltliches oder sprachgeschichtliches Interesse beanspruchen konnten.

Beiläufig: »inhaltliches« »sprachgeschichtliches« Interesse ist ganz im Style des geheimen Kirchenraths Franz Delitzsch geschrieben, aber darum noch nicht deutsch. Ich komme, wenn ich was Herr Bezold sagt, ernst nehme, zu dem Schlusse, daß sowohl ω als ν in parallelen Kolumnen in der Weise gedruckt werden müssen, in der ich die beiden »Versionen« des Ignatius gedruckt habe. Wenn dieser Schluß einem Parteigenossen eines Lehrers des Herrn Bezold [Mittheilungen 1 381—384], und also auch dem Herrn Bezold selbst misfallen sollte, so werde ich das tragen müssen. Herr Bezold ist mindestens Mir nicht der Gelehrte, dessen Entscheidung ich trauen mag: und selbst wenn Herr Bezold mehr wäre als ein Anfänger, würde es besser gewesen sein, das Interesse Aller, das man doch nicht kennt, dadurch zu wahren, daß man jene Parallelausgabe herstellte. Selbstverständlich müßte die aethiopische Uebersetzung eine dritte Kolumne füllen: denn der Aethiope arbeitet aus irgend einer arabischen Uebersetzung, muß folglich den arabischen Uebersetzungen gegenüber vorgeführt werden.

auf Zeitereignisse kann ich den Charakter des sechsten Jahrhunderts nach Christus erkennen — über die zu Gunsten dieser Zeitbestimmung geltend gemachten Eigennamen spreche ich nachher —, und muß die Behauptung der Herren Bezold und Noeldeke für unhaltbar erklären.

Herr Bezold fährt fort:

Wie schon Dillmann und nach ihm Roensch . . . ausgesprochen haben, ist die Schrift der Schule des Ephraem⁸⁰ Syrus zuzuschreiben, geht aber in der vorliegenden Gestalt keinesfalls auf diesen selbst als Verfasser zurück (vergleiche u. a. die Namen der Mager Seite 57).

Sind die Herren Dillmann und Roensch hervorragende Kenner der syrischen Litteratur? lesen sie auch nur leichtes Syrisch vom Blatte? was wissen sie von der Schule Ephraims? Hat Herr Bezold einen nennenswerthen Theil der Werke Ephraims gelesen und — verstanden? Jeder der den Ephraim wirklich kennt, weiß daß er ein Original war, für ganz bestimmte, niemals wiederkehrende Verhältnisse schrieb, und darum eine Schule nicht bilden konnte. Allerdings ist Jean Paul in Gottfrid Keller wieder auferstanden, und so hätte, wenn die syrische Nation weiter gelebt hätte, auch ein anderer Ephraim erstehn können: aber Gottfrid Keller gehört nicht der Schule Jean Pauls an, und jener andere Ephraim würde nicht einer Schule Ephraims angehört haben. Da diese Sätze über den Horizont des Herrn Bezold und der Meister und Freunde desselben hinausgehn, setze ich her was WWright in der Encyclopaedia britannica 22 828¹ auch dem Herrn Bezold Verständliches zur Sache geschrieben hat:

Notwithstanding his vast fecundity and great peculiarity as a theological writer, Ephraim seems not to have had any pupils worthy to take his place . . . Better known than any of these disciples of Ephraim are two writers,

die dem Ephraim hinlänglich unähnlich sind, Balai und Kyrillona.

Und die Namen der Magier, was beweisen sie für Herrn Bezold? Ephraim starb im Juni 373: die dem Reiche der Sâsâniden ein Ende machende Schlacht von Nehâwend fällt spätestens in das Jahr 642, frühestens in das Jahr 640¹): die Sâsâniden regierten seit 211, und so ganz und gar unEranisch sind auch wohl die vor den Sâsâniden herrschenden Arsaciden nicht gewesen. Die dem Herrn Bezold vermuthlich eranisch vorkommenden Namen der Magier können mithin 162 Jahre vor, 267 Jahre nach Ephraims Tode erfunden sein, ohne daß man ihren Ursprung in der Studierstube eines Eranisten von Fach zu suchen nöthig hätte. Herr Bezold gibt in seiner Uebersetzung

1) Noeldeke, Aufsätze zur persischen Geschichte, 133.

als Namen der Magier, das heißt, der heiligen drei Könige, Hormizd, Jazdegerd und Pêrôz. Was folgt aus diesen Namen? was folgt aus den Namen Friedrich Wilhelm Lehmann, Ernst August Müller, Benno Camillo Tzscherp, William Brown, Robert Jones? Man muß begabter als ich sein, um aus solchen Etiketten auf den Inhalt und das Alter des Inhalts der Flaschen schließen zu können, die mit diesen Etiketten beklebt sind. Und nun erwäge man noch die Varianten der verschiedenen Texte: ich setze sie her: 236, 9 ff.

ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ mit dem Beisatze ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ oder ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ (ich begreife nicht, wie Herr Bezold 1 57, 27 nur *Hormizd* übersetzen darf, das allerdings ein ganz gebräuchlicher Mannesname gewesen ist: Noeldeke, persische Studien 120) = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ, wozu im Syrischen ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ, im Arabischen ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ gesetzt wird.

ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ, König von ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ. Des Herrn Bezold »Jazdegerd von Sábâ« wird nun gewürdigt werden können.

ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ, König von ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ.

Zu vergleichen Budge's book of the bee 84, und Bar Bahlûl. Ich möchte an ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ eine Muthmaßung knüpfen. Daß ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ Medien ist, habe ich 1870 erwiesen. Schon 1866 hatte ich in den gesammelten Abhandlungen 60 gezeigt, daß in der unter dem Namen des Moses Kōrenazi umlaufenden Geographie eines viertheiligen Erans gedacht wird: Medien ist ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ des Caucasus, Elymais ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ von Kuzastan, Persis ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ von Nemroz = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ, Aria ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ von Kōrasan. Wie wäre es, wenn wir ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ als ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ = ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ erklärten? Vergleiche meine Citate im Agathangelus 144 ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ, 146 ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ.

Der Sinn der Sage von den heiligen drei Königen, wie dieselbe in der Kirche umläuft (G. Schwab, die Legende von den heiligen drei Königen, 1822), ist leicht zu fassen. Sem, Cham und Iapheth huldigen dem Friedensfürsten, der von den Juden nur einen Stall als Palast, nur eine Krippe als Bett erhält. Jaspar = Caspar, Melchior, Balthasar sind Mohren, Semiten, Indocelten. Sollten in unserem Buche dieselben Anschauungen Ausdruck finden, so wäre ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ Mohrenland, ܚܘܪܡܝܘܿܢܝܿܐ das früh christlich gewordene SüdArabien, Atropatene wäre der Sitz der Indogermanen. In Folge dieser Ueberlegung wird mir fraglich, ob der Name des zweiten Magiers wirklich in »Jazdegerd« zu emendieren ist: ich erwarte einen aethiopischen Namen zu finden. Oder aber eine persische Seele hätte die Legende gedichtet, und den nichtpersischen Landschaften, deren Sprachen in Eran unbekannt waren, Könige persischer Benennung zugelegt. Die Naivität wäre

nicht größer als diejenige älterer Maler, welche die Gäste auf der Hochzeit von Cana in die Tracht ihres Venedigs gekleidet dachten.

Im Jahre 1870 habe ich — jetzt *Symmicta* 1 52 bis 54 — über die verschiedenen Systeme der Chronologie gehandelt, denen zu Liebe die Zahlen des alten Testaments bald so, bald so geändert worden seien. Jetzt ist in der in Erlangen bearbeiteten *Realencyclopaedie der protestantischen Theologie* 17 444—484 nachzulesen was G. Roesch zusammengetragen hat: daß im Jahre 1886 Herr Roesch (446 unten) so thun darf, als ob er von meinen 1880 erschienenen *Orientalia* 2 33—38 und meinen 1884 erschienenen Mittheilungen 1 196 197 nichts wisse, ist en règle: er weiß auch davon nichts, daß Ioh. Lightfoot, *Opera* (1686) 2 254 753, für die Vollendung des ersten Tempels das Jahr 3000, für die Zerstörung des letzten Tempels das Jahr 4000 der Welt herausgerechnet hat.

Im Jahre 1867 habe ich in meinen Materialien zur Geschichte und Kritik des Pentateuchs eine arabisch geschriebene Catene zur Genesis herausgegeben, von der Herr Bezold auch in München eine Handschrift (*Arab.* 235: *Catalog.* 1 2,75) finden konnte. Des Herrn Bezold Lehrer Herr Noeldeke hat *GGA* 1868 Stück 22 diese Materialien öffentlich besprochen, hat aber den Herrn Bezold nicht auf die Bedeutung aufmerksam gemacht, die diese Catene für das Buch *Meʿarrat Gazzê* hat. Ich habe im August 1887 diesen Mangel ergänzt, und dem Herrn Bezold ein Exemplar jener Materialien zu senden heißen. Daß Herr Bezold 2 xviii die Materialien benutzt, ohne meines Antheils an seiner Bekanntschaft mit denselben zu erwähnen, ist durch mich selbst veranlaßt worden. Ich weiß, daß die den Markt beherrschenden *Condottieri* jedem zürnen und jeden hindern, der mich kennt und nennt: ich wollte natürlich Herrn Bezold dadurch daß ich ihm half, nicht schaden: ich habe ihn daher wiederholentlich, noch zuletzt, als er mir auf *Holborn Viaduct Station* Lebewohl sagte, gebeten, mich in Seinem Interesse stets ungenannt zu lassen. Herr Bezold hat, wie 2 xviii lehrt, meine Materialien nachträglich gelesen, aber das in ihnen für sein Buch Wesentliche leider nicht bemerkt. Jene Catene führt 22, 31 60, 18 69, 18 70, 33 154, 33 die Weißagung an »nach fünf und einem halben Tage will ich kommen und dich erlösen«: aus dieser Weißagung erklärt sich, wenn man sie neben *Psalm* 90, 4 *Irenaeus* ε 28 und die alte Erklärung des *בְּיָוֶם* *Genes.* 2, 17 (+ 5, 5: Adam wurde nicht tausend Jahre alt) hält, warum das von *Iulius Africanus* empfohlene System der Chronologie Iesu Geburt auf das Jahr 5500 der Welt setzt: tausend Jahre sind vor Gott Ein Tag, mithin die sechstehalb Tage jener Weißagung 5500 Jahre. Es folgt daraus, daß das Buch *Meʿarrat Gazzê* wie *Africanus* rechnet, gewis nicht,

daß es in seiner uns vorliegenden Gestalt in das Uralter der Kirche gehört: wohl aber folgt daraus, daß die diesem Buche zu Grunde liegende Gesamtansicht der Geschichte sehr alt ist. Sie kann nur entstanden sein, als es noch JudenChristen gab, die sich mit ihren Volksgenossen über Iesu Messianität auseinandersetzten, die aus jener Weißagung und den Zahlen der Chronologie einen Beweis für die Richtigkeit ihres Glaubens bildeten. Die Herren Bezold und Noeldeke werden nun vielleicht einsehen, daß ihre Bestimmung des Alters des Buches *Meârrat gazzê* so ganz unbedenklich nicht ist. Ich habe Gründe, die Verhandlung hier abzubrechen, will aber hinzufügen, daß man sich über Iulius Africanus aus dem zweiten Bande von Rouths *Reliquiae* und aus Gelzers bekanntem Buche orientieren kann, und will noch aus der anderen Ausgabe von Tischendorfs *Evangelia apocrypha* 326 (*Acta Pilati* 2 3) die Sätze anführen: *μετὰ τὸ συντελεσθῆναι ἀπὸ κρίσεως κόσμου ἔτη πεντακισχίλια πεντακόσια, τότε κατέλθη ἐν τῇ γῆ ὁ μονογενῆς υἱὸς τοῦ θεοῦ ἐνανθρωπήσας.*

Jetzt wird Herr Bezold sich vielleicht vorzustellen vermögen, wie spaßhaft und wie orientierend es ist, wenn er den *Nâmósây* = *νομικός*, das heißt, jüdischen Theologen, an den das Buch gerichtet ist, zu einem *Νεμέσιος* macht, ganz abgesehen von dem Umstande, daß *Νεμέσιος* auf Syrisch nie *ܢܡܫܝܘܫ* werden kann, und stets *ܢܡܫܝܘܫܐ* geworden ist. Es ist wesentlich eine Auseinandersetzung der Kirche mit der Synagoge, was wir in dem von Herrn Bezold herausgegebenen, nach meiner Meinung sowohl interpolierten wie verstümmelten Buche vor uns haben. Daß auch die Sprache des Buches jüdelte, meine ich versichern zu dürfen. Ich überlege mir das »sechste Jahrhundert« nach Christus nach allen Seiten, und finde nichts was mir die Annahme empföhle, daß die syrische Kirche sich in diesem Jahrhunderte mit der Synagoge überhaupt, noch weniger finde ich etwas, was glauben machte, daß sie sich in der uns hier vorliegenden — undogmatischen — Weise mit ihr auseinandergesetzt hat.

Wenn ich das Buch interpoliert nannte, so wird das nur durch einen genauen Commentar als berechtigt erwiesen werden können: daß es verstümmelt ist, wird sich vielleicht auch für Leute, die ein Ganzes nicht verstehn, Ideen nicht fassen können, erweisen lassen. In den Materialien finden sich Stellen, die mir in den Zusammenhang unsres Buches zu gehören scheinen, es finden sich auch Eigennamen, die in den Text desselben passen, und die in ihm nicht vorkommen. Allerdings gibt es jedenfalls mindestens zwei Systeme dieser Eigennamen, und die Untersuchung muß sehr vorsichtig geführt werden, jetzt auch aus Tabarî, der zum Beispiel — ich will nur neugierig machen, nichts erledigen — 1 164, 18 in *حزور* die echte

Gestalt des aus Codex r zu Genesis 5, 7 10, 24 an das Licht gezogenen *Αγορα* erhalten hat (Jubilaebuch 369 [373] Azurad). Aber welcher »Theologe« liest den Tabarî, den Ibn Batrîq und meine Genesis?

Ich habe zu guter Letzt noch ein Wort an den muthigen Verleger des besprochenen Werkes zu richten.

Wer auf eigene Kosten druckt, hat, zumal wann er unbemittelt ist, und das für seine Druckereien nöthige Geld, wie ich dies Jahre hindurch gethan habe, durch Ertheilung von Privatstunden, später, wie ich das jetzt thue, auf andere Weise erwerben muß, die Befugnis, seine Bücher so einzurichten, wie er will, oder besser gesagt, wie er kann. Anders verhält es sich mit Schriftstellern, die einen Verleger haben. Besitzen diese Schriftsteller nicht so viel Einsicht und so viel Geschmack, eine Uebersetzung nicht unfertig, und nicht vier Jahre vor dem übersetzten Texte herauszugeben, halten sie für unnöthig, die Entsprechung der parallelen Texte klar zu machen, wollen sie die Varianten unvollständig und in unübersichtlicher Weise mittheilen, zählen sie die Zeilen nicht, verwenden sie für Text und Anmerkungen dieselbe Schrift, verstoßen sie einen Theil der Anmerkungen an das Ende eines Bandes, statt sie unter die Seiten zu setzen, so wird diesen Schriftstellern der Verleger den Standpunkt klar zu machen, und das ihm überwiesene Elaborat nicht eher zu drucken haben, als bis es fertig ist: fertig natürlich bis zu irgend welchem Punkte. Ein Verleger, der Sein Geld an die Veröffentlichung eines Buches wendet, hat das Recht, den Druck dieses Buches nicht eher zu beginnen, als bis es so weit abgeschlossen ist, daß man für eine Weile kein anderes Buch gleichen Vorwurfs braucht. Und der vielbeschäftigten Gelehrtenwelt gegenüber hat er die Pflicht, ihr nicht Kladden vorzulegen, die sie, um sie verwenden zu können, erst úmschreiben muß, statt sie zu lesen. Will aber der Verleger durchaus gegen einen Anfänger »liebenswertig«, und gegen alle, auch die in der Wissenschaft ergrauten Arbeiter, eben dadurch, daß er jenem seine Rohmaterialien druckt, »unliebenswertig« sein, so muß er wenigstens Papier benutzen, auf das man mit Dinte schreiben kann, ohne beim Umschlagen auf der Rückseite das Negativ seiner Correcturen und Notizen zu finden.

Das Buch des Herrn Bezold ist vom Anfange bis zum Ende noch einmal zu machen. Es steht auf Einer Stufe mit den in den *Orientalia* 1 99—104 und in den Mittheilungen 1 140—163 179—190 2 163—182 besprochenen Werken.

Was ich sonst noch zu sagen habe, werde ich anderswo sagen, nicht in einer Gesellschaft, sondern in meinem eigenen Hause.

Am ersten August 1888.

Dem in den Goettinger Anzeigen über das Buch des Herrn Bezold Gesagten habe ich in meinen »Mittheilungen« noch Einiges hinzuzufügen.

An das GGA 1883, 1434^r = Mittheilungen 1 193^r Stehende schloß sich ursprünglich noch:

Wie sehr dankbar Spitta an Goettingen dachte, möge folgendes Gedicht beweisen, mit dem er gegen Ende Novembers 1878 mir ein Exemplar des *Diwâns Magnûns* als Geschenk übersandte:

سالت على ابي فراس وشعره
 تشوق لابييات الحجاسة والقداء
 بعثت لك المجنون حرقه الشوق
 شكاهه يطفى نار قلبك مفردا
 فان الحجاسة القديمة نزلت
 ورتب دهرنا الخيانة والحسدا
 ولا حزن فيما يحكم الدهر خادما
 متى ما كفاني من اخلاء لاجردا

Als ξένιον für meine in den *Symmicta* 2 und in meiner Ankündigung behandelten Gönner glaubte ich dieß mitteilen zu sollen: Spitta war anderthalb Jahre lang [*]) mein steter Genosse, so daß er mich kennen konnte.

Das Stück 45 des Jahrgangs 1883 der GGA endete ursprünglich mit der in meinen Mittheilungen 1 194, 28 zu lesenden Zeile, wurde in dieser Gestalt abgezogen, und hier und dort hin verschickt. Da ich damals meinen verreisten Freund FrBechtel in der Leitung der GGA vertreten mußte, wollte ich schließlich das (schon bevor ich diese Stellvertretung übernahm) abgesetzte, Stück nicht mit einer meine persönlichen Verhältnisse behandelnden Stelle als mein eigener Redactor

[*] in denen er auch an der Hand von Knös (*historia decem vezirorum*) in das Studium des VulgärArabischen von mir, so gut es gieng, eingeführt wurde.]

in die Welt schicken, um so weniger, als ich als Redactor Herrn Liebrecht in Lüttich unter dem 3 November 1883 um Weglassung eines von mir nicht zu vertretenden Satzes seiner nachmals in eben jenem Stücke abgedruckten Anzeige hatte bitten müssen. Ich strich also das so eben neu Gesetzte, erbat die schon versandten Exemplare der Nummer zurück, und gab dem Stücke diejenige Gestalt, in der es jetzt in den Bibliotheken einzusehen ist.

Kurz darauf trafen zwei Briefe junger Gelehrten ein, welche die Nummer zu Gesichte bekommen hatten, und Einspruch gegen das oben neu Herausgegebene, und zum Theil auch gegen das von mir stehn Gelassene erhoben. Diesem Einspruche waren namentlich von dem Einen der Beiden unverhüllte Drohungen für den Fall beigelegt, daß das nunmehr neu Vorgelegte in die Oeffentlichkeit träte, Drohungen, die sich im Munde junger Leute ganz besonders widerwärtig ausnahmen.

Daß ich damals sofort entschlossen war, das im November 1883 Unterdrückte, wann es mir einmal passen würde, trotz jener Einrede den Fachgenossen mitzutheilen, verstand sich von selbst. Uebrigens vergleiche man *Symmicta* 2 83, 24.

Durch den oben 50 beigebrachten Brief des Herrn Karl Bezold bin ich an die eben erzählte Begebenheit wieder erinnert worden. Nicht-moderne Menschen werden mit mir in der Beurtheilung solcher Vorgänge vermuthlich übereinstimmen.

Herr Karl Bezold hatte seinem Herrn Verleger gegenüber keine Veranlassung, die »bedeutenden Gelehrten« zu nennen, von denen ihm »zahlreiche anerkennende Urtheile« über sein Buch zugegangen sind: so sehr dicht sind freilich meines Erachtens »bedeutende Gelehrte« auf dem Gebiete der semitischen Philologie nicht gesät, daß ich das Vorhandensein »zahlreicher« Urtheile »bedeutender Gelehrten« recht glaublich zu finden brauchte.

Aus des Herrn Nestle *porta syriaca*², *Litteratura* 37, habe ich erfahren, daß im achten Stücke des literarischen Centralblattes [vom 18 Februar] 1888 Herr ThNoeldeke über die Arbeit des Herrn KBezold das Wort genommen: ich habe in Folge dieser Nachricht gelesen was Herr Noeldeke dort geschrieben hat.

Es wäre in früheren Zeiten nicht thunlich erschienen, denjenigen Mann, dem ein Buch gewidmet ist, dies Buch recensieren zu heißen. Herr Noeldeke mag gefühlt haben, daß die ehemals herrschend gewesene Anschauung nicht ohne Berechtigung ist, und daher wird es rühren, daß er in der angeführten Besprechung ein Urtheil über die Arbeit seines dankbaren Schülers nicht abgibt, sondern nur über die an das Licht gezogene Urkunde sich äußert. Und aus dieser, mei-

nem Dafürhalten nach sehr richtigen Zurückhaltung wird sich dann weiter erklären, wie Herr Noeldeke ein Werk, dessen Vorrede zu Weihnachten 1887 unterzeichnet ist, das mithin zu Anfang 1888 versendungsfähig geworden sein dürfte, so schnell besprechen konnte: er urtheilte eben nicht. Schon am 18 Februar 1888 war der Artikel des Herrn Noeldeke so weit, gedruckt seinen Weg um die Erde anzutreten.

Ich lege — meine *Symmicta* 2 90 — Werth darauf, mit Herrn Noeldeke so oft wie möglich übereinzustimmen: zu oft wird das nicht möglich sein, da der gefeierte Linguist und ich altmodischer Theologe von völlig verschiedenen Gesichtspunkten aus sehen. Ich stelle daher, von dem Wunsche beseelt, nicht gegen Herrn Noeldeke zu schreiben, fest, daß Herr Noeldeke die Arbeit seines Schülers, des Herrn KBezold, nicht sehr laut gelobt — und nicht getadelt — hat.

Ob Herr Noeldeke recht gethan, als er handelte wie er gehandelt? Er wird diese sich aufdrängende Frage anders beantworten als ich es thue. Es wird mindestens Leute geben, die ihn mit Herrn Virchow in Parallele stellen, der bekanntlich einmal durch einen Vortrag über *Pachydermia laryngis* eine der Partei Mackenzie passende Wirkung hervorbrachte: »Die Krankheit Kaiser Friedrich des Dritten« 25.

Die Entscheidung darüber, ob ich im Vorstehenden des Herrn KBezold Buch unrichtig beurtheilt habe, wird lediglich nach Argumenten der Wissenschaft gefällt werden dürfen. Wenigstens nach meiner, unmodernen, Ueberzeugung werden Fragen der Wissenschaft weder durch wahrheitswidrige Bemerkungen, wie sie etwa ZDMG 41 727, 10 zu lesen stehn, noch auch mittelst der »unsagbaren Gemeinheiten der jüdischen literarischen Demimonde« beantwortet, von denen im theologischen Jahresberichte für 1887 77 Professor Karl Siegfried geredet hat: sie werden dies selbst dann nicht, wann diese Demimonde nach einem berühmten Muster arbeitet, und zum Theil das Brod einer mit Recht gepriesenen Akademie ißt.*)

*) Da noch Raum auf der Seite ist, setze ich den Wortlaut der oben 50 erwähnten Danksagung des Herrn Bezold hierher: »Ganz besonders verpflichtet aber bin ich meinem werthgeschätzten und verehrten Freunde Paul Haupt, ohne dessen Unterstützung mit Rat und Tat das Zustandekommen des Buches wohl nicht sobald ermöglicht worden wäre. Er hat sich nicht nur der Mühe unterzogen, als Redakteur das ganze Manuscript durchzusehen und für den Druck fertig zu machen und dabei mehrere Zusätze und Verbesserungen angebracht, sondern auch den Druck selbst mit aufopfernder Sorgfalt überwacht, endlich auch die Güte gehabt, das Autographiren der Keilschrifttexte der kleineren Achaemenideninschriften am Schlusse des Buches sowie eine zweite genauere Vergleichung meiner Texte mit den Stolzeschen Photographien in dem Prachtwerke »Persepolis« für mich zu übernehmen«.

10.

Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Semitisten.*Ne virtutes sileantur.*

Am 13 März 1880 wurde der Druck eines Buches beendet, das den Titel trägt:

Veteris testamenti ab Origene recensiti fragmenta apud Syros servata quinque. praemittitur Epiphani de mensuris et ponderibus liber nunc primum integer et ipse syriacus. Paulus de Lagarde edidit.

Von diesem Drucke handelte im literarischen Centralblatte 1881, Nummer 12, Georg Hoffmann (Kiel), in der theologischen Literaturzeitung 1880, Nummer 23, Herr ENestle.

Am 20 April 1880 wurde der Druck des anderen Bandes meiner *Symmicta* abgeschlossen: in ihm erschien 149—216 »des Epiphanius Buch über Maße und Gewichte zum ersten Male vollständig«.

Diese *Symmicta* wurden von den vorhin genannten Gelehrten an den bereits angeführten Stellen ebenfalls besprochen.

An den anderen Band der *Symmicta* knüpfte sich eine Polemik der widerlichsten Art, auf welche meine nicht allein viel gelesene, sondern sogar viel gekaufte Schrift »aus dem deutschen Gelehrtenleben« antwortete. Diese Schrift wurde am 13 November 1880 im Drucke beendet.

Man sollte meinen, daß meine Ausgaben der oben genannten Schrift des Epiphanius wenigstens den Fachleuten hätten bekannt sein müssen, namentlich dann, wann diese Fachleute als Akademiker vor Anderen die Gelegenheit wie die Pflicht hatten, sich um die Litteratur zu kümmern.

Durch Aeußerungen Wilhelm Meyers, die Herr Trumpp übrigens zu dumm war zu verstehn (*Vita Aadae et Evae* 6), war der Akademiker Trumpp in München darauf aufmerksam geworden, daß ich mich mit einer syrischen Uebersetzung des Epiphanius eingelassen

hatte. Der Akademiker Trumpp hatte nicht so viel Witz, einzusehen, daß er Meyers Citate nachzuschlagen, oder aber diesen seinen gründlich gelehrten Akademiegenossen mündlich über den Sachverhalt zu befragen habe: NGGW 1879, 237—242 war dem großen Semitisten nie zu Gesichte kommen (= Symmicta 2 4—7). Sich brieflich an mich, den allezeit gefälligen, mit einer Frage zu wenden, hinderte ihn vermuthlich der dreifache Hochmuth des Schwaben, des Missionars und des Akademikers: auch wußte er wahrscheinlich, daß die Zunft jede Verbindung mit mir sofort bestraft.

Der Akademiker Trumpp leistete in seiner akademischen Abhandlung »**ⲚⲢⲗ: ⲁⲢⲠ**: Der Kampf Adams (gegen die Versuchungen des Satans) oder: das christliche Adambuch des Morgenlandes« ix Folgendes:

Einen wichtigen Beitrag zur Aufhellung der Frage über das ursprüngliche Adambuch hat neulich W. Meyer durch die Herausgabe der Vita Adae et Evae (Abhandl. d. I. Cl. der k. b. Acad. d. Wiss. Bd. XIV. III. Abth.) geliefert. Er macht zunächst darauf aufmerksam, daß die ἐξημερις des Epiphanius in seinem Buche de mensura et ponderibus, die in griechischen Handschriften sich auch einzeln vorfindet, theilweise wörtlich aus dem Buche der Jubilaeen abgeschrieben ist, wie dies schon Roensch (Buch der Jubilaeen p. 259—263) nachgewiesen hatte; der griechische Text davon umfaßt kaum 2 Blätter, während unser arab. Text aus 31 $\frac{1}{2}$ Blatt (Quarto) besteht. Es befinden sich jedoch, worauf schon Lagarde (Philologus XVIII, S. 352 ff.) aufmerksam gemacht hatte, im britischen Museum zwei syrische Handschriften (Nro. 756 saec. VII und Nro. 800 saec. IX nach Wright's Catalog) der ἐξημερις mit weit umfangreicherem Texte¹⁾, wovon sehr wahrscheinlich auch eine arab. Uebersetzung vorhanden war wie von der Spelunca thesaurorum. Wie weit diese arab. Uebersetzung (oder syrischen Text) unser Autor benützt oder welche Zusätze er etwa dazu gemacht habe, wird sich freilich erst dann bestimmen lassen, wenn uns der syrische Text zugänglich gemacht sein wird. Für uns genügt es zunächst hier auf diesen syrischen Text, resp. dessen arab. Uebersetzung als die Quelle hinzuweisen, die unser arab. Verfasser für seine Aksimäris benützt hat. Daß unser arab. Text nicht einmal eine Erweiterung, geschweige denn eine Uebersetzung des epiphianischen sein könne, wie Herr Meyer urtheilt, läßt sich aus den wenigen Auslassungen, die er namhaft macht und der breiten Schilderung derselben noch lange nicht beweisen; dazu gehört eine Vergleichung unseres arab. Textes mit dem syrischen und des syrischen mit dem griechischen, die hoffentlich bald möglich sein wird.

Die Vorrede dieser akademischen Abhandlung ist im September 1880 unterzeichnet, also auch geschrieben und gedruckt.

Zwei und ein halbes Jahr später, im März 1882, unterzeichnete

1) Es ist indessen viel wahrscheinlicher, daß dieser syrische Text eine weitere Bearbeitung des griechischen Textes enthält, als daß unsere griechischen Handschriften und Ausgaben in der zweiten Hälfte des Buches eine jämmerliche Verkürzung bieten, wie Lagardé anzunehmen geneigt ist.

der Akademiker Trumpp eine andere akademische Abhandlung: Das Hexaëmeron des Pseudo-Epiphanius. In dieser lesen wir v Folgendes:

Einen wichtigen Fingerzeig gibt uns in dieser Beziehung die Bemerkung Lagarde's (Philologus XVIII, S. 352), auf die ich schon in der Vorrede zum Adambuche hingewiesen habe (S. X), daß sich im britischen Museum zwei syrische Handschriften (Nr. 756, saec. VII und Nr. 800 saec. IX nach Wright's Katalog) mit umfangreicherem Texte der ἐξημερίς befinden, von welchen, wie Lagarde vermuthet, unser griechischer Text eine jämmerliche Verkürzung sein solle. Es scheint mir höchst wahrscheinlich, daß das arab.-aeth. Hexaëmeron eine Uebersetzung einer dieser zwei syrischen Handschriften ist, die vielleicht identisch sind: denn aus der ἐξημερίς der spelunca thesaurorum kann es nach dem obigen nicht übertragen sein, wodurch die schon von Meyer (Abhandl. d. b. Acad. d. Wiss. XIV, 3. Abth. S. 190) ausgesprochene Vermuthung nun eine wesentliche Bestätigung erhält. Wahrscheinlich wird in der einen oder andern der syrischen Handschriften auch die Autorschaft dem Epiphanius direct zugesprochen sein, da es nicht anzunehmen ist, daß unser arab.-aeth. Hexaëmeron diesen Titel ohne Bezug auf seine Quelle sollte eingeschoben haben.

Kein Recensent des Gadëla Adâm, kein College, kein Schüler, kein außerhalb Münchens lebender Fachgenosse hat den Akademiker Trumpp auf meine Fragmenta und meine Symmicta 2 aufmerksam gemacht: oder sollte ihm der geschäftsführende Ausschuß der Zunft die Anweisung gegeben haben zu schweigen? Dieser Sorte ist ja »die Wahrheit heilig«. Uebrigens wurde auch Wrights Catalog, Dindorfs oder Oehlers oder Petaus Ausgabe des Epiphanius von dem Akademiker nicht nachgeschlagen, als er über Epiphanius und dessen syrische Uebersetzung schrieb.

Es ist für den, der jene meine 1880 erschienenen Werke ansieht, nicht von Nöthen auseinanderzusetzen, wie riesendumm Alles ist was der Akademiker Trumpp 1882 zur Sache vorbrachte.

Der Akademiker Trumpp war (KBezold, die große Dariusinschrift, 32) einer der Lehrer des Herrn Karl Bezold. Ich führe diesen Umstand zur Entschuldigung des Herrn Karl Bezold an.

Zu vergleichen ist Folgendes.

Ich habe im April 1858 in meiner Ausgabe von des Titus von Bostra Fragmenten gegen die Manichäer ein 69—103 als eigene Urkunde gedrucktes Werk ausgeschieden, das in der einzigen Handschrift des Titus, die wir besitzen, wohl durch einen Fehler des Buchbinders (der Archetypus ist verloren) in den Text des Bostreners gerathen war. Niemand, auch das selbstzufriedene Völkchen nicht, das ausdrücklich über Titus von Bostra und über die Manichäer geschrieben, hat diese Thatsache der Erwähnung werth gefunden. Erst 1887 hat Herr Draeseke in Hilgenfelds Zeitschrift für wissen-

schaftliche Theologie 30 439—462 den Thatbestand festgestellt, und jene Urkunde gewürdigt. Nach 29 Jahren.

Weder das literarische Centralblatt noch die Berliner Literaturzeitung noch die theologische Literaturzeitung haben meine Pars prior Lucians ¹⁾ besprochen (das letztgenannte Blatt hat auch meiner deutschen Schriften nie gedacht): in des Herrn Stade Zeitschrift wird die Pars prior überall da wo sie erwähnt werden müßte, nicht erwähnt. Und wenn Herr IulWellhausen in den Skizzen und Vorarbeiten 3 1 121 ff. 168 über El ²⁾ berichtet, so nennt er Meine Arbeiten über El nicht, obwohl gerade ich es gewesen bin, der die Frage gestellt, und meines Erachtens auch beantwortet hat: so wenig er Skizzen 3 170 verräth, daß das von ihm Vorgetragene Mein Eigenthum ist: Semitica 1 8, Mittheilungen 1 75—78 2 80. Natürlich wird (1887) von Herrn Wellhausen Skizzen 3 107 auch gefissentlich an meinen Orientalia 2 19 (1880) vorbeigegangen, ebenda 176 ff. an meinen seit dem 2 Juni 1886 allgemein zugänglichen Mittheilungen 2 66 ff. Und so weiter.

Nicht die Semitisten geht an, soll aber hier beiläufig erwähnt werden, daß der Berliner Akademiker IuHPetermann in der anderen Ausgabe seiner Porta Armenica nichts von Allem nennt, was ich für das Armenische gethan habe.

Zu derartigen Ausbrüchen gottbegeisterter Wahrheitsliebe schweigt die Zunft, und wer bei Akademien und Ministerien von der Zunft empfohlen sein will, dem rathe ich, ebenfalls zu schweigen.

Solchen Thatsachen gegenüber wagt Herr ThNoeldeke ZDMG 32 408 (meine Symmicta 2 103) zu schreiben: »Lagarde redet als bestehe eine Verschwörung von Thoren und Schurken, ihn todtschweigen«. Eine solche Verschwörung besteht allerdings.

Uebrigens wird nicht allein durch die negative Wahrheitsliebe des Schweigens, sondern auch durch positive Wahrheitsliebe gearbeitet. Mir ist Nummer 20 eines »Archivs« zugesandt worden, das sich »bibliographische Wochenschrift« nennt, von Philipp Stein und Julius Steinschneider herausgegeben, und von Max Schildberger in Berlin verlegt wird: die Nationalität des Blattes dürfte erkennbar sein. In dieser Nummer (vom Jahre 1888) findet man sich mit meiner Abhandlung über Purim durch folgenden Artikel ab:

1) Cardinal Pitra schrieb mir am 22 August 1883: »Je viens de recevoir votre beau volume et de lire en tressaillant votre préface«. Aber Pitra ist ja auch nur Katholik, Cardinal und Franzose: wäre er Jude oder Notabler, so würde er gewußt haben, was er zu thun hatte.

2) jetzt meine Mittheilungen 2 27 ff., Agathangelus 159.

Die vorliegende Abhandlung des bekannten Göttinger Professors ist ein Abdruck aus dem 34. Bande der Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Die sehr gelehrte Abhandlung geht auf das zurück, was de Lagarde im Jahre 1866 (siehe Zeitschrift der Deutsch-Morgentl. Gesellsch. 4. 365) über das Purimfest vorgetragen. Unangenehm berührt es, daß Herr Prof. de Lagarde sich hier, wie leider immer, in einer Anpreisung seiner Jugendleistungen und groben Ausfällen gegen berühmte Orientalisten wie Windischmann, Hübschmann, Justi und Andere bewegt.

Nach der auf dem Titel gegebenen ausdrücklichen Erklärung des Herausgebers des Blattes hat man »Eigenart, Bedeutung und Tendenz« meines Buches durch diese Zeilen »sofort erkennen lassen«. Eine »Tendenz« freilich gibt es in keiner meiner Schriften, es wäre denn die »tendentia« nach objektiver Wahrheit.

Meinen Aufsatz über Berliners Onkelos (Mittheilungen 2 163—182) untersteht sich das Athenaeum am 18 August 1888 a rather personal review zu nennen.

Die »revidirte Lutherbibel« des Halleschen Waisenhauses ist eine der skandalösesten Leistungen des modernen amtlichen Protestantismus. Ich habe eine viel gelesene Beurtheilung derselben geliefert, die ja jeder Sachverständige darauf hin ansehen kann, ob sie zu scharf ist. Ueber diese Beurtheilung erschien folgende Kritik:

Die Schrift ist vielmehr eine Kritik der Lutherschen Bibelübersetzung in einer so wegwerfenden, gehässigen Weise, wie sie wohl noch nie von einem Theologen geschrieben worden. Luther ist nach de Lagarde ein armseliger Stümper, und die Luthersche Bibelübersetzung, auf welche unsre Kirche und unser Volk bisher stolz gewesen, ein elendes Machwerk, ein unverständliches, ja abstoßendes Buch in gepreßtem Schafleder zu netto — netto 2 M 50 Pf. Die Kritik des Lutherschen Bibelwerkes ist so roh, daß ein Theologe sich schämen sollte, solche Kritik zu schreiben; sie beweist ein so geringes Verständnis für das, was dem christlichen Volke not thut, daß man erstaunen muß über diese Leistung eines Lehrers der Jugend. Der Leser höre und und staune! der Mann schreibt:

»— Kirche brauchen wir und Theologie, nicht Bibel. Und das haben die Kirchenbehörden und deren Beauftragte nicht gewußt!«

Nun, wir wollen Herrn Professor Paul de Lagarde auch etwas sagen, was er scheinbar nicht gewußt hat: Die Kirche und der Staat brauchen solche Lehrer der Jugend nicht; aber der Teufel braucht sie, und daß der durch Paul de Lagarde spricht, beweist mir der bodenlose Hochmut, mit welchem dieser Meister der Wissenschaft sich und seine Leistungen erhebt! Wer einmal sehen will, wohin die »neueste Wissenschaft« führt, der lese dies Buch; aber es wird ihn ein Grauen ankommen, wenn er bedenkt, daß Eltern solchen Männern ihre Söhne anvertrauen müssen. Wahrlich, da thut es not, daß wir uns nach den kirchlichen Seminarien umsehen, wie solches die lutherische Kirche in Breslau gegründet hat. Wir machen alle Eltern, welche ihre Söhne Theologie studieren lassen, auf diese vortreffliche Ein-

richtung aufmerksam, und wenn Paul de Lagardes Buch dazu beiträgt, die Eltern zur sorgfältigen Prüfung der Universitäten anzuregen, auf denen sie ihre Söhne studieren lassen, so sehen wir mit Freuden, daß Satanas, er mag wollen oder nicht, doch dem Reiche Gottes dienen muß.

So gedruckt in dem Kropfer kirchlichen Anzeiger des Pastor Paulsen vom 13 Februar 1885.

11.

Ein preußischer Staatsanwalt.

Der Process des Lehrers Fenner, für welchen ich das als erstes Stück des vorliegenden Bandes abgedruckte Gutachten abgestattet habe, hat viel Staub aufgewirbelt. Ich würde mich nicht zu einem Gutachten verstanden haben, wenn mir mitgetheilt worden wäre, welcher Art die Aeüßerungen des Beklagten gewesen sind: ich bekam aber nichts in die Hände, als das oben 4 mitgetheilte Anschreiben.

Einer der drei Gutachter sollte Herr Franz Delitzsch sein. Auf diese Thatsache hin habe ich meinen Schriftsatz eingerichtet. Herr Delitzsch ist nachmals — aus welchen Gründen weiß ich nicht — stumm geblieben.

Da ich sehr viele Anfragen in Betreff des Processes erhalten habe, theile ich im Folgenden mit, was die Westfälische Reform zu Dortmund am 6 Mai 1888 berichtet hat.

Wieder ein Proceß wegen Beschimpfung der jüdischen Religion. Marburg, 25. April. Eine Anklage wegen Beschimpfung der jüdischen Religion gelangte heute vor der Strafkammer des hiesigen Königlichen Landgerichts zur Verhandlung. Am 5. Dezember 1886 fand in dem Dorfe Marbach bei Marburg eine von dem Reichstags-Abgeordneten Dr. Böckel berufene Versammlung statt. In dieser trat auch der Volksschullehrer Fenner von hier als Redner auf und soll u. a. geäußert haben: »Ueber die Meinung, es gäbe auch ehrliche Juden, denke ich folgendermaßen: Die meisten von Ihnen werden wissen, daß der Talmud das Gesetzbuch der Juden ist und das in demselben steht: „Das Gesetz Mosis gilt nur vom Juden zum andern; auf die Gojims hat es keinen Bezug, die dürfen sie bestehlen und betrügen.“ Nun geben Sie Acht, meine Herren! Thut der Jude, was im Talmud steht, ist er in unseren Augen ein Schuft; thut er es nicht, ist er in den Augen der Juden ein Schuft. Ein Schuft ist er auf alle Fälle.«

Dieser Aeüßerung wegen erhob die Königliche Staatsanwaltschaft auf Grund des § 166 des Strafgesetzbuches die Anklage. Dieser Paragraph lautet: »Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeüßerungen Gott lästert, ein Aergerniß giebt, oder, wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder

eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgerichts bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen und Gebräuche beschimpft u. s. w. wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft«. — Das Landgericht lehnte die Eröffnung des Hauptverfahrens ab. Infolge einer vom Staatsanwalt eingelegten Beschwerde hob jedoch das Oberlandesgericht zu Kassel den Beschluß des Landgerichts auf und beschloß die Eröffnung des Hauptverfahrens. Fenner hatte sich deshalb bereits am 21. September 1887 vor der hiesigen Strafkammer zu verantworten. Auf Antrag des Vertheidigers wurde jedoch die damalige Verhandlung vertagt und die Ladung von Sachverständigen beschlossen.

Der Proceß macht in hiesiger Gegend großes Aufsehen. Schon lange vor Beginn der Verhandlung drängt ein zahlreiches Publikum in den ziemlich geräumigen Zuhörerraum, so daß derselbe Kopf an Kopf gefüllt ist. Den Vertretern der Presse sind im Innenraume des Saales vorzügliche Plätze eingeräumt. Den Gerichtshof bilden: Landgerichtsdirektor Dahmann (Präsident), die Landgerichts-Räthe Wilmans und Kind, Landrichter Coing und Gerichts-Assessor Dr. Marsson (Beisitzende). Die Königliche Staatsanwaltschaft vertritt der erste Staatsanwalt am hiesigen Landgericht, Bertram, die Vertheidigung führt Rechtsanwalt Dr. Martin (Kassel). Als Protokollführer fungirt Assistent v. Elstermann. Es sind eine Reihe Zeugen und außerdem Professor Dr. phil. Cohen (sagen wir: Cohn[]) (Marburg) als Sachverständiger geladen. Unter den Zeugen befinden sich der Reichstags-Abgeordnete Dr. Böckel und der Vorsteher der hiesigen jüdischen Gemeinide.

Vor Eintritt in die Verhandlung zeigt der Staatsanwalt an, daß er noch den Provinzial-Rabbiner Dr. Munck (Marburg) als Sachverständigen geladen habe. Der Vertheidiger beantragt, diesen Sachverständigen, der die Denunziation gegen den Angeklagten bei der Königl. Staatsanwaltschaft eingereicht habe, wegen Befangenheit abzulehnen. Der Präsident theilt mit, daß sowohl das hiesige Landgericht als auch das Oberlandesgericht zu Kassel aus denselben Gründen die Vernehmung des Rabbiners Dr. Munk abgelehnt habe. — Der Staatsanwalt wiederholt seinen Antrag auf Vernehmung des Rabbiners Dr. Munck als Sachverständiger und bittet, denselben auch als Zeugen zu vernehmen. Eventuell beantrage er, den im Saale anwesenden Dozenten am Berliner Rabbiner-Seminar und Redakteur der »Jüdischen Presse«, (Dr. Hirsch Hildesheimer (Der fehlte auch gerade noch. D. Red.) (Berlin), als Sachverständigen zu vernehmen. — Der Gerichtshof beschließt: Die Vernehmung des Dr. Munck und Hildesheimer, ersteren wegen Befangenheit, letzteren, da er nicht rite geladen, abzulehnen, dagegen den Dr. Munck als Zeugen zu vernehmen.

Der Angeklagte Lehrer Fenner bestreitet, die Absicht gehabt zu haben, die jüdische Religion zu beschimpfen. Wenn ein Antisemit die Juden angreife, so gelte dieser Angriff niemals der jüdischen Religion, sondern stets der geschäftlichen Manipulation der Juden. Wer sein Vaterland lieb hat (so etwa fährt der Angeklagte fort), muß die geschäftliche Manipulation der Juden bekämpfen. Die Juden sind bekanntlich lediglich Konsumenten, ohne irgend etwas zu produziren. Ich bin gewissermaßen als Antisemit geboren; denn die Juden haben meine Eltern ins Unglück gestürzt. Ich wiederhole aber, daß es mir fern gelegen, die jüdische Religion zu beschimpfen. Ich habe nicht gesagt: »das und das steht im Talmud[«], sondern: »das soll im Talmud stehen.« Auch habe ich nicht gewußt, daß der Talmud eine Einrichtung der jüdischen Religion und für die Juden irgendwie bindend ist.

Aus dem Zeugenverhör heben wir hervor, daß der von dem Synagogen-Vorsteher Strauß in die Versammlung geschickte und von ihm selbst bezahlte Stenograph Gäbler zugeben muß, daß er nicht ganz wörtlich übertragen habe. Der Sinn sei jedenfalls richtig wiedergegeben. Zeuge Hahn weiß sich nicht mehr genau zu erinnern, allein er glaubt, der Angeklagte habe gesagt: »Wenn das und das im Talmud steht« etc. Maler Jacob bekundete dasselbe. Reichstags-Abgeordneter Dr. phil. Böckel: Ich weiß mich des Wortlauts der inkriminirten Aeußerung nicht mehr zu erinnern; allein ich erinnere mich, daß der Angeklagte nur in hypothetischer Form sich ausgedrückt hat. Der Angeklagte kennt den Talmud gar nicht; in Folge dessen kann er in anderer Weise gar nicht gesprochen haben. — Präsident: Aus dem Umstande, daß der Angeklagte den Talmud nicht kennt, schließen Sie, daß er sich nur in hypothetischer Form ausgedrückt habe? — Zeuge: Jawohl. — Präsident: Erinnern können Sie sich der gesprochenen Worte nicht mehr? — Zeuge: Nein. — Vertheidiger: Herr Zeuge, Sie sind Vorsitzender des antisemitischen Reform-Vereins? — Zeuge: Ich bin es gewesen. — Vertheidiger: Liegt es in dem Bestreben des Reform-Vereins, die jüdische Religions-Gesellschaft zu beschimpfen? — Zeuge: Keineswegs. Wir haben es mehrfach offen ausgesprochen, wir bekämpfen keinerlei Religion, sondern verlangen vollständige Religions-Freiheit. Wir bekämpfen den Talmud-Juden ebenso wie den Reform-Juden und den getauften Juden. *Wir bekämpfen die Juden nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen ihrer sozialen Schädlichkeit.* (Man vergleiche mit dieser Aussage die spätere Nutzenanwendung des Herrn Staatsanwalts! D. Red.) Der Präsident theilt hierauf mit, daß den Sachverständigen folgende Fragen vorgelegt worden sind: 1) »Sind die in dem Talmud enthaltenen Vorschriften des Glaubens und der Sitte als bindende Gebote für die gläubigen Juden anzusehen und ist eine Beschimpfung des Talmuds als eine Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft oder einer Einrichtung derselben anzusehen?« 2) Steht im Talmud: »Das Gesetz Mosis gilt nur vom Juden zum anderen; auf Gojims hat es keinen Bezug[,] die dürfen sie bestehen und betrügen?«

Es wird zunächst das schriftlich eingereichte Gutachten des Geh. Regierungsraths Professor Dr. de Lagarde (Göttingen) verlesen. Es heißt in demselben . . .

Der jüdische Sachverständige Cohn hat nicht die dem deutschen Gelehrten eigene Zurückhaltung.

Wenn er auch eingangs erklären muß, daß er im vollen Sinne des Wortes kein Sachverständiger des Talmud sei, erlaubt er sich doch später ein sehr bestimmtes Urtheil. Er ist so bescheiden, das Gutachten des berühmten Orientalisten Lagarde ein unwissenschaftliches zu nennen, dann packt er mit seiner Kenntniß des Talmud aus, der nach ihm die reinste Nächstenliebe athmet und einen tiefen sittlichen Gehalt hat. (Die Juden haben also nach ihrem eigenen Sachverständigen gar keine Entschuldigung mehr, wenn sie uns, »ihrem Nächsten«, das Fell über die Ohren ziehen. Schön, Herr Cohn!) Auf eine Frage des Vertheidigers ist er allerdings so gütig zuzugeben, daß es im Talmud einige geschmacklose, sogar verwerfliche Stellen gebe, die aber gegen die vielen tiefen Sittenlehren ganz verschwänden. (Was Sie sagen, Herr Cohn!) Auf das Ansinnen des Vertheidigers, solche verwerfliche Stellen anzugeben, kann Herr Cohn, sich nicht auf solche Stellen besinnen. Sodann erklärt Herr Cohn[,] man höre und staune, *den Talmud*, wenigstens zum Theil,

für göttliche Offenbarung, eine Beschimpfung des Talmud sei eine Beschimpfung sämtlicher Einrichtungen der jüdischen Religionsgesellschaft. (Mehr nicht? daß müßte doch eigentlich als Gotteslästerung bestraft werden. D. Red.)

Damit ist die Beweisaufnahme geschlossen. Aus dem Plaidoyer des Staatsanwalts Bertram heben wir nur die »bedeutendsten« Stellen hervor. Wenn der Herr solche Behauptungen etwa in einem öffentlichen Vortrage aufgestellt hätte, so würde ein auch nur halbwegs gebildetes Publikum gewaltige Zwergfellerschütterungen verspürt haben, doch mögen unsere Leser selbst urtheilen. Herr Bertram sagt u. A.: »Letzterer (Prof. Lagarde) giebt den Juden den Rath, sie sollen sich die Liebe der anderen Völker zu erwerben
 == suchen, sie sollen nicht hoffärtig sein. Allein es ist doch ein Glaubenssatz
 == der jüdischen Religion, daß die Juden das auserwählte Volk Gottes seien. Man kann doch nicht verlangen, daß sie von den Traditionen ihrer Väter ablassen sollen!«

Die Juden haben es also nicht nöthig, sich die Liebe ihrer Wirthsvölker zu erwerben, sie dürfen ruhig hoffärtig sein und auf uns, als eine niedrige Race stolz herabsehen, denn das sind die Traditionen unsrer Väter«. Unsere Väter haben sich immer und immer wieder von der Gemeinschädlichkeit der Juden überzeugt und ab und zu, der niedrigeren Culturentwicklung früherer Jahrhunderte entsprechend, die Juden todtgeschlagen, um die Landplage los zu werden. Sollen wir vielleicht auch an diesen Traditionen unserer Väter festhalten oder darf sich nur der Jude erlauben, auf einen der Bildung und Toleranz des 19. Jahrhunderts widersprechenden Standpunkt stehen zu bleiben? Wenn der Jude durch seine Religion berechtigt sein darf, alle anderen Völker als tief unter ihm stehend zu betrachten, dann wird er sich ohne Gewissensscrupel berechtigt glauben, alle anderen Völker auszubeuten, »zu fressen«[*]. Etwa unter uns wohnende Neuseeländer könnten sich dann auch auf die »Tradition ihrer Väter berufen« und uns wirklich mit Haut und Haar aufzufressen belieben.

Herr Bertram wendet sich dann gegen Rohling und Eisenmenger, welche alles klägliche gegen die Juden in die Welt geschleudert hätten. Hm! Ueber das Eisenmengersche Werk wollen wir kein Urtheil abgeben, charakteristisch ist nur, daß die Juden den Verfasser durch Bestechung von der Herausgabe des entdeckten Judenthums abhalten wollten und später alle Hebel in Bewegung setzten, das Werk zu vernichten resp. aufzukaufen. Professor Rohling schickte seinen »Talmudjuden« die Erklärung voraus, er zahle jedem 3000 M., der ihm nachweisen könne, daß eine einzige von ihm citirte Talmudstelle falsch übersetzt sei. Bis jetzt hat sich keiner seiner Gegner diese Summe verdienen können, obwohl verschiedene Rabbiner etc. den Beweis zu erbringen sich bemühten, Sie wurden stets schlagend abgeführt. In dem Werk des gelehrten Abbé A. Victor, »Professor Rohling und seine Gegner«, ist der streng wissenschaftliche Beweis erbracht, daß der von Rohling veröffentlichte Talmud-Auszug vollständig richtig übersetzt ist. Warum wehren sich übrigens die Juden mit Hand und Fuß gegen jede Talmudübersetzung, wenn sie nichts zu verbergen haben? Für uns hat der Talmud eigentlich nur eine kulturhistorische Bedeutung.

Von wahrhaft überwältigender — Beweiskraft sind die folgenden Aus-

[*] Deuteronomium 7, 16 20, 10—18 Isaias 61, 6.]

== führungen des Herrn Bertram: »Und selbst wenn im Talmud stände: »Die Gojim dürft ihr bestehlen und betrügen«, würde alsdann der Angeklagte straf-frei ausgehen? Wenn das im Talmud stände, so wäre das eben ein Glaubens-satz der Juden, einer vom Staate anerkannten Religionsgesellschaft«. Aber, Herr Bertram! Das ist so wunderbar schön gesagt, daß wir nicht wagen, eine ernsthafte Kritik daran zu legen.

== »Allein wir haben gehört, daß derartiges absolut im Talmud nicht steht«, fährt der Herr fort. So? Wo haben wir das gehört? Professor Cohn, der selbst zugeben muß, nicht durchaus sachverständig zu sein, der selbst zugeben muß, daß manches *Verwerfliche* im Talmud steht, behauptet es zwar, der andere Sachverständige Prof. de Lagarde behauptet das Gegen-theil. Warum soll Cohn mehr Vertrauen verdienen? weil er Jude ist und als solcher ein directes Interesse daran hat, den Talmud in einem möglichst günstigen Lichte erscheinen zu lassen? Will man Lagarde allein nicht glauben, dann höre man doch andere Größen, wie z. B. Prof. Gildemeister, Haupt, Rohling, Wahrmund, Victor, Dr. Ecker, oder den Gelehrten, der jetzt mit der Uebersetzung des Talmud beschäftigt ist, Dr. Joh. von Pavly! Dann würde man trotz Herrn Cohn sehr erbauliche Dinge erfahren. Gerade die Sittenlehre des Talmud ließ das Gebahren mancher Juden noch in einem etwas milderem Lichte erscheinen, können sie sich aber selbst darauf nicht berufen, welche Entschuldigung bleibt ihnen dann?

Herr Bertram fährt fort: »Es ist auch ganz selbstverständlich, daß der preußische Staat eine Religionsgesellschaft nicht als berechtigt anerkennen wird, die derartige Grundsätze hätte«. Ja, das sollte man eigentlich annehmen, in Wirklichkeit hat noch keine Behörde es für nothwendig erachtet, sich um die jüdische Sittenlehre zu bekümmern, geschweige denn den Talmud über-setzen zu lassen. Die Jesuiten hat man auf Grund der angeblichen Jesuiten-moral ausgetrieben, um die Talmudmoral kümmert sich kein Mensch. Das wäre intolerant und inhuman.«

»Es ist Pflicht aller Gebildeten, die jüdische Religion zu achten« etc. Zu achten ist etwas viel gesagt. Wir wollen die Juden nicht in ihren reli-giösen Gefühlen verletzen, trotzdem sie den Christen gegenüber nicht so schonend verfahren, wir wollen sie nicht in Ausübung ihrer religiösen Ge-bräuche stören, so wenig dieselben auch der Bildung des 19. Jahrhunderts entsprechen mögen, wie z. B. die Beschneidung, ihre Speisegesetze, ihr Todten-cultus, die Schächtung etc. Wir freuen uns sogar darüber, daß die Juden an diesen starren Formen festhalten und dadurch auch äußerlich zeigen, daß sie mit ihrem Asiatismus nicht in die germanische Kulturwelt hinein gehören. Daß sie auch innerlich nicht zu uns gehören, nicht zu uns gehören wollen, hat ihre ganze Geschichte gezeigt, zeigen sie täglich. »Ein wirksames Fer-mont der Decomposition« nannte sie Mommsen, den wohl auch Herr Bertram gelten lassen wird.

Letzterer sagt: »Die Juden sind aber in unserem Staate gleichberechtigt und deßhalb ist es Aufgabe jedes Gebildeten, dafür zu sorgen, daß diese Gleichberechtigung nicht angetastet werde«. Also weil die Juden sich durch die unlautersten Mittel die volle Gleichberechtigung erschlichen haben, sollen wir diesen politischen Fehler unserer Väter nicht wieder gut machen dürfen, trotzdem die Erfahrung gelehrt hat, daß sich die Juden gar nicht als Deutsche fühlen, sondern als ein »ausgewähltes Volk«, welches[,] von anderen Rechts-

und Sittlichkeitsanschauungen ausgehend, bewußt und unbewußt auf den Ruin des deutschen Volkes hinarbeitet? Im Gegentheil. Echte Geistes- und Herzensbildung muß es uns gebieten, auf Beseitigung dieses Krebschadens hinzuwirken, natürlich in der eines gebildeten Mannes würdigen Weise.

Unverständlich ist uns geblieben, wie Herr Bertram Herrn Dr. Böckel, dessen Zeugenaussage wir zu vergleichen bitten, die Worte in den Mund 87,21 legen konnte: »Wir bekämpfen nicht die Juden als Religionsgesellschaft, sondern ihrer Abstammung wegen«. Vielleicht hat Herr Dr. Böckel den Ausdruck Raçenschädlichkeit gebraucht, das ist aber doch ein himmelweiter Unterschied. Damit fallen auch die an diese angebliche Aussage Böckel's geknüpften Betrachtungen. Wenn trotzdem der Herr Staatsanwalt beliebt, = auszusprechen, seiner Ueberzeugung nach sei nur Glaubenssatz die Triebfeder des Antisemitismus, so zeigt er damit nur, daß er vom Wesen und der Bedeutung der Judenfrage keine Ahnung hat, also nicht berufen ist, ein solches Urtheil über den Antisemitismus abzugeben. Es hätte das dem Herrn Bertram auffallen müssen, daß eine große Zahl bedeutender Leute, denen man gewiß am allerwenigsten religiöse Intoleranz vorwerfen kann, Antisemiten sind oder waren, z. B. Friedrich der Große, Napoleon I., Kant, Fichte, Schoppenhauer, Schiller, Göthe, Grillparzer, Bismarck, Dühring, Wahrmund, Lagarde, E. von Hartmann, Hamerling etc. etc. Mein Herr Bertram, das glauben nicht einmal die Juden mehr, wenn sie es überhaupt je geglaubt haben.

Schließlich beantragt der Staatsanwalt wegen Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft 3 Monate Gefängniß ev. wegen Beleidigung 6 Wochen.

Die Ausführungen des Vertheidigers sind ohne besonderes Interesse, sie beschränken sich hauptsächlich auf die Entwicklung der juristischen Gründe, welche zu einem freisprechenden Erkenntniß führen müßten.

Nachdem noch aus den Acten festgestellt worden ist, daß die vorgesetzte Behörde des Herrn Fenner bis jetzt keine Veranlassung gehabt hat, irgendwie gegen ihn einzuschreiten, theilt der Präsident mit, daß das Urtheil am Mittwoch 2. Mai, vormittags 11 Uhr, verkündigt werden solle. Schluß der Sitzung abends 7¹/₂ Uhr.

Die »Köl. Ztg.« schließt ihren Bericht wie folgt:

Es sei übrigens beiläufig bemerkt, daß die parlamentarischen Mißerfolge des Abgeordneten Böckel demselben bei seinen Wählern nicht im mindesten geschädigt haben: die Bauern verehren ihn wie einen Messias, bauen ihm Ehrenpforten, wo er in ein Dorf kommt, und fahren Kranke und Schwache auf Wagen herbei, damit sie ihn hören; löst man seine Volksversammlungen auf, so begleitet ihn das Landvolk mit Musik und Hochrufen zur Bahn. Frauen heben ihre Kinder hoch und sprechen mit Thränen in den Augen: so ein Mann mußst du auch werden. Je öfter Böckel im Reichstag zur Sache gerufen oder ausgelacht wird, desto stärker wird der Heiligenschein des sonderbaren Martyrers bei seinen Anhängern.

Ich lasse noch folgen was der in Marburg erscheinende von dem Reichstagsabgeordneten Böckel herausgegebene Reichsherold am 1 Mai 1888 brachte:

Proceß Fenner. (Orig.-Bericht des »Reichs-Herold«.) Am 25. April, Vormittags 9 Uhr begann vor der Strafkammer des Königlichen Landgerichts zu

Marburg die Verhandlung gegen unseren Parteigenossen Lehrer Ferdinand Fenner wegen Vergehens gegen den § 166 Straf-Gesetz-B. (Beschimpfung einer Religionsgesellschaft) und gegen § 85 (Beleidigung), letzteres begangen an dem jüdischen Gemeindevorsteher Koppel Strauß zu Marburg. Der Andrang zu diesem Proceß, der weithin Aufsehen erregte, war ein außerordentlich großer. Der Zuschauerraum war sowohl des Morgens wie des Mittags überfüllt. Als Vorsitzender des Gerichtshofes fungirte Herr Landgerichtsdirektor Dahlmann, als Richter die Herren Landgerichtsräthe Coing, Wilmanns und Kind, als Beisitzer Herr Assessor Dr. Marsson. Die Anklage vertrat der erste Staatsanwalt von Marburg, Herr Bertram, die Vertheidigung führte Herr Rechtsanwalt Martin aus Cassel. Als Correspondenten auswärtiger Blätter waren mehrere Herren mit ausgesprochen orientalischem Typus erschienen. Als Zeugen waren unter Anderen geladen der Vorsteher der jüdischen Gemeinde zu Marburg Koppel Strauß, welcher sr. Zt. die Anzeige gegen Fenner bei der Staatsanwaltschaft erstattet hatte, Stenograph Gäbler, mehrere Mitglieder des deutschen Reform-Vereins zu Marburg und Reichstags-Abgeordneter Dr. Böckel. — Der Staatsanwalt hatte beantragt, den Rabbiner Dr. Munk als Sachverständigen zu vernehmen, was jedoch von Seiten des Vertheidigers abgelehnt wurde, weil Herr Munk in der Sache als befangen zu betrachten sei, da er seiner Zeit den Lehrer Fenner bei dessen vorgesetzter Behörde denunzirt habe. Der Gerichtshof schloß sich diesem Antrag an. Darauf schlug der Staatsanwalt vor, den zufällig im Zuhörerraum anwesenden Herausgeber der »Jüdischen Presse« Hirsch Hildesheimer zu Berlin als Sachverständigen zu vernehmen, doch auch dieser wurde von dem Gerichtshofe abgelehnt, da dessen Ladung erstens nicht vorschriftsmäßig erfolgt, und zweitens, weil derselbe, erst kürzlich wegen Beleidigung des Herrn Dr. König in Witten bestraft, nicht als unparteiisch anzusehen sei. Hierauf begann die Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen. Die Anklage gründete sich auf Folgendes: In einer am 5. Dezember 1886 in Bad Marbach abgehaltenen Volksversammlung war der Angeklagte in der Diskussion als Redner aufgetreten. Er hatte damals in seiner Rede einen Satz gebraucht, der etwa folgendermaßen lautete: »Sie Alle wissen, daß der Talmud, das Sittengesetz der Juden, nur von dem einen Juden zum anderen gilt, daß es ihm aber erlaubt ist, einen Goi zu betrügen. Wenn der Talmud sagt, der Jude darf den Goi betrügen und dieser handelt danach und betrügt den Christen, so ist er in unseren Augen ein Schuft, handelt er aber nicht nach dem Talmud, dann ist er in den Augen seiner Mitjuden ein Schuft — ein Schuft ist er also auf alle Fälle«. Auf Grund dieser Aeußerung war von Seiten des Staatsanwalts das Verfahren gegen den Angeklagten eingeleitet worden, weil durch den Ausdruck »Schuft« die jüdische Religion beschimpft worden sei. Ferner müsse sich jeder Jude und vor allem der Vorsteher der jüdischen Gemeinde durch die Aeußerung beleidigt fühlen. Bei der Vernehmung bestreitet der Angeklagte, die jüdische Religionsgesellschaft beleidigt zu haben, weil er nicht die jüdische Religion, sondern die jüdische Rasse im Auge gehabt habe. Auch könne von einer Beleidigung des jüdischen Vorstehers Strauß nicht die Rede sein, da er von keinem Marburger Juden etwas gesprochen, auch den etc. Strauß gar nicht kenne. Der Belastungszeuge Strauß gibt an, er habe, da er gehört, daß eine antisemitische Versammlung stattfinden solle, den Stenographen Gäbler dahin geschickt, um die Reden im Wortlaute aufzunehmen. Er habe ihn dafür be-

zahlt. Auf die Frage des Präsidenten: »Womit haben Sie ihn bezahlt?« antwortet Strauß: »Mit Geld!« Präs.: »Womit?« Strauß: »Mit baarem Geld!« Präs.: »Wie viel haben Sie ihm gegeben?« Strauß: »Das weiß ich nicht mehr. Ich habe ihn aber *anständig* bezahlt!« (Große Heiterkeit im Auditorium. Der Präsident droht bei Wiederholung von Aeußerungen im Zuhörerraum denselben räumen zu lassen.) Bei der Vernehmung des Stenographen stellt sich heraus, daß das in der Versammlung aufgenommene Originalstenogramm gar nicht mehr vorhanden, sondern daß das den Akten beiliegende Stenogramm erst zu Hause nach den Original-Aufzeichnungen ausgearbeitet wurde. Aus den Aussagen der übrigen Zeugen ergibt sich, daß der Wortlaut oder auch nur der genaue Sinn der Fenner'schen Worte nicht mehr festzustellen ist. Von einigem Interesse waren nur noch die Aussagen des Entlastungs-Zeugen Dr. Böckel. Derselbe konnte sich des Wortlauts der Rede nicht mehr entsinnen, gab aber an, daß ihm der Sinn der Worte noch im Gedächtniß sei und zwar sei derselbe ein hypothetischer gewesen: »Wenn der Talmud sagt etc.« Eine andere Auffassung sei nicht zulässig, da der Angeklagte die Sprache des Talmud nicht verstehe, also auch nicht *wisse*, ob etwas im Talmud stehe oder nicht. Darauf gab derselbe auf Befragen des Vertheidigers Auskunft über die Ziele der antisemitischen Bewegung. Diese habe mit der Religion der Juden absolut nichts zu schaffen, da die Judenfrage lediglich eine Frage der Nationalität, der Rasse sei. Der Antisemitismus stehe auf durchaus gesetzlichem Boden und verfolge neben der Zurückweisung der Uebergriffe des Judenthums praktische, auf das Wohl des Volkes gerichtete Ziele. — Ein Versuch des Staatsanwalts, den Rabbiner Dr. Munk über den Inhalt des Talmud zu befragen, wurde vom Gerichtshofe zurückgewiesen. Darauf wurde das wissenschaftliche Gutachten des Prof. Dr. Paul de Lagarde in Göttingen verlesen, in dem folgende zwei, von dem Gerichtshof gestellten Hauptfragen zur Beantwortung kamen:

- 1) Enthält der Talmud Gesetze, welche für die Judenschaft bindend sind?
- 2) Ist im Talmud der Satz, daß das jüdische Sittengesetz nur vom Juden zum Juden gelte und auf den Goi nicht Bezug habe, im Talmud enthalten?

Wir verweisen hinsichtlich dieses Gutachtens auf den besonderen Artikel in dieser Nummer, in welchem wir dasselbe im Auszuge mittheilen. Nach Verlesung dieses Gutachtens wurde als zweiter Sachverständiger Herr Prof. Dr. Cohen in Marburg vernommen. Derselbe sprach sich zuerst aus über seine Competenz in der Talmudfrage. Er habe 10 Jahre lang, von seiner frühesten Jugend an bis zu seinem 21. Jahre den Talmud gelesen und durchdacht; durch die Aufforderung des Gerichtshofes, als Sachverständiger zu fungiren, habe er wieder Veranlassung gehabt, sich eingehender damit zu beschäftigen. Alsdann gibt er eine Kritik des Lagarde'schen Gutachtens, über welches er sich sehr abfällig ausspricht. Er erklärt dasselbe vom wissenschaftlichen Standpunkte aus für völlig haltlos; ein, aus einer Delitzsch'schen Schrift angezogener Passus sei gar nicht an der betr. Stelle im Talmud enthalten. Er müsse sich charakterisirende Aeußerungen über das Gutachten versagen, weil seine Ausdrücke juristisch straffällig ausfallen würden. Den Satz: Das jüdische Sittengesetz habe nur den Juden gegenüber Gültigkeit, erklärt er für eine Fälschung in jedem Sinne. Zu der Frage, ob der Talmud bindende Kraft für die Juden habe, behauptet er, daß keine jüdische Religions-

genossenschaft sich ablehnend gegen den Talmud verhalten dürfe. Es sei also durch Fenner's Worte die jüdische Religionsgesellschaft beschimpft worden. Mit seinen Ausführungen steht Prof. Cohen in direktem Widerspruche mit dem Gutachten Lagarde's.

Die Verhandlung, die des Nachmittags um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr fortgesetzt wurde, begann mit dem Plaidoyer des Staatsanwalts. Derselbe gab an, daß die Anklageschrift in allen Punkten durch die Beweisaufnahme bestätigt sei. Selbst wenn der Angeklagte die hypothetische Form gebraucht habe, was er, der Staatsanwalt, nach den Aussagen der Zeugen nicht für erwiesen halte, so ändere das nichts an der Strafbarkeit der Worte. Der Angeklagte habe die jüdische Religion beschimpfen wollen, da er vorausgeschickt habe, daß der gläubige Jude am Talmud als an seinem Religionsbuche festhalte. Wenn auch der Angeklagte nicht habe über den Talmud urtheilen können, da er ihn nicht kenne, so sei dies nicht eine Milderung, sondern eher eine weitere Belastung. Da stelle sich dieser junge unerfahrene Mann mit so geringer Bildung dahin und behaupte, das stehe im Talmud, er behaupte, die Juden seien Schufte. Da die Juden eine vom Staat anerkannte Religionsgenossenschaft seien, so müsse anerkannt werden, daß der Angeklagte dadurch, daß er die Juden als Schufte bezeichne, auch die jüdische Religion eine schuftige nenne. Fenner sei selbst von der Ansicht ausgegangen, daß der Talmud Sittengesetz der Juden sei. Lagarde's Gutachten entbehre jeder Würde einer gelehrten Untersuchung, jeden Anstrichs gelehrter Forschung. Lagarde stehe auf einem Gipfel aufgeschachtelten Antisemitismus'. In seinem Gutachten trete ein übermäßiger Dünkel zu Tage. *Ganz* anders das ungeschminkte Gutachten Cohen's! Die Juden seien berechtigt, sich als auserwähltes Volk Gottes zu betrachten, das sei kein Hochmuth sondern ein Glaubenssatz. Cohen's Gutachten verdiene wegen seiner Sachkunde, Würde und Mäßigung den Vorzug vor dem Lagarde'schen. Es sei im Talmud auch eine geoffenbarte Religion zu finden. — Die schrecklichen Judenverfolgungen des Mittelalters seien die Ausgeburt einer ungebildeten Zeit. Diese Judenhetze habe sich seltsamer Weise seit einem Jahrzehnt wiederholt. Alle Angriffe, die man gegen das Judenthum geschleudert, hätten sich als Erdichtungen und Verleumdungen herausgestellt; am meisten hätten sich die Professoren Rohling und Eisenmenger hervorgethan. Die unschuldig verfolgte Religionsgenossenschaft in das gebührende Recht zurückzusetzen habe der hochverdiente Delitzsch unternommen, der sich gegen die Rohheiten der Rohling'schen Schriften gewandt habe. Die antisemitische Bewegung sei eines Staates unwürdig, der auf der Höhe der Kultur stehe. Durch Cohen's Gutachten sei das gehässige, oberflächliche, hoffärtige Urtheil Lagarde's gebührend zurückgewiesen. — Wenn wirklich der Religionssatz im Talmud stände, daß den Juden der Betrug gegen die Christen erlaubt sei, so würde trotzdem der Angeklagte nicht straffrei ausgehen dürfen; denn da die Juden eine vom Staat anerkannte Religionsgesellschaft seien, so dürfe man nicht sagen: Du bist zwar anerkannt, aber du bist schuftig! Durch den Antisemitismus werde den Juden außerordentlich erschwert, den Pflichten des Staates nachzukommen. Die Juden seien mit uns gleichberechtigt vermöge der Verfassung; nach dem Willen ihres Gottes hätten sie sich über die ganze Welt zerstreut und seien so in alle Staaten gekommen. Sie hätten unter unendlich unwürdigen Verfolgungen die Gleichstellung mit den Staatsbürgern erlangt. Dieses Recht

der Gleichstellung müsse man ihnen garantiren vom Obersten bis zum Niedrigsten; insbesondere die Reichstagsabgeordneten sollten ein wachsames Auge darauf haben, daß den Juden die Gleichberechtigung ungeschmälert erhalten bleibe. (Bewegung im Auditorium.) Sie beteiligten sich gleichmäßig an den Lasten des Staates und das sei um so anerkennenswerther, als ihnen die Leistungen durch die Antisemiten außerordentlich erschwert würden. Der ehrsamste Jude habe mehr Anfechtung und Verspottung zu ertragen, als man sie dem unwürdigsten Christen anbieten würde. Weil der
 = Jude ein Andersgläubiger sei, solle er vom Antisemitismus angegriffen werden. Der Abg. Dr. Böckel, der Vertreter der hiesigen Agitation, habe einen Exkurs über die Ziele des Antisemitismus gehalten und sich dagegen verwahrt, als ob der Antisemitismus die Juden ihres Glaubens wegen verfolge. »Ich muß gestehen: die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der
 = Glaube.« Es sei ein Widerspruch, wenn man neben den orthodoxen Juden auch Reform- und getaufte Juden in den Kreis der Verfolgung ziehe. Wegen seiner *Thaten* Jemand zu verfolgen, sei recht, aber dazu sei der Antisemitismus nicht da. Die Zeiten der alten Vehme und des Haberfeldtreibens seien verwerflich gewesen und vorbei. Die Juden wohnten Jahrhunderte lang bei
 = uns und hätten deshalb das Recht, als Religionsgesellschaft bei uns zu be-
 = stehen. Man verfolge sie wegen ihres religiösen Bekenntnisses, dessen Ausdruck der Talmud sei. Dies Buch habe seine Geschichte; in ihm stehe Jedes; es gehe ihm nicht anders als der Bibel, in der Vieles enthalten sei, von dem man wünschte, daß es nicht darin stände. Hierauf folgte ein Citat aus Heine, das uns bei der undeutlichen Sprache des Herrn Staatsanwalts unverständlich blieb. Auf die Ausmessung des Strafmaaßes übergehend, erörterte der Staatsanwalt, daß wegen Beschimpfung der Religionsgemeinschaft eine Bestrafung am Platze sei, um so mehr, als der Angeklagte seine Pflichten als Lehrer verletzt habe, indem er, anstatt die ihm übergebenen Kinder Duldung und Achtung vor der Gleichberechtigung der Juden zu lehren, die Juden verfolge, getragen von verblindetem Hasse gegen diese Religionsgemeinschaft. Und dieser junge Mensch besuche antisemitische Versammlungen, während seine ganze Stellung darauf hinweise, daß ein solches Hervortreten verwerflich sei. Er habe die Worte mit einer gewissen Emphase herausgestoßen, um einen Effekt zu erhaschen und er habe auch diesen Effekt erreicht. Andererseits sei nicht zu verkennen, daß der Angeklagte ein junger unerfahrener Mann sei, der durch zufällige Umstände in die Agitation hineingetrieben worden sei. Der Strafantrag wird dahin formulirt, daß wegen Beschimpfung einer Religionsgesellschaft (§ 166 St.-G.-B.) eine Gefängnißstrafe von drei Monaten, wegen Beleidigung des jüdischen Gemeindevorstehers Strauß eine solche von sechs Wochen zu beantragen sei.

Darauf ergriff Herr Rechtsanwalt Martin aus Cassel das Wort zur Vertheidigung des Angeklagten. Im Eingange seines Plaidoyers bedauerte er,
 = daß dem Staatsanwalt ein schwerer Irrthum begegnet sei, indem er Prof. Eisenmenger mit der jetzigen Agitation in Zusammenhang gebracht habe.
 = Eisenmenger's Schrift »das entdeckte Judenthum« ist bereits 1662 erschienen, steht also wohl der jetzigen Zeit etwas zu fern.

Es könne nicht Aufgabe des Gerichtshofes sein, die Frage, ob die antisemitische Agitation eine berechtigte sei, zu erörtern; er wolle bloß bemerken, daß die Agitation Dr. Böckel's und des Marburger Reform-Vereins ebenso be-

rechtigt sei, als die einer jeden anderen politischen Partei; eine politische Partei aber habe stets das Recht, ihre Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen. Zum Nachweis der Berechtigung der antisemitischen Bewegung beruft der Vertheidiger sich auf des Fürsten Bismarck Worte, die derselbe im vereinigten Landtage am 15. Juli 1847 gesprochen: »Wenn ich mir als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs gegenüber einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde, daß mich die Freudigkeit und das aufrichtige Ehrgefühl verlassen würden, mit welchem ich jetzt meine Pflichten gegen den Staat zu erfüllen bemüht bin. Ich theile diese Empfindung mit der Masse der niederen Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht«. Es könne Niemand verwehrt werden, die Gleichberechtigung der Juden für einen gesetzgeberischen Fehler zu halten und deshalb die Aufhebung derselben anzustreben. Der Wortlaut oder auch nur der genaue Sinn der von Fenner gesprochenen Worte lasse sich nicht mehr feststellen, da das in der Versammlung aufgenommene Originalstenogramm nicht mehr existire und das den Akten beigelegte erst zu Hause von dem Stenographen ausgearbeitet sei. Mehrere Zeugen hätten die hypothetische Form der Aussage mit Sicherheit hervorgehoben. Eine Uebertretung des § 166, eine Beschimpfung der Religion liege nicht vor, wenn jemand aus einem fälschlich angegebenen Inhalte eines Religionsbuches irrige Schlüsse ziehe. Das Gutachten Lagarde's sei von dem Sachverständigen Prof. Cohen und dem Staatsanwälte sehr abfällig beurtheilt worden; doch folge daraus, daß der Verfasser den Eindruck eines antisemitisch gesinntem Mannes mache, noch nicht, daß dessen Gutachten falsch sei. Gegen das Cohen'sche Gutachten ließen sich mit Recht ebenfalls viele Einwände erheben. Dasselbe mache durchaus nicht den Eindruck eines ruhigen und besonnenen; er äußere sich verächtlich über Lagarde's Gutachten, der doch Regierungsrath und Colleague des Herrn Prof. Cohen sei. Es zeuge sicherlich nicht von besonnener Würde, daß Cohen ein Gutachten, das seinen Ansichten widerspricht, einfach mit einem Fußtritt beseitige. Ferner sei ihm die Competenz des Prof. Cohen in dieser Frage nicht über allen Zweifel erhaben, da dessen Studium des Talmud nach seiner eigenen Aussage mit seinem 21. Lebensjahre bereits seinen Abschluß erreicht habe. Auf die an ihn gerichteten Fragen habe Cohen nicht eine direkte und völlig bestimmte Antwort gegeben. Der Vertheidiger ist der Ansicht, daß der Gerichtshof über den Inhalt des Talmud und die denselben berührenden Fragen ein non liquet ausspreche. Es sei völlig unerwiesen, daß der Talmud unbedingtes Religionsgesetz der Juden enthalte, denn Prof. Cohen habe selbst zugeben müssen, daß auch für den gläubigsten Juden der Inhalt des Talmud nicht in seiner Ganzheit geoffenbarte Religion sei. Zum Beweise führt der Vertheidiger die Ansicht jüdischer Talmudkenner an, die denselben ebenfalls für ein Werk von Jahrtausenden, einen Sprechsaal, der alles mögliche enthalte, erklären. Wenn der Angeklagte gesagt habe, die Juden seien Schufte, liege keine Beleidigung der jüdischen Religionsgesellschaft darin, denn er richte seinen Tadel damit gegen die Nation, nicht aber gegen die Religion. Daß außerdem die Juden eine besondere, von der germanischen gänzlich verschiedene Nation seien, lehre der Augenschein. Der Antisemitismus sei nicht eine Ausgeburt der Unbildung und Geistesrohheit, das würde durch die judenfeindlichen Aussprüche eines Herder, Kant und

Fichte zur Genüge bewiesen. Es sei also ein Vergehen gegen den § 166 völlig ausgeschlossen. Man könne im weitgehendsten Falle höchstens eine Beleidigung der jüdischen Nation in den Worten des Angeklagten finden, und eine solche falle nicht unter den Begriff des § 166. Aber auch die Anklage wegen Beleidigung des etc. Strauß sei ganz und gar hinfällig, da der Angeschuldigte keinen Marburger Juden überhaupt genannt und auch den Strauß gar nicht gekannt habe. Er beantrage deshalb die *Freisprechung* des Angeklagten.

Nach einer kurzen Replik des Staatsanwaltes, in welcher derselbe einige Ausführungen des Vertheidigers zu entkräften versuchte, protestirte der Angeklagte in einem Schlußworte gegen die ungerechtfertigte Behauptung des Staatsanwaltes, daß er seine antisemitischen Gesinnungen auf seine Schüler übertragen habe. Ein Beweis für diese Behauptung sei kaum zu erbringen, wohl aber könne er, Angeklagter, beweisen, daß er Schüler in mehreren Fällen wegen Vergreifens an jüdischen Schülern streng bestraft hätte.

Hiermit erreichte die Verhandlung ihr Ende. Die Verkündung des Urtheils wurde auf Mittwoch den 2. Mai, Vormittags 11 Uhr festgesetzt.

Ich halte es für erforderlich, durch Abdruck dieser zwei Berichte für die Dauer festzunageln was ein königlich preußischer Staatsanwalt sich erlauben darf, ohne daß eine Anklage gegen ihn erfolgt. Die Nationalzeitung hat am 8 Januar 1878 im ersten Beiblatt der Nummer 11 nachgewiesen, wie rasch in Preußen Staatsanwälte vorwärts kommen: man mag den Marburger Staatsanwalt Bertram mithin im Auge behalten.

Nicht weniger als viermal habe ich, vermuthlich weil ich zu einer Klage genöthigt werden sollte, eine »Erklärung« zugesandt erhalten, welche mit seines Namens Unterschrift der »Provinzialrabbiner Dr. Munk« in der Oberhessischen Zeitung vom 5 Mai 1888 veröffentlicht hat. Dieselbe lautet:

In dem dahier erscheinenden »Reichsherold« Nr. 96 und 97 ist einem von Herrn Geh. Regierungsrath Professor de Lagarde zu Göttingen bei Gelegenheit des Processes wegen Beschimpfung der jüdischen Religion abgegebenen Gutachten »Aufnahme gewährt« worden. Dasselbe enthält *sechs* Talmudcitate. Herr Professor de Lagarde erklärt unter seinem Eide: »Die von mir angeführten Aussprüche stehen *ohne Frage* im Talmud«. Diese Behauptung ist eine *Unwahrheit*. Von den *sechs* Talmudcitate sind

- 1) *drei überhaupt nicht* im Talmud, noch auch in den von Herrn Professor de Lagarde bald als »Talmud«, bald als »dem Talmud beigedruckte Urkunde« bezeichneten Tosafoth *vorhanden*,
- 2) *drei* durch Auslassungen *entstellt* und inhaltlich *falsch* wiedergegeben.

Marburg, 4. Mai 1888.

Man mag mit dieser Erklärung vergleichen was mein Gutachten wirklich besagt. Für weit zweckmäßiger als eine Klage erachte ich es, den Herrn Rabbiner Munk öffentlich neben die Herrn Rabbiner Güdemann und Ziemlich zu stellen, und öffentlich zu zeigen, von welcherlei Rabbinern die Synagoge regiert wird.

Am Nachmittage des 16 Oktober 1888 hatte ich den Befehl gegeben, den Bogen 3 dieses Bandes zu drucken, am Abende desselben Tages erfuhr ich aus der Vossischen Zeitung, daß der Staatsanwalt Bertram in Marburg gestorben sei. Durch diesen Tod ist es mir unmöglich gemacht zu thun, was zu thun ich vorhatte. Ich wollte den Bogen 3 dem Preußischen Justizminister, Herrn von Friedberg, übersenden: das Anschreiben, das den Bogen begleiten sollte, lag schon auf meinem Pulte. Ich lasse dasselbe jetzt hier, soweit es nicht Formalien enthält, drucken, obwohl das bei der Sache Wichtigste, die Antwort des Ministers, nunmehr fehlen wird: denn über einen Toten eine Beschwerde bei dessen Vorgesetzten einzureichen war selbstverständlich unmöglich. Ich bemerke noch, daß das über Fenner gefällte Urtheil, da Fenner Berufung eingelegt hatte, erst in den allerletzten Tagen des September die Rechtskraft beschritten hat.

Das Wesentliche in jener geplanten, und nun also nicht abgegangenen, Eingabe an den Herrn Justizminister ist Folgendes:

Ich bitte mich zu belehren,

ob ein Sachverständiger Beleidigungen wie die von Herrn Bertram öffentlich gegen mich ausgesprochenen sind, in Preußen sich gefallen lassen muß:

auf Seite 93 meines Druckes habe ich die hauptsächlichsten derselben durch Zeichen hervorgehoben.

Ich verlange eine — selbstverständlich öffentliche — Genugthuung.

Ist diese nach Lage der Gesetzgebung und den Gepflogenheiten der Verwaltungspraxis nicht zu gewähren — worüber ich das autoritative Urtheil Eurer Excellenz erbitte —, so werde ich, so oft ich künftighin zum Sachverständigen ernannt werde, die Rede des Herrn Staatsanwalt Bertram in Marburg, die ich mittheile, und den dann in meinen Händen befindlichen Erlaß Eurer Excellenz, der die Straflosigkeit solcher Reden amtlich feststellt, den Verlangenden einsenden, und ich werde auf diese Aktenstücke hin mich weigern, ein Gutachten abzugeben.

Ich würde, wenn ich von vorne herein vollständig über die Sachlage unterrichtet worden wäre (Anlage, Seite 85), für den Prozess Fenner ein Gutachten zu ertheilen überhaupt abgelehnt haben: wie die Fragstellung lautete, mußte ich annehmen, daß der Verklagte frei gesprochen werden, und der Kläger — also, da der Staatsanwalt klagte, der Staat — die Kosten des Gutachtens zu tragen haben werde. In dieser Voraussetzung habe ich liquidirt.

Ich erfahre auf meine Anfrage durch den Herrn Rechtsanwalt Martin in Cassel unter dem 13 Oktober 1888, daß eine Rückerstattung der Kosten des Gutachtens an den verurtheilten Beklagten zulässig ist. Ich wünsche, die mir gezahlte und von Fenner zu erstattende Summe wieder los zu sein, und zwar vollständig, obwohl in ihr, wie die anliegende Rechnung des Buchdruckereibesitzers Kästner ausweist, 83 Mark 31 Pf. baare Auslagen stecken.

Alle Welt hat durch die Art, in der ein Jahr lang die jüdische Presse den Sir Morell Mackenzie und das Denkmal Heinrich Heines besprochen hat, ge-

lernt, daß die Presse Israels ein Staat in den Staaten Europas ist: der schamlose Artikel, den aus jüdischer Feder das amtliche Blatt der mit Deutschland verbündeten ungarischen Regierung über Kaiser Wilhelm den zweiten brachte, ist noch in frischer Erinnerung, der Zornruf der neuen preußischen Zeitung, Juni 1888 No. 247, noch nicht verhallt. Der Socialismus nimmt stetig zu, weil das Kapital in Europa nur in der Weise der Judenschaft vermehrt und verwaltet wird. Die Palaestinisierung der Universitäten wie des Standes der Richter, Aerzte und Schauspieler rückt immer weiter vor. Wir sind gewis, daß die Regierung diese Thatsachen noch genauer als wir kennt, und wie wir beurtheilt und empfindet: wir erwarten zuversichtlich, daß spätestens bis 1891, in welchem Jahre die »Reichsbank« reorganisiert werden muß, Abhilfe geschaffen werden werde. Allein zur Zeit ist nur der Herr Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten handelnd vorgegangen. So lange aber die k. Staatsregierung nicht in ihrer Gesammtheit das thut, was das Landwirthschaftsministerium durch die von ihm über den Wucher auf dem Lande angestellten Untersuchungen seines Theils gethan hat, so lange der Wucher, der Mammonsdienst und das PressUnwesen — alles Geschenke der unter uns angesiedelten Juden — nicht amtlich bekämpft werden, so lange bleibt der Kampf gegen das Judenthum den Privatpersonen überlassen. Er wird erst aufhören, wann der letzte Funke deutscher Ehre in Deutschland verloschen sein wird, aber er wird, gerade weil die berufenen Führer des Volkes ihrer Pflicht zu helfen noch nicht haben nachkommen können, sehr leicht zu falschen Waffen greifen. Ich entschuldige die in diesem Kampfe Fehlenden willig, und will ihnen, falls sie nach Lage der Dinge vom Staate bestraft werden müssen, nicht auch meines Theils einen Nachtheil zufügen. Ich werde daher — dies hier zu sagen war zur richtigen Beurtheilung meiner Eingabe nöthig — dem Herrn Fenner die dem Göttinger Gerichte von mir liquidirten 150 Mark zurückgeben. Um so mehr so, als ich im Laufe des Sommers glaubhaft erfahren habe, daß die Juden den zu ihren Gunsten Auftretenden erhebliche Summen zahlen — in einem Falle hatte die Ziffer angeblich fünf Stellen —, und ich, sowie ich juristisch unanfechtbare Gewisheit über diese, selbstverständlich von den Betheiligten nach Möglichkeit geheim gehaltenen Thatsachen habe, den Thatbestand unter Nennung der — zunächst drei — Namen öffentlich mittheilen werde. Ich möchte auch nicht den leisesten Schein auf mich laden, als ob ich mit dieser Sorte am gleichen Strange ziehe.

Selbstverständlich ist mein, in dem aus dem oben angegebenen Grunde nicht abgesandten Briefe angekündigter Entschluß seitdem schon ausgeführt worden.¹⁾

1) Beiläufig: in dem Prozesse Schönerer spielt ein Herr Adolf Schmal eine Rolle, der nach der »stenographischen Aufnahme« dieses Prozesses (Wien, Amnesta) 45 beim Zeugenverhöre »krank« ist, und durch einen nachmals meines Wissens (aber 173?) nicht wieder auftretenden Gerichtsarzt in seiner Wohnung aufgesucht wird, da der Präsident »authentische Auskünfte« über die Krankheit zu haben wünscht: oesterreichische Freunde vergleichen diesen Thatbestand vielleicht mit dem »Kyffhäuser« vom 5 August 1888 Seite 266. Dieser Herr Schmal nennt sich »preußischen Offizier«, und wird auch in der Anklageschrift des Staatsanwalts so genannt: a. a. O. 8 25 52 59 71 126. Ich habe mich gehörigen Orts

12.

Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der
Georg-Augusts-Universität zu Göttingen. 1888, Stück 14.

Die neuen syrischen Typen des Hauses Drugulin.

Es ist selbstverständlich, muß aber, wie die Dinge bei uns liegen, ausdrücklich gesagt werden, daß die syrische Schrift selbst in dem Zeitraume, in dem Wir sie kennen, das heißt, von 411 nach Christus bis heute, eine Geschichte gehabt hat, daß sie auch nach den Landschaften, in denen sie gebraucht wurde, verschieden war. Die in Wrights Kataloge und in der Oriental Series der Palaeographical Society vorliegenden Schrifttafeln beweisen dies ebenso sicher, wie es die Vergleichung der beiden (drei) Photolithographien Cerianis beweist. Man lese auch meine Mittheilungen 2 257^f.

Daraus folgt, daß wer syrische Typen herzustellen unternimmt, vor allen Dingen sich darüber schlüssig zu machen hat welcher Zeit und welcher Gegend Ductus er dem von ihm zur Arbeit berufenen Stempelschneider als Muster vorlegen will.

Ich stand nicht an, als es sich 1886 darum zu handeln anfing, neue Typen für meine Bibliotheca Syriaca zu beschaffen, zu bedenken, daß es sich für einen menschenfreundlichen Mann in erster Linie empfehlen müsse sicher auszumachen, welche syrische Schrift noch heute den syrisch schreibenden und lesenden Christen Süd-WestAsiens genehm ist: dieser Tausende Wünsche zu berücksichtigen, schien mir richtiger, als auf die Laune irgend eines — bald abgethanen — Condottiere des Tages Rücksicht zu nehmen. Das non scholae, sed vitae discere hatte ich überdies von jeher ver-

erkundigt, und unter dem 23 August 1888 (No. 130. 8. 88 C 3) den Bescheid erhalten, daß »ein Offizier des Namens Adolf Schmal nicht hat ermittelt werden können«: beim Landwehrbataillone Neuahaldensleben sei am 10 September 1836 ein Sekonde-Lieutenant Adolf Schmahl als Premier-Lieutenant verabschiedet worden, der, wenn er noch am Leben sein sollte, 87 Jahre alt sein würde: sein Zivilverhältnis sei »hier« nicht bekannt.



standen und beherzigt. Wie ich Schwedisch mit Runenschrift zu drucken im Jahre 1888 widerrathen würde, so muß ich auch widerrathen, die Litteratur eines in irgend welchen Resten noch vorhandenen Volkes in einer Gestalt vorzulegen, die den Nachkommen der Schriftsteller erschwert aus dem Vorgelegten Nutzen zu ziehen.

Ich mußte mir sagen, daß, falls meine Anschauung von der Sache berechtigt ist, nur zwei Gestalten der syrischen Schrift in Betracht kommen würden, die maronitische des Libanon, und die nestorianische, wie sie in Urûmia gebraucht wird. Was in Syrien lebt, lebt entweder durch den Zusammenhang der Maroniten mit Rom oder durch die amerikanischen Missionen.

Die nestorianisch-syrische Schrift der in Urûmia angesiedelten amerikanischen Missionare, ist von einem Herrn Breath angefertigt: JPerkins in ZDMG 4 518 519. Matrizen der von diesem Breath geschnittenen Punzen sind von den Urûmier Missionaren der amerikanischen morgenländischen Gesellschaft geliefert worden: JPerkins in ZDMG 7 572. Der Augenschein lehrt mich, daß Drugulins nestorianisches Syrisch nach Breath gearbeitet ist: das in Wrights Kataloge erscheinende nestorianische Syrisch mag von WMWatts (jetzt Gilbert and Rivington) selbstständig geschnitten sein.

Diese Schrift ist sowohl aus London von Gilbert and Rivington, als aus Leipzig von Drugulin zu beziehen. Wider sie spricht die Thatsache, daß sie zu Fehllesungen, also auch zu Druckfehlern, viel Anlaß gibt. Sie ist an und für sich ein Zerrbild, und weil sie unbequem zu lesen ist, so widersinnig wie Butzenscheiben aus grünem Flaschenglase in dem Arbeitszimmer eines Mikroskopikers. Ich habe Ein Semester hindurch recht fleißige Studenten mit diesen Typen gedruckte Texte brauchen heißen, und will nach den dabei gemachten Erfahrungen von diesen Typen nichts wissen. Ich glaube auch eher an den Erfolg der jesuitischen Missionare als an den der protestantischen Amerikaner: darum glaube ich nicht an den Sieg des nestorianischen, sondern an den des maronitischen Ductus. Ob die geplante katholische Universität in Seërt (FTuch, ZDMG 1 57) zu Stande gekommen ist, weiß ich nicht: die in Beirût besteht.

Die maronitische Schrift empfiehlt sich aber auch noch aus anderen Rücksichten, als der Erwägung, daß sie siegen wird.

Watts Estrangelo, das allein, falls das neue Nestorianisch verworfen wird, neben der maronitischen Schrift in Betracht kommt, ist nicht sparsam genug, vor Allem, weil es ein viel Raum fressendes Aleph hat, und Aleph im Syrischen einer der häufigsten Buchstaben ist. Ich habe stets auf eigene Kosten zu drucken ge-

habt, habe es noch zu thun, und bin in Folge davon mit dem Estrangelo-Aleph auf sehr gespanntem Fuße. Wer weiß, ob nicht, nachdem die Mittelmäßigkeit endgültig gesiegt haben wird, ein tiefsinniger Psychologe der Nachwelt meine „Marotte“, syrische Wörter ohne den durch nachgesetztes Aleph ausgedrückten Artikel aufzuführen¹⁾, aus dem Aerger über die Kosten herleiten wird, die der bei den späteren Syrern eingerissene Mißbrauch der Artikelform mir in meinen Estrangelo-Drucken verursacht hat. In einer syrischen Klein-Oktav-Zeile findet sich Aleph durchschnittlich sechs bis sieben mal, das heißt, man braucht, wann mit Estrangelo gedruckt wird, statt acht Zeilen deren neun, also, falls 30 Zeilen zu je 40 m auf die Seite gehn, $\frac{480}{8} = 60$ Zeilen mehr: das heißt, man verdruckt in Estrangelo 18 Seiten, wo man mit maronitischer Schrift nur 16 braucht.

Dazu kommt, daß die drei elegantesten Zeichen des Estrangelo, Schluß-Nûn, Schluß-Caf und Çade, der Druckerpresse nicht Stand halten. Brechen sie, so sieht der Satz häßlich aus, und seine nicht abzuleugnende Häßlichkeit gestattet wohlwollenden Kritikern einem *huomine discaro* gegenüber — man erlaube mir, den bezeichnenden Ausdruck der Italiener zu gebrauchen, und hinzuzufügen, daß die Weiterentwicklung der Menschheit stets an den *discari* hängt — diese Häßlichkeit gestattet den Kritikern, ihren Wahrheit und Gerechtigkeit heilig haltenden Herzen in entrüsteten oder höhnischen Anmerkungen über die immer zunehmende Vernachlässigung des typographischen Anstandes Luft zu machen. Es wird sich empfehlen, durch Annahme der maronitischen Schrift Schluß-Nûn, Schluß-Caf und Çade vor Schaden, und die *Recensenten du jour* (wollte sagen *du quart de siècle*) davor zu hüten, ihre innerste Gesinnung all zu offen zu zeigen.

Fragt man sich, welche der zur Wahl stehenden maronitischen Typen ich empfehle, so ist, ehe ich antworte, hervorzuheben, daß alle von Europäern nach ihrem eigenen Geschmacke geschnittenen Typen von vorne herein zu verwerfen sind. Syrische Schrift hat auch in Europa so auszusehen wie die Syrer selbst schreiben, nicht wie die Mehrheit einer aus Pedanten bestehenden Versammlung deutscher Stubengelehrten oder einer Gesellschaft deutscher in Rosswein erzogener Stempelschneider a priori festsetzt, daß sie aussehen solle.

1) Die Leute, die aus Feigheit mit dem Strome schwimmen, mögen sich gefälligst klar machen, daß die übliche Art, syrische Substantiva zu citieren, auf das Griechische übertragen, zur Folge haben würde, daß griechische Substantiva im Lexicon nur unter $\delta \eta \tau$ zu suchen wären, da $\delta \eta \tau\acute{o}$ vor jedem Substantivum als dessen Bestandtheil stehn müßte.

Da fliegen über Bord die Typen, welche GBickell in seinem Isaac, diejenigen, welche GHBernstein in seiner Chrestomathie, diejenigen, welche WWright in seinem „Iosua“ angewandt hat: Bickell und Wright gewis nur aus Noth, Bernstein augenscheinlich in beseligendem Vollgeföhle erlesenster Tugendhaftigkeit, wie sie etwa eine Schulvorsteherin des stylisierten Namens Choulcé jeden Morgen dem lieben Gotte als bei ihr vorhanden vorweist. Kein Syrer hat jemals so geschrieben, wie Bickell, Bernstein, Wright in den angeführten Büchern syrisch drucken: der verrückteste Syrer in seinen verrücktesten Stunden hat es nicht gethan. Das sind Stempelschneider-Phantasien. GHBernstein selbst schrieb die Schrift seiner Chrestomathie: gemacht 1829, a. a. O. iv.

Weiter fliegen über Bord die syrischen Typen, mit denen die Universität Marburg 1865 dem Marburger Professor der Theologie und der morgenländischen Sprachen Franz Dietrich ein Programm gedruckt hat. GHBernstein mußte ZDMG 10 549—561 dieses Buch des verstorbenen Marburger Professor Franz Dietrich¹⁾ besprechen, und hat dabei auch über diese syrischen Typen seine Meinung gesagt. Keine Sylbe ist da zu viel, weder in dem über Dietrich noch in dem über die syrischen Typen Dietrichs Geschriebenen. Aber zehn Jahre nach dieser bei FABrockhaus erschienenen Recension der ZDMG — Deutschland ist ein glückliches Land mit seinem treuen Festhalten an lieb gewordenem Alten — zehn Jahre nach dieser Recension druckte der Vorstand der DMG, Herausgeber der Zeitschrift, in der Bernstein so gerecht gescholten hatte, Bickells carmina nisibena bei FABrockhaus mit diesen so hart verurtheilten Typen: 1869 kaufte sich Herr Wagner in Innsbruck diesen burlesken, hier und da ankorrigierten, Unrath für des sehr ernsthaften GMoesinger Monumenta syriaca: 1876 mußte Bickell sein Qalilag und Damng mit ihnen unter „freudigem Danke“ dafür setzen, daß GHBernstein sein Werk nicht mehr zu Gesicht bekommen werde: und des Rabbiner ILevy chaldäisches Wörterbuch führt dieselben Grazien noch 1888 an die Luft der Bibliotheken.

Ueber die von dem Hause Teubner in Leipzig angefertigten syrischen Schriften berichtete 1853 GHBernstein in seiner Ausgabe der harklensischen Uebersetzung des Evangeliums Iohannes xxix xxx. Die Vorlagen für Teubners Stempelschneider hat der Schwede Otto Tullberg²⁾ geliefert, und zwar in höchst anerkennenswerther Weise. Etwas zu viel Stylisierung ist freilich vorhanden: der eigent-

1) PdeLagarde, Mittheilungen 1 61.

2) Ich will hier ein in den Symmicta 2 140 gemachtes Versehen berichtigen.

liche Mangel der Schrift, mit der ich ja selbst oft gedruckt habe, ist der, daß der Anschluß der einzelnen Zeichen an einander leicht versagt, ist weiter der, daß kein Punkt und kein Vokal angegossen ist, was zur Folge hat, daß stets eine eigene Zeile für die Vokale zu bezahlen ist (in der die Vokale übergeschlossen werden), und daß die übergeschlossenen Zeichen nur von sehr geübten Setzern genau angebracht werden können: Setzer, die im arabischen und syrischen Satze Vokale überschließen können, lassen sich ausnehmend hoch honorieren. Ich will aus Rücksicht den geforderten und in einzelnen Fällen wirklich gezahlten Preis nicht angeben.

Von Tullbergs Typen ist ein guter Vorrath (Bernstein a. a. O. xxx) nach Schweden, ein anderer nach Breslau gekommen. Wo Ersterer jetzt steckt, weiß ich nicht: der letztere sollte für den Druck von GHBernsteins syrischem Wörterbuche dienen, das sich späterhin als eine Niete erwiesen hat, so daß die verhältnismäßig große, von dem Minister von Raumer diesem Freunde des GORR Wiese für syrische Typen bewilligte Summe weggeworfen ist: ich würde das Geld besser fruchtbar gemacht haben: aber ich war ein „Subjekt“.

Als es sich darum handelte, den Thesaurus Syriacus des Herrn Robert Payne Smith in Verlag zu nehmen, haben die Delegates of the Oxford University Press natürlich die Nothwendigkeit eingesehen, die für dies Unternehmen nöthigen, nicht zu kleinen und nicht zu großen, ohne Sperrungen vokalisierbaren, mit anderen Schriften gut stehenden syrischen Typen zu beschaffen. Was sie beschafft haben, konnte gar nicht besser beschafft werden. Ich weiß aus den Akten natürlich nichts über die Sache: was ich vortrage, ruht auf selbstständig, durch den Augenschein, gewonnenem Wissen.

In Paris besitzt man syrische Typen, deren Herkunft im Jahre 1787 in der Vorrede zum ersten Bande der notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi de Guignes festgestellt hat. Ein französischer Staatsmann, Franz [discours hinter der unten citierten relation 16, Scialac in meinem Psalterium Iob Proverbia arabice 3] Savary de Brèves¹⁾, war unter Heinrich dem Vierten

Die Durchsicht alter Briefschaften, namentlich eines am 15 März 1853 geschriebenen Briefes, hat mich gelehrt, daß ich an den Londoner Handschriften des syrischen Hexaplatextes 1852 nicht allein deshalb vorübergegangen bin, weil sich nichts Vollständiges herstellen ließ, sondern hauptsächlich, weil OTullberg diese Handschriften schon abgeschrieben hatte. Ich habe diese Thatsache nachmals vergessen, und nach Tullbergs frühzeitig erfolgtem Tode hat meines Wissens Niemand je jener Abschriften gedacht.

1) Alles was ich über diesen mir höchst sympathischen Diplomaten weiß, weiß ich aus Relation des voyages de Monsievr de Breves faits en Hiervsalem,

Botschafter Frankreichs in Konstantinopel: er war ein hochgebildeter, warmherziger Mensch, der sich mit kühnen Plänen in Betreff des sogenannten Morgenlandes trug, Plänen wie sie Papst Gregor XIII (Ugo Buoncompagni aus Bologna) gehegt hatte, und wie sie später der 1605 auf den Stuhl Petri gestiegene Papst Paul der Fünfte (Camillo Borghese) hegte. Gregor XIII hatte in Rom die nachmals mediceische Druckerei zu errichten gestattet oder geholfen — ich weiß nicht genau genug Bescheid —, Savary de Brèves wünschte für Frankreich zu schaffen, wo möglich in verbesserter Gestalt zu schaffen, was italienischer Patriotismus und der Glaubenseifer der Päpste in Italien zu Stande gebracht hatte. Seine Punzen hieß er im Morgenlande schneiden (de Guignes xix), und daher rührt ihre Vorzüglichkeit. Das erste syrische Buch, das mit Savarys syrischen Typen gedruckt wurde, war der Psalter (1625), so schön ausgestattet, daß ich es noch heute mit Lust anschau. Mittelbar oder unmittelbar ist der zum Besten von PSmiths thesaurus syriacus in Arbeit gestellte Stempelschneider auf Savarys Typen zurückgegangen.

Ich habe die Oxforder Typen, die in Smiths Thesaurus verwendet werden, kaufen wollen, bin aber mit meinem Ansuchen abgewiesen worden. Die Lincei in Rom sind glücklicher gewesen

terre sainte [für ASocin interessant], Constantinople, Aegypte, Affrique, Barbarie, qu'aux Royaume de Tunis et Arger, qu'autres lieux. Ensemble un traicté fait entre le Roy Henry le Grand et l'Empereur des Turcs, en l'an 1604. Et trois discours des moyens et aduis pour aneantir l'Empire des Turcs. Le tout recueilli par S. D. C., Paris 1630 [klein Quart]. Jeder deutsch empfindende Mann wird mit Freuden lesen, in welcher wahrhaft vornehmen, alt-germanischen Weise dieser echt adlige Franz Savary de Brèves am 23 April 1618 sein Amt als Erzieher des Herzogs Gaston von Anjou dem Bruder des Erzogenen, dem Könige Ludwig XIII, zurückgab. Näheres in Le Clerc, vie de Richelieu³ (Amsterdam 1714) 1 107 108. Jener Prinz Gaston war bis 1615 der Frau von Montglas anvertraut gewesen, gouvernante des Enfants de France (ein entzückender, Deutsch nicht wiederzugebender Ausdruck, der beweist wie monarchisch [nicht byzantinisch] wirkliche Franzosen denken): er gieng, nachdem der allmächtige Herzog von Luynes des Franz de Brèves alt-vornehme Tüchtigkeit unbequem gefunden hatte, in die Obhut eines Grafen du Lude über, bei dem der Herzog von Luynes einst Bedienter gewesen war. Ich verdanke de Guignes die Kenntnis der beiden angeführten Bücher, de Guignes Aufsatz selbst habe ich schon als Student durch IGEichhorns allgemeine Bibliothek der biblischen Litteratur 2 377—410 kennen gelernt. Ich wollte recht, ich könnte auch einmal einem Zeitgenossen dankbar sein. Des Franz de Brèves einfaches Wappen sieht man auf der letzten Seite von Scialacs Psalter, Romae Ex Typographia Sauariana, 1614, den ich in meiner für Niemanden und für Nichts gearbeiteten oben citierten Ausgabe (1876) ♪ genannt habe.

als ich, denn in ihren Schriften wird das neue Oxforder Syrisch verwendet. Die Gründe für dies Messen mit zweierlei Maß zu erfragen, ist weit unter meiner Würde. Ich mußte mir schließlich auch gestehn, daß für meine zwei Quartbände füllende Bibliotheca Syriaca die von mir gewünschte neue Oxforder Syrisch zu klein, und daß das Ueberschließen der nöthigen Vokale nicht angenehm sein, jedenfalls zu den oben angegebenen Unannehmlichkeiten führen werde.

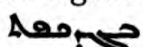


Ich habe, nachdem ich in Oxford wenig artig abgewiesen worden war, Herrn Iohannes Baensch, den Besitzer des bekannten Hauses Drugulin in Leipzig, dafür gewonnen, nach dem unter IASdeSacys Oberleitung zu Paris gedruckten karschunischen neuen Testamente — denn die Pariser Staatsdruckerei darf nichts verkaufen — neue syrische Typen zu schneiden.

Ich legte Gewicht auf folgende Punkte:

1. Die Typen müssen der Vorlage so ähnlich wie möglich, verwechselbare müssen möglichst charakteristisch geschnitten sein:
2. sie müssen die Vokale und Seyâmîn angegossen haben.
3. Es ist die äußerste Sorgfalt darauf zu verwenden, daß der Anschluß des Einen Konsonanten an den Anderen so eng wie möglich sei, und daß der Buchstab ganz im Fleische liege.

Anderthalb Jahre hat die Arbeit gedauert: Herr Baensch wird mir das Zeugnis geben, daß ich mich redlich bemüht habe, ihm zu helfen, wie ich ihm für sein unermüdliches Entgegenkommen herzlich zu danken habe.

Ich habe allerdings, da ich zunächst für meine Bibliotheca Syriaca zu sorgen hatte, auf Vorzüge verzichtet, deren Fehlen mir ohne Frage von meinen hochverehrten Fachgenossen in der sie auszeichnenden Güte und Demuth irgendwo vorgerückt werden wird.

Es gibt nemlich an den  keine Unterscheidung von  und .

es gibt nur griechische Vokalzeichen.

Dem erstgenannten Mangel ist durch Setzung der Vokale nicht durchgängig, aber wenigstens einigermaßen abzuhelfen: auch steht es ja den das große Wort führenden Semitisten frei, endlich einmal auch ihrerseits Mühe und Geld für ihr Fach aufzuwenden.

Punkt vokale würden dem Abbrechen, auch wann sie angegossen gewesen wären, in sehr viel höherem Grade ausgesetzt sein, als die griechischen Zeichen. Ich habe genügende Erfahrung im Drucken, um dies mit voller Bestimmtheit sagen zu dürfen: ich habe allerdings auch genügende Menschenkenntnis, um zu wissen, daß, da es im Drucke nicht angehn mag, auf Orientalistenversammlungen und in Vorlesungen wegen meiner griechischen

dieser Evangelien war lange vor dem Oktober 1852 schon S Lee mitgetheilt worden: meine *Symmicta* 2 139.

Herr JPN Land versichert ZDMG 16 263, vom siebenten Jahrhunderte an bemerke man in den syrischen »Buchstaben einen Uebergang zum Perpendicularen und Dicken«, und fährt fort »(Curetons Estrangelo-Typen ahmen diese Züge einigermaßen nach); auch die Regelmäßigkeit leidet; man sieht, daß das Estrangelo mehr gezeichnet als geschrieben wird«. Man überlege was ich eben über Add. 14640 als Vorbild von Curetons Estrangelo gesagt, und bedenke mit den Typen und jenem Codex in der Hand die Worte »einigermaßen« und »Regelmäßigkeit«.

Die zweite Estrangelo ist eine Verkleinerung der ersten, zu oder für Oxford gemacht, um den Cyrill des Herrn P Smith zu drucken. Herr Smith spricht in der Vorrede zu diesem Cyrill vij von dieser Schrift, die er in seinem klassischen Latein »alter typorum fons, mole minori, pari pulchritudine« heißt. Solch *fons* ist dem DuCange so unbekannt wie dem Cicero: da im Englischen fount *fons* und eine Ableitung von *fundere* zusammenlaufen, hat der Lexikograph fount *Guß* durch fons = fount *Quelle* übersetzt. Mit dieser zweiten Estrangelo ist mein Titus und mein Clemens gesetzt: sie scheint in Leipzig nachgeschnitten worden zu sein.

Das dritte zur Zeit vorhandene Estrangelo ist Mein Werk. Ich hieß von mir sorgsam ausgewählte Buchstaben aus dem andern Theile der pariser Handschrift Saint-Germain 38 durchpausen. Aus dieser Handschrift, weil ich, als das Werk begonnen wurde, keine andere brauchbare zur Verfügung hatte. Ich hieß durchpausen, weil meine plumpen Finger nicht zeichnen können. Der Mann, der für mich arbeitete, ein Herr Erbe, war Decorationmaler bei irgend einem Theater. Seine Kleider, die aus nicht sehr lebensfrischem Tuche bestanden, und sein verhungertes Leib bewiesen, daß er die Gunst der Welt nicht genoß, also auch ein großer Künstler nicht war: aber ich wußte, als ich ihn dang, nicht, daß nachmals Herr von Auer den meinem Zeichner zu zahlenden (herzlich geringen) Lohn auf die Kasse der Wiener Staatsdruckerei übernehmen werde, und hatte daher nur mit meinem eigenen Finanzminister zu überlegen, wen ich anstellen könne. Schlecht hat Erbe seine Sache nicht gemacht. Erbes Pausen hat Aloys von Auer 1854 in Wien schneiden heißen.

Das Wiener Estrangelo (von 1854/56) hat verschiedene Beurtheilungen erfahren.

Durch tiefes Schweigen strafte es the Very Rev. Robert Payne Smith »festo Lucae« 1858 in der Vorrede zu seinem Cyrill.

1862 schrieb Herr JPNLand in seinen *Anecdota Syriaca* 1 99: *Officinae Imperiali Austriacae alphabetum majusculum praescripsisse dicitur v. d. de Lagarde; quem tamen optimae notae philologum characteres tam egregiae et exquisitae deformitatis quales in ejus Reliquiis Juris Ecclesiastici apparent, ipsum delineasse vix credo.*

Herr Land lobt unmittelbar darauf Curetons beide Estrangelo, die wir oben ihn tadeln hörten, und weiß nicht, daß meine Typen unmittelbare Durchzeichnungen aus dem neunten Jahrhunderte stammender Originale wiedergeben: dabei hat er über syrische Palaeographie ex professo gehandelt.

Im LCB 1871, 1016 urtheilte ein Anonymus von den mit meinem Estrangelo gesetzten *Inedita Syriaca* des Herrn Akademiker Sachau:

die Hof- und Staatsdruckerei zu Wien hat für eine glänzende Ausstattung Sorge getragen, und ZDMG 25 287 schrieb ein „alter Freund“ (Grammatik vom Jahre 1880) des Herrn Land, Herr Noeldeke¹⁾:

Die Ausstattung des verdienstvollen Werkes ist sehr gut; der Druck ist mit den von Lagarde besorgten Estrangelä-Typen . . . gemacht, die mir allerdings nicht ganz so gut gefallen wie die etwas eleganteren Londoner, vielleicht aber den Character der Handschriften noch treuer wiedergeben.

Endlich in der *Academy* 1872, 118² Herr PMartin in Paris: *The Syriac is beautifully printed.*

Allerdings nimmt sich dies mein Estrangelo auf dem (nicht von mir selbst ausgewählten) groben Papiere meiner »*Reliquiae*« und dem der »aramäischen Pflanzennamen« Loews nicht so gut aus wie auf dem modernen Stoffe Sachaus und Amiauds.

Es lag mir am Herzen zu zeigen, daß was den nach mir benannten Estrangelotypen an Tadel wie an Lob gespendet wird, mich selbst gar nicht trifft, da diese Typen die unstylisierte Wiedergabe der Buchstaben einer noch heute in Paris vorhandenen Handschrift des neunten Jahrhunderts sind.

Um mancherlei Leuten Anfragen zu ersparen, bemerke ich, daß die neuen syrischen Typen der akademischen Druckerei zu Goettingen, sowohl die für den Text als die für die Anmerkungen bestimmten, nur für mich da sind. Ich werde nicht einmal einzelne

1) Es wird sich empfehlen, mit den beiden oben angeführten Recensionen zu vergleichen, was GHoffmann (Kiel) GGA 1871, 1201—1236 über das in Rede stehende Buch auseinandergesetzt hat. Die *Inedita* Sachaus werden in meine *Bibliotheca Syriaca* aufgenommen werden.

Buchstaben derselben Anderen überlassen: man mag sich mit dem Materiale begnügen, das IDMichaelis hat anschaffen heißen, das HEwald und EBertheau so lange Jahre hindurch für ausreichend gut gehalten haben: dies Material dürfte von AGutbier in Hamburg herrühren, also rund 220 Jahre alt sein. Jene Weigerung meine Typen von Andern benutzen zu lassen, beruht auf verschiedenen Gründen. Den ersten dieser Gründe, meine Erlebnisse, bin ich bereit anderswo mit der ganzen Grobheit, mit der allein er dargelegt werden kann, darzulegen: an dieser Stelle muß ich über ihn schweigen. Mein zweiter Grund ist der Wunsch, das Leihbibliothekssystem, das die Studierten Deutschlands öffentlichen und privaten Büchersammlungen gegenüber in so schmachvoller Weise durchzuführen sich nicht schämen, nicht noch auf Druckermaterialien übertragen zu helfen. Drittens hat das Haus Drugulin den Anspruch darauf, daß seine mit großer Mühe und vielen Kosten hergestellten neuen syrischen Typen ihm selbst abgekauft, nicht ohne daß das anfertigende Haus Nutzen davon hat, Jemandem, der sie ihm abgekauft, abgeborgt werden.

13.

 Psalm *) 16, 4¹.

מִהָרִי מ.

מִהָרִי ΣΘ [§?].

הַמִּירִי Aquila nach Field: auch אִיִּי wäre ἐνάκωσαν.

הַמִּירִי FBaethgen Jahrbücher für protestantische Theologie 8 603: HGraetz Commentar 200. Auf Umwegen kommen, ohne Aenderung des Textes, auch Ausleger niederen Ranges auf denselben Sinn, den Baethgen und Graetz durch Conjectur zu Stande gebracht haben. Graetz ändert אָחַר in אֲחֵרִים >die andere Götter eingetauscht haben<. Baethgen und Graetz verstehn kein Hebräisch.

*) In Betreff meiner Psalmenstudien verweise ich auf Mittheilungen 2 375 Agathangelus 157^r. Der Corrector des Sinaiticus trägt überall die Lesarten Einer Recension in den einer anderen Recension angehörenden Text seines Codex ein: ich weiß seit 16 Jahren Bescheid: da ich der gemeinen Vernachlässigung und Verleugnung meiner Studien gegenüber schwerlich mit meiner im Drucke längst begonnenen großen LXXausgabe werde fortfahren können, gedenke ich in einer akademischen Abhandlung den Unterschied von S und S^c, vielleicht nur an Einem Buche, auseinanderzusetzen.

הַמִּיר findet sich

- Levit. 27, 10 יְמִיר אֶתֹו טֹב בְּרַע אֹו רַע בְּטֹב
 » » הַמִּיר יְמִיר בְּהֵמָה בְּהֵמָה
 » 27, 33 יְמִירָנָה
 » » הַמִּיר יְמִירָנָה
 Osee 4, 7 כְּבָדִם בְּקִלּוֹן אָמִיר
 Michaeas 2, 4 חֶלֶק עַמִּי יְמִיר
 Ieremias 2, 11 הַהִימִיר גּוֹי אֱלֹהִים
 » » הַמִּיר כְּבָדוֹ בְּלֹא יוֹעִיל
 Ezechiel 48, 14 יְמִיר
 Psalm 15, 4 יְמִיר
 » 46, 3 בְּהִמִיר אֶרֶץ
 » 106, 20 וַיְמִירוּ אֶת־כְּבָדָם בְּחַבְנִית שׁוֹר

Aus Osee 4, 7 Levit 27, 10 (bis) Ieremias 2, 11 Psalm 106, 20 wird man lernen, daß das was man besitzt, in der Phrase im Accusativus steht, das wofür man es weggibt, mit בְּ benannt wird. Der Sinn, den Baethgen und Graetz hier haben wollen, wäre in wirklichem Hebräisch durch הַמִּירוּ אֶת־יְהוָה בְּאֱלֹהִים אֲחֵרִים auszudrücken gewesen, kürzer durch הַמִּירוּהוּ בְּאֲחֵר הַמִּירוּהוּ.

14.

Ἐφὸλκιον in Arabien.

Zu meinem großen Leidwesen habe ich, als ich in der Anmerkung Mittheilungen 2 356 die für mich auf der Hand liegende »Entdeckung« veröffentlichte [gegen Herrn SFränkel, die aramaeischen Lehnwörter im Arabischen 212], daß فلك aus *ἐφὸλκιον* entstanden ist, nicht gewußt, daß schon IHalévy in des Herrn Bezold anderer Zeitschrift 2 401 bei فلك an *ἐφὸλκιον* gedacht, aber die Vokabeln für identisch zu halten abgelehnt hatte. Ich eile, meinen am 30 Juli 1888 zufällig bemerkten Fehler wieder gut zu machen. Natürlich habe ich die Gleichung ohne Halévys Hülfe finden können und gefunden.

15.

Psalm 83

ist das Gedicht, aus dem Psalm 1 und 2, die Vorrede zum Psalter,

geflossen sind¹⁾. Jene Vorrede konnte nicht aus Psalm 83 gearbeitet werden, wenn nicht die im Psalm 83 geschilderte Lage der Dinge in Wesentlichen der zur Zeit der Vorrede bestehenden analog gewesen wäre. Ich setze Psalm 83 in die Zeit Iosaphats.

Psalm 83 nennt als *alte* Feinde Israels

10^a Madian = Iudices 6:

10^b Sisara und Iabin aus Asor = Iudices 4 5:

11^a nach Graetzens [483] schöner Besserung עֵינֵי הַרְדִּים = Iudices 7, 1:

12^a Oreb und Zeb = Iudices 8, 3:

12^b Zebec und Salmana = Iudices 8, 5.

Es folgt daraus, daß nur Chananaeer und Madianiter genannt werden, daß wir vor der Zeit der Assyrier und Babylonier stehn. Die Genannten vertreten die ältere Ablehnung Israels als Israel: Philistäer und ähnliche Leute giengen in der Vorzeit nach der Auffassung des Psalmisten nicht darauf aus, Israel zu beseitigen, sondern hatten mit Israel einen Span, wie das unter Nachbarn vorkommt. Natürlich, denn Israel nahm den oben genannten ihr Land, während Philistää usw. von den *λησταῖς* unbehelligt blieb. Die Reihenfolge des Buches der Richter wird vom Psalmisten nicht genau eingehalten, oder war ihm eine andere: die Thatsachen sind dort und hier dieselben.

16.

Psalm 84, 8 מִחֵל אֶל הַיָּל 8

Psalm 69, 28 הִנֵּה עֵינַי עַל עֲוֹנֹם. † Iob 16, 14 חָקוֹה עַל אַפְי חָקוֹה. † Esther 213, 29 [Lgde] עָקָא עַל עָקָא וְחָבְרָא עַל חָבְרָא. Koran 2, 84 بالوا بغضب على غضب. Nâbiga 1, 4 نعمة بعد نعمة. Mutanabbi Lied 15, 1 Wâhidî أرق على أرق. Tausend und Eine Nacht (Bûlâq²) 2 128, 8 كلمة بكلمة. Ebenda 3 182, 29 ازداد نارا على نار. Muḥîṭ al Muḥîṭ 2 1460¹ unten المطيبة طيبا بعد طيب. Ioh. 1, 16 ἐλάβομεν χάριν ἀντὶ χάριτος. Basilius Frobens² 229, 3 μυσία παθόντες ἐπὶ μυσίοις. Derselbe 565, 43 πλάνους ἐκ πλάνων. Derselbe 308, 51 προσδέχου θλίψιν ἐπὶ θλίψει, ἐλπίδα ἐπὶ ἐλπίδι, ἔτι μικρόν, ἔτι μικρόν. aus Isaias 28, 13. Derselbe 325, 33 ἄλλος ἐπ' ἄλλω. Derselbe 347, Brief 106 ταῖς ὑβρεσιν ὑβρεις προσεξευρίσκατε. Πόνος πόνω πόνου φέρει Sophocles Ajax 866, der Wahrspruch meines Lebens.

1) Mein Specimen psalterii graeci (Weihnachten 1886) ist, obwohl die Recensionsexemplare durch meinen Verleger sofort nach Erscheinen versandt sind, von LCB und BALZ bis heute (24. 10. 1888) geflissentlich totgeschwiegen worden. Oben 83, 28.

17.

Die Promotionen zum Doctor der Philosophie
betreffend.

Ich finde bedenklich, viele Leute zu veranlassen gradus academicos anzunehmen, vielmehr sollte ich glauben, es würde die Goettingsche Akademie mehr für Andere distinguieren, wenn man die Doktorwürde auf selbiger keinen als wohlverdienten Leuten mittheilte, als wenn daselbst viele promotiones geschehen, mithin viele Stümper honores academicos erlangen.

*GA v. Münchhausen, bei PdeLagarde, deutsche Schriften
(Gesamtausgabe letzter Hand) 254.*

Man wird gegen das Schlechte und Mittelmäßige stets nie despotisch genug verfahren können.

Jacob Grimm an Wilhelm Grimm 2 April 1805.

Ueber die in den philosophischen Fakultäten Deutschlands üblichen Promotionen habe ich mich in meinen deutschen Schriften, deren Gesamtausgabe 247—255 man einsehen wolle, schon vor Jahren mit der Unumwundenheit ausgesprochen, die jeder ernsthafte und die Sachen kennende Mann diesen Promotionen gegenüber für geboten erachten wird. Ich habe einen triftigen Grund, das vormals Auseinandergesetzte jetzt zu wiederholen, zu ergänzen, genauer zu formulieren.

1

Wer darf promoviert werden?

Die Geschichte lehrt, daß ursprünglich ein Doctor oder Magister ein Doctor oder Magister legens war, das heißt, daß wer promoviert wurde, die Befugnis zugesprochen erhielt, akademische Vorlesungen zu halten.

Ich wüßte nicht, daß später irgendwo der Begriff Doctor so bestimmt worden wäre, daß die Bestimmung allgemeinen Beifall oder gar Rechtskraft erlangt hätte.

Darum finde ich mich befugt, meines Theils bei jener alten Anschauung zu beharren, und sie als die auch heute noch anzuerkennende und zu befolgende anzusehen. Wobei es sich von selbst versteht, daß akademische Vorlesungen 1886 etwas Anderes sind als das, was sie 1486, 1586, 1686, 1786 waren.

Fakultäten, die Doctoren ernennen, sollten wohl eigentlich genau wissen, was sie unter einem »Doctor« verstehn. Wenn sie den Sinn unserer Alten mit dem Titel Doctor nicht verbinden,

sollen sie hiermit aufgefordert sein, anzugeben, welcher andere Sinn der Ihre ist.

Wohlverstanden: Doppelsinnigkeit gilt nicht. Ein Doctor ist stets Ein und Dasselbe. Vielleicht ein Geschöpf, von dem 67 Stück auf das Dutzend gehn, ein Geschöpf, das erwerbelustigen Kapitalisten durch seinen Titel nachweist, daß es irgendwelche gut verkäufliche Chemikalien zu verfertigen versteht, das der Köchin seiner Frau, und, wann die Frau seiner werth ist, der Frau selbst, in dem hehren Lichte des wissenschaftlich gebildeten Mannes höherer Art erscheint, das im Städtchen als Orakel des Freisinns oder des als Conservativismus angestrichenen Bediententhumes dienen soll: vielleicht ein Mann, dem eine Körperschaft hoch gebildeter Gelehrter nach reiflicher Prüfung das Zeugnis ertheilt hat, daß er eine bestimmte Wissenschaft gründlich genug beherrscht, um sie lehren zu dürfen.

2

Wann darf Jemand promoviert werden?

Das Erste was hier in Erwägung gezogen werden muß, ist der Zustand unseres höheren Unterrichtswesens. Es fragt sich, ob unsere »Gymnasien« und »Realgymnasien«, deren formell von uns anzuerkennenden Abgangszeugnisse bisher eine der Grundlagen unseres Handelns gewesen, Anstalten sind, die unseren Studenten die für Universitätsstudien und durch sie die für unsere Promotionen nöthige Vorbildung gewähren. Es wird sich dabei um die Regel, nicht um die Ausnahmen handeln.

§ Daß das höhere Unterrichtswesen Preußens gerichtet ist, folgt daraus, daß der Mann, der die Schuld an seinem grenzenlosen Verfall trägt, der wirkliche geheime Ober-Regierungsrath Wiese, ihm den Rücken gekehrt: was es taugen konnte, ergibt sich daraus, daß dieser Herr Wiese es über dreißig Jahre in seiner Weise geleitet hat.

In der Vorrede zu dem zu Anfang 1884 erschienenen Buche »pädagogische Ideale und Proteste« hat Herr Wiese folgende Sätze drucken heißen:

Dabei würde es mir aber nicht unerwartet kommen, wenn der Grundgedanke der Schrift hie und da eine Verwunderung hervorriefe, daß ich denselben nicht in meiner eigenen Theilnahme an der Schulverwaltung entschiedener zur Geltung gebracht. Hier kann ich darüber nur sagen, daß meine in gegenwärtigem Votum dargelegte principielle Auffassung der betreffenden Verhältnisse im Wesentlichen dieselbe geblieben ist, und sich im Fortgange meiner Schul- und Verwaltungsthätigkeit immer mehr

befestigt hat, auch wo und soweit es möglich war, bethätigt worden ist. Heinrich Thiersch sprach vor zwanzig Jahren in der Biographie seines Vaters ein Befremden darüber aus, daß in Preußen die Ueberladung der Jugend in den Gymnasien fort-dauere, während ich doch, wie er wisse, die richtige Einsicht besitze. Er kannte die Grenzen der amtlichen Befugnis des Einzelnen innerhalb der Dienstpragmatik nicht, und ebensowenig die Kraft des Widerstandes, welchen das feste Gefüge eines Staats wie der unsrige, und die strenge Logik der preußischen Ordnung dem subjectiven Dafürhalten entgegenstellt. Und ist etwa mit Liberalität in der Auffassung des Erziehungs- und Unterrichtswesens Pflichttreue und der Ernst der Amtsführung unvereinbar, welcher im Bereiche ihrer Verantwortlichkeit auf Sorgfalt, Genauigkeit und auf ein Zusammennehmen der Kräfte hält?

Die letzte Periode dieser Auseinandersetzung ist wohl von vorne herein auf etwas Anderes angelegt als das Verstandenwerden: in dem diesen absichtlich unverständlichen Sätzen vorhergehenden Theile des ausgehobenen Stückes wird erstens zugegeben, daß der Zustand des preußischen höheren Unterrichtswesens dem dasselbe einst leitenden Beamten nicht gefällt, wird zweitens mit einer Unverfrorenheit sonder Gleichen von einem Rathe erster Klasse frank und frei das *video meliora proboque, deteriora sequor* bekannt: wie die Sachen unter einem solchen Manne und den Ministern, die ihn mehr oder weniger frei haben gewähren lassen, gefahren sind, wird sich jeder ideal Gesinnte sagen. Ich glaube nicht, daß dieser sich jetzt als einflußlos darstellende Herr Wiese auf die stets nicht als Sachverständige, sondern aus politischen Gründen gewählten, und darum mindestens zunächst auf ihre Decernenten angewiesenen Unterrichtsminister nicht hätte wirken können. Im Anfange unseres Jahrhunderts haben Boyen, Scharnhorst, Stein, Niebuhr das »feste Gefüge« des weiland preußischen Staates umzuwerfen und umzubauen sehr wohl vermocht: in seinen »Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen« 1 202 gibt Herr Wiese selbst zu, daß er eine Stelle inne gehabt, »von der eine leitende Wirksamkeit ausgehn muß«. Geglaubt hat an Herrn Wiese, als ich 1866 aus meinem Schulamte ausschied, von allen besseren Collegen kein Einziger: der Mann zwang den Gutwilligsten das Mistrauen gegen seine Person in das Herz: das hat sich damals Niemand von uns träumen lassen, daß Herr Wiese noch einmal in öffentlichem Drucke selbst über sich in der eben angezogenen Weise den Stab brechen werde. Man hat in der sogenannten Conflicts-

zeit Wiese, der damals auf der Höhe seiner Macht stand, vielfach mit dem nachmaligen Feldmarschall Freiherrn von Manteuffel verglichen: ich untersuche nicht, mit welchem Rechte, obwohl ich den Feldmarschall für einen Romantiker, Herrn Wiese für das Gegentheil eines solchen, also für gar keinen Deutschen halte: das Eine weiß ich, daß Manteuffel als Leiter des Militärkabinetts Alles gethan hat, das preußische Heer für 1864, 1866 und 1870 mit jungen und zuverlässigen Offizieren zu versehen, und daß in allen den Fällen, über die meine Freunde und ich ein eigenes Urtheil besaßen, an allen von Herrn Wiese in verantwortungsvollere Stellen gebrachten Schulmännern irgend ein — mehr oder weniger schwer wiegendes — Aber, in ihnen niemals das war, was Goethe das Anonyme im Menschen genannt hat, und was die *conditio sine qua non* eines Schulmanns wie eines Schulrectors und Schulraths ist, daß vielmehr jenes X der brauchbaren Lehrer dem Herrn Wiese als ein Aber wog. Herr Wiese hat den Director-Modèle, den Schulrath-Modèle geschaffen: an der Durchführung seines Modells ist jetzt ganz Deutschland krank.

§ Ich habe zu Ostern 1878 eine 1886 in der Gesamtausgabe meiner deutschen Schriften 219 wiederholte Liste von Aufsatzthemen absonderlicher Art veröffentlicht: 1886 hat, natürlich ohne mich zu nennen, auch Herr Wiese in seinem Buche »Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen« 2 193—195 eine gleiche Liste zum Besten gegeben. Da die Themen der deutschen Aufsätze in den Programmen abgedruckt zu werden pflegen, war Herr Wiese schon als er sich im Amte befand, über den von mir gerügten Misstand unterrichtet, und nicht allein durchaus in der Lage, sondern dienstlich verbunden, ihn abzustellen: kein »festes Gefüge« des Staats, keine »Dienstpragmatik«, keine »Logik der preußischen Ordnung« hinderte ihn daran. Mich aber hindert nichts auf der Welt, zu erklären, daß allein die in den Programmen mitgetheilten Aufsatzthemen zu der Anschauung zwingen, daß die meisten Lehrer des Deutschen und die diese Lehrer nicht beseitigenden Directoren ihren Beruf verfehlt haben, daß ein Schulwesen, in dem solche Themen, wie die von Wiese und mir angegebenen gestellt werden dürfen, eine Pest für die Nation ist. Karl Hillebrand hat (Zeiten, Völker und Menschen 6 393) meiner 1878 ausgesprochenen scharfen Verurtheilung dieser Art zu unterrichten beigestimmt. ¹⁾

1) Ich wiederhole zunächst, was der Herr Rath erster Klasse Wiese vorgelegt hat.

Für Quinta: Was denken oder empfinden wir, wenn wir ein Vogelnest be-

§ Wie ein Einwohner des Berliner Mühlendamms vom Verkaufe alter Hosen zur Gründung einer Sodawasserfabrik fort-

trachten? Wodurch macht sich der Gymnasiast beliebt? Bescheidenheit, der Jugend schönste Zier.

Für Tertia einer Realschule: Charakteristik eines Geschäftsmannes, der sich nach Erholung sehnt. Ein Vetter condolirt dem andern über den Tod seines Vaters. Carl tröstet seinen Bruder, der durch Verleumdung seine Stelle verloren hat.

Für Tertia [eines Gymnasiums?]: Mit welchen Entschlüssen trete ich in meine neue Klasse? Schillers Worte des Wahns aus Goethes Faust zu erläutern. Die Tugend übt sich schlecht im Glück. Hat Schillers Cassandra Recht: Nur der Irrthum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod?

Für Sekunda: Lob der Mäßigkeit. Frömmigkeit ist dem Jünglinge heilsam. Warum ist uns der Besuch der Wirthshäuser untersagt? Der hohe Werth eines tugendhaften Lebens. Niemals arte aus deiner Natur. Warum soll der Schüler noch nicht politische Zeitungen lesen? Woran erkennt der Jüngling schlechte Bücher? Ohne Leichtsinn läßt sich das Leben nicht ertragen. Wie unsicher es ist, die Sinnesart eines Menschen aus seinem Bezeigen im berauschten Zustande zu erkennen.

Für Prima: Lerne bei Zeiten deine Freiheitsliebe beschränken. Darf einem Jüngling bei pflichtmäßiger Thätigkeit um sein Fortkommen bange sein? Mein Wahlspruch sei: Vergnügen ohne Reue. Vor welchen Gefahren des akademischen Lebens kann sich der Jüngling schon vorher schützen? Gebiert der Genius die Zeit, oder diese ihn? Akademische Rede über die materialistischen Verirrungen der Naturforscher. Lessing, Klopstock, Goethe in ihrem verschiedenen Verhältnis zur Antike.

Für Prima? Vergleichung von Goethes Faust und Byrons Manfred. Wer verdankt dem Andern mehr, Lichtenberg oder Hogarth? Welchen Fortschritt hat der Lisettentypus in Lessings Francisca gemacht? Die Tugend ist unabhängig von Glaubensmeinungen. Autoritätsglaube kann und darf dem menschlichen Geist nicht genügen. Warum findet sich in jeder Religion so viel Aberglaube? Was sind die Seelen vieler Weiber? nur Kammerfrauen ihrer Leiber. Ueber Reinheit der Ehen als Grund der Staatswohlfahrt. Vertheidigung der Frauen gegen den Vorwurf der Neugier und Schwatzhaftigkeit. Würdigung Lessings. Wie ergänzen sich Schiller und Goethe? Ueber Goethes Tasso. Welche Freuden verschafft dem Gymnasiasten seine Berufsstellung? Warum soll der Deutsche auf seinen Namen stolz sein? Ueber die böse Sitte der Unterschleife mit besonderer Berücksichtigung des studierenden Jünglings. Auch Dornen haben Königskronen. Ueber die Bedeutung von Schillers Wallensteins Lager. Vergleichung zwischen den Priestern der Wissenschaft und denen des Handelsstandes.

Abiturienten: die Arche Noä [so! pfui] ein Bild der christlichen Kirche.

Soweit Herr Wiese: ich heiße nun meine eigene, aus den Programmen der Berliner Schulen getroffene Auswahl hier wiederholen.

Unter welchen Verhältnissen erwuchs bei den Griechen der Heldengesang? Einwirkung der Reformation auf die deutsche Litteratur. Vergleichende Charakteristik der Griechen und Römer. Ueber den Humor und seine Berechtigung in der Dichtkunst. Ueber den Einfluß großer nationaler Erhebungen auf das geistige und sittliche Wohl eines Volkes. Bedeutung der Litteratur unsres Volks

schreitet, danach Putzfedern anfertigt, eine Hemdenklinik, ein Messingwerk oder einen Poudretteverschleiß leitet, Zeitungshändler, Reptil, geheimer Agent, und schließlich, wenn das Glück gut ist, irgendwo vortragender Rath wird, so wandelt, wer eine deutsche höhere Schule besucht — ich habe aus der Zeit meines Dekanats Ein* Abiturientenzeugnis abschriftlich aufbewahrt —, über eine achtungsgebietende Reihe von »Wissenschaften und Fertigkeiten« zum Ziele, dem Hafen des Fuchsemesters. Man verzapft dem jungen Menschen auf der Schule: »Religionskenntnisse, deutsche Sprache, deutsche Litteraturgeschichte, lateinische Sprache, griechische Sprache, französische Sprache, englische Sprache, Geographie, Geschichte, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Physik, Chemie, Planimetrie mit Stereometrie, Trigonometrie und analytische Geometrie, Algebra, Zahlenrechnen, Zeichnen, Gesang und Turnen«. Ich habe selbst erlebt, daß Knaben, nachdem sie um 8 Uhr an der Geschichte von Abrahams mit Kalbsbraten und Kuchen bewirtheten himmlischen Gästen und der ethisierenden Deutung dieser Geschichte im Briefe an die Hebräer 13, 2 sich erbaut hatten, um 9 Uhr mit dem aus dem Berliner Thiergarten in natura beigebrachten *Simocephalus vetulus*, zu deutsch, dem ungeschwänzten zackigen Wasserfloh, beschäftigt wurden, um zu lernen, daß die äußere Kante des PostAbdomens dieser freundlichen Thierart unmittelbar

und ihrer Kenntnis für unsere Bildung. Ueber den sittlichen Gehalt der mythologischen Vorstellungen der Germanen. Welche Gründe verhinderten im Zeitalter der Reformation eine Blüthe unserer Litteratur? Ueber die segensreichen Folgen der Reformation. Verdienste des Hauses Tudor um die Wohlfahrt und die Bildung des englischen Volks. Weltgeschichte Gottesgeschichte (für Untersekundaner einer Realschule). Welches waren die Ursachen des Verfalls des weströmischen Reiches? (desgleichen). Wodurch ist die Königsmacht in Deutschland geschwächt worden? Was ist der Inhalt der Geschichte, und durch welche Thaten des Menschengeschlechts hat sich bis jetzt jeder Fortschritt in Kultur und Humanität vollendet? Ueber die Vorstellung der verschiedenen Völker des Alterthums und der neueren Zeit vom Eide. Ueber die kunstreiche Anlage der Odyssee. Ueber den Einfluß des Schicksals auf die Sittlichkeit. Ueber Völkerwanderungen. Ueber das höchste Moralprincip. Ueber den Begriff der Praedestination. Kann das Böse in der künstlerischen Darstellung den Eindruck des Schönen machen?

Hierzu kann ich noch Eines fügen, welches ich in den Heften der von mir 1854 in der alten Geschichte und im Deutschen unterrichteten Obersekundaner des Werderschen Gymnasiums bearbeitet gefunden habe: In wie weit ist die Entwicklung der römischen Verfassung eine korrekte gewesen, und in wie weit ist sie im Stande, für die Entwicklung moderner Verfassungen als Muster zu dienen?

Ich empfehle den fliegenden Blättern den Gegenstand: je ärger ein Unterrichtswesen, das solchen Unfug duldet, an den Pranger gestellt wird, desto besser wird es für Deutschland sein.

hinter der, jederseits mit einer Zahnreihe versehenen Aftergegend eine tiefe Ausrandung zeigt: ich habe erlebt, daß dieselben Knaben danach um 10 Uhr den Bürgereid der alten Athener, Anakreons *μακαρίζομέν σε τρίτιξ* oder des Solon und Tyrtaeus Elegien lernten, um von Eilf bis Zwölf mit irgend welchem Congruenzsatze ihren Vormittag zu schließen, einem Congruenzsatze, der nie gieng, wann ich als Ordinarius bei der Versetzungsprüfung statt der üblichen Buchstaben ABC etwa FED zu wählen mich unterstand. Vielleicht war statt des ungeschwänzten Wasserflohs *Capsella bursa pastoris* oder *Senecio* oder *Leontodon taraxacum* vorgewiesen worden, ohne daß die hellen jungen Augen daran hätten sehen, ohne daß die eigentlich nie verlegenen Mäuler meiner Berliner Jungen das Gezeigte hätten beschreiben lernen. Abwechslung muß sein, sagte der Teufel: da fraß er die Buttermilch mit der Mistgabel. Ich habe in meinen deutschen Schriften das, was auf den Schulen außer den Sprachen und der Mathematik gelernt werden muß, als Heimathskunde, als Orientierung in einer Heimath, bezeichnet, und gemeint, durch diesen Namen den Gesichtspunkt anzugeben, von dem aus das Vielerlei unserer modernen Schulen in Ein Bild gefaßt werden könne: wobei hervorgehoben wurde, daß eines Richters, eines Geistlichen, eines Arztes oder Verwaltungsbeamten Heimath anders aussehe als die eines Schneiders oder Materialwaarenhändlers. Ich folgerte, daß es verschiedene, streng von einander geschiedene Schulen geben müsse, weil es verschiedene Arten der Bildung, des Gebildetseins, gebe. So lange diese meine Ansichten nicht in Thaten der Verwaltung umgesetzt sein werden, betrachte ich unsere höheren Schulen als Verdummungsanstalten, die nur durch Zufall dann und wann einmal an jungen Menschen ihre traurige Aufgabe, die Federn des Geistes zu knicken, nicht erfüllen. Meine Erfahrung als Universitätslehrer hat mich ausreichend darüber aufgeklärt, daß unsere Abiturienten als Studenten zunächst Invaliden sind, die wie verlebte Wüstlinge einer Regenerationskur unterzogen werden müssen, bevor sie an Universitätsarbeit gehn können.

§ Als es sich vor rund einem Vierteljahrhunderte für mich darum handelte, Stadtschulrath zu Berlin zu werden, sagte ich auf Befragen dem meiner Candidatur sehr günstigen Oberbürgermeister Seydel, ich wisse mit dem mir bekannten, viele Köpfe zählenden Lehrpersonal der Landeshauptstadt nur zwei Gymnasien derselben zu besetzen: der Rest der vorhandenen, das heißt, der angestellten oder doch zum Unterrichten verwandten Lehrer sei unterwerthig.

Jetzt ist es weit schlimmer geworden. Je mehr Schulen ein Staat unterhält, desto gewisser ist sein Lehrpersonal Durchschnittswaare. Und über Preußen ist ein wahrer Platzregen von Schulen niedergegangen. Es ist nicht wahr, daß diese Schulen gegründet worden sind, um Bildung zu verbreiten: sie sollen den Söhnen der Bemittelteren Berechtigungen abwerfen. Keinem der rund sechstausend an »höheren Schulen« beschäftigten Lehrer Preußens wird abverlangt, daß er ein Gelehrter von Fach, oder gar ein hervorragender Gelehrter sein solle: aber jeder von ihnen ist gehalten, irgendwie — man verstehe mich: irgendwie — mehr zu sein als ein Durchschnittsmensch. Der Staat aber ist bei der Ehre und Pflicht seiner maßgebenden Beamten verbunden, Niemanden lehren zu lassen, der nicht irgendwie mehr als ein Durchschnittsmensch ist. Durchschnittswaare — was man zu Diderots Zeit in Frankreich espèce hieß — ist für die Jugend, der das Beste nur eben gut genug wäre, Gift.

§ Man (das heißt, ein Minister) beantworte die von mir schon vor Jahren wiederholentlich gestellte Frage: Würdest du, der du als ein das Leben der Nation mit zu leiten berufener Mann doch wohl das Leben der Nation kennst, von jenen sechstausend Lehrern, die sich dir allerdings, falls du einmal revidierst, stets im besten Lichte zeigen, eine nennenswerthe Anzahl tauglich finden, deine Söhne auf deinem Gute zu unterrichten, dabei in deinem Hause zu wohnen, und mit deiner Frau und deinen Töchtern Tag für Tag zusammen zu speisen? Und wenn das nicht — ein Junker bist du notorisch nicht —, wie kommst du, oder wie kommen deine Unterbeamten dazu, meinen und meiner Freunde Kindern die Männer, und zwar gleich dutzendweise auf einmal, zu Lehrern zu bestellen, die du für deine Kinder und dein Haus ablehnst? Solltest du als Vertreter des »Irdisch-Göttlichen« doch öffentliche Lehrer noch weit sorgfältiger wählen, als du als Gutsbesitzer Privatlehrer für deine Familie wählst. Wie kannst du Alles beim Alten lassen, wann die Sachen so stehn? wie kannst du dulden, daß wir Fakultätsmitglieder so schaal formalistisch urtheilen, das vor diesen Lehrern und den aus dieser Lehrer Mitte wegen der bei ihnen vorausgesetzten Aktenfixigkeit ausgewählten Schulräthen abgelegte Abiturientenexamen als baare Münze zu nehmen?

§ Man (das heißt, eine Gesellschaft von Fachgelehrten) antworte: Was sind die meisten der Programme werth, die Jahr aus Jahr ein auf Kosten der Steuerzahler Preußens gedruckt werden? Wie viele der in ihnen veröffentlichten Abhandlungen sind ExamenArbeiten, die vor den sogenannten Oberlehrercommissionen,

vielleicht vor Jahren schon, gedient haben. Ein für die Luisenstädtische Realschule zu Berlin englisch geschriebenes Programm eines »Professor« Philipp kann ich nicht wiederfinden, wohl aber eines »Professor« Ernst Noeldechen 1876 veröffentlichte, 94 Quartseiten starke, »semitische Glossen zu Fick und Curtius«, fast das am Nacktesten unwissenschaftliche Machwerk, das ich gesehen habe, wohl aber eines »Professor« Pierson Michaelis 1863 für die Dorotheenstädtische Realschule zu Berlin verübtes Meisterwerk »the epic poems of Walter Scott compared with the like poetry of Thomas Moore«. Ich habe eine große Anzahl Programme allerneusten Datums geflissentlich durchgesehen, und darinnen wenige auf Fragen der mir bekannten Disciplinen Antwort gebende Abhandlungen gefunden, die von einer milde urtheilenden Fakultät als Promotionsschriften ihrer zum Theile bereits promovierten Verfasser zugelassen werden dürften.

§ Man (das heißt, die Directoren der »Gymnasien« verschiedenen Schlages) antworte weiter: Wo bringen die Lehrer unserer »höheren Schulen« ihre Abende zu?

Man antworte weiter: Welche Bücher lesen, welche Bücher kaufen, welche Disciplinen beherrschen diese Lehrer? sind diese Lehrer das, was die Engländer Gentlemen nennen?

Man antworte weiter: Was sind die Directoren werth, die jene Programmifexe, jene Kneipenläufer, jene nie zulernenden Lehrer dulden? Gilt amtlich den Lehrern gegenüber das Laissez-faire des Freihandels? oder stehn sie unter der Zucht einer Lebensstellung und eines Vorgesetzten?

§ Herr Director Werneke in Montabaur hebt in seinem Programme Ostern 1886 (18 Mitte) unter einem großen Haufen der Lehrerbibliothek der von ihm geleiteten Anstalt geschenkter Bücher als »der höchsten Anerkennung würdig« die von einem [protestantischen?] Pfarrer herrührende »reiche Gabe hauptsächlich der Belletristik angehörender Werke« hervor — Rodenbergs Dornröschen, Ballestrem's Skaldenklänge, Flachs Gabriele, La Marmoras Etwas mehr Licht. Und das Stralsunder Osterprogramm von 1886 benachrichtigt uns, daß an dem von 254 Schülern besuchten Gymnasium, über das es berichtet, »eine besondere Position im Gymnasial-Etat [deutsch schreibt man ja im neuen Reiche], auf Grund welcher die Bibliothek [der Lehrer] erweitert werden kann, nicht existiert. Statutenmäßig sind eigentlich nur zu verwenden die Zinsen zweier aus früheren Zeiten stammenden Legate, . . . , beide zusammen im Betrage von 32 Mark 41 Pfennigen jährlich«.

Die Verfasser jener Programme, die Directoren solcher Gym-

nasien, werden uns gerade Abiturienten schicken, die wir nach einem Triennium promovieren dürfen!

§ Gegen die Annahme, daß es mit den höheren Schulen Preußens so gut stehe wie wir wünschen müssen, spricht auch ein Umstand, auf den ich schon wiederholentlich aufmerksam gemacht habe. Es ist freilich zuzugeben, daß der Geist sich nicht mit Naturnothwendigkeit entwickelt, und daß besonders befähigte Menschen nicht stets in gleichen Procenten auf die Hunderte der Bevölkerungsziffer vertheilt zu sein brauchen: trotzdem ist es betrübend, daß soweit ich die Thatsachen übersehe, die Zahl der Universitätslehrer altpreußischer Abkunft nicht im richtigen Verhältnisse zur Einwohnerzahl der altpreußischen Provinzen steht. Es ist ein Glück für die Universitäten Preußens und für die Einigung Deutschlands, daß in Preußen der Nativismus Oesterreichs, Baierns, Württembergs nie möglich gewesen ist*): aber es liegt für uns doch trotz alledem, falls dieselben den zu stellenden Anforderungen ganz oder doch einigermaßen entsprechen, näher, unsere engsten Landsleute in hohe Lehrämter zu berufen als Nichtpreußen: nichts destoweniger geschieht Letzteres in Bedenken erregendem Umfange. Bei den seit Ostern 1869 nach Göttingen neu berufenen oder dort beförderten Professoren — ich zähle nur die zur Zeit noch unter uns Weilenden — steht die Sache so:

Von den 4 Theologen Reuter, Schultz, Knoke, Duhm ist keiner, von den 7 Juristen von Jhering, Ziebarth, John, von Bar, Regelsberger, Schröder, IohMerkel sind vier (Ziebarth, John, Schröder und Merkel), von den 12 Medicinern Leber, Ebstein, Marmé, König, Orth, Flügge, FrMerkel, Husemann, Rosenbach, Deutschmann, Damsch, Bürkner sind (über Flügges und Damschs Herkunft weiß ich nicht Bescheid) zwei, von den 44 Philosophen de Lagarde, Baumann, Drechsler, Henneberg, Ehlers, Schwarz, Karl Klein, Dilthey, Volquardsen, Graf zu Solms, Herman Wagner, von Koenen, GEMüller, Vollmöller, LWeiland, Riecke, Franz Kielhorn, Kluckhohn, Steindorff, Heyne, von Wilamowitz, Voigt, Cohn, Victor Meyer, Felix Klein, Schur, Wilhelm Meyer, Dziatzko, Soetbeer, Wüstenfeld, Tollens, Goedeke, Esser, Fick, Peipers, Rehnisch, Haupt, Polstorff, Falkenberg, Bechtel, Berthold, Eggert, AWagner, Lange sind eilf (de Lagarde, Schwarz, von Koenen,

*) Stein, Niebuhr, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Hardenberg waren keine geborenen Preußen, die vier Historiographen, die Preußen vor dem Dresdener HvTreitschke gehabt hat, waren es ebensowenig (IvMüller, Niebuhr, Wilken, LvRanke).

Heyne, von Wilamowitz, Cohn, Victor Meyer, Dziatzko, Esser, Haupt, AWagner geborene Preußen.

Von 67 seit Ostern 1869 ernannten Professoren der Georgia-Augusta sind also 17 (vielleicht 19, da ich über Flügge und Damsch nicht Bescheid weiß) Preußen: 48 (oder 50) sind es nicht. Mit Ausnahme vielleicht von Königsberg steht überall die Rechnung annähernd ebenso. Das deutet auf die Verbrauchtheit der geistigen Kräfte Preußens, die nur aus dessen Schulwesen erklärt werden kann: es ist ein sehr schlechter Trost, daß wann erst die nicht-altpreußisch deutschen Länder ganz und längere Zeit im Fahrwasser der Grundsätze Wieses gewesen sind, auch diese nichts mehr liefern werden.

§ Die Atmosphäre unseres Vaterlandes ist zur Zeit, trotz der vielen Tausende in ihm ideal gesinnter Menschen*), aller Idealität so feindlich, daß ein junger Mann erst Jahre hindurch mit rücksichtslos lauterem und selbstlosen Dienern der Wissenschaft — Diener der Kirche gibt es leider nicht — umgegangen sein muß, um zu wissen was reine Luft ist. Brutale, wenn auch gelegentlich sauber verkleidete, Gewalt, der Erfolg, Differenzen, der grüne Wenzel und Paragraph Eilf, das sind die Götter Deutschlands, seit Hegel den Staat als das »Irdisch-Göttliche« auf den Thron gehoben, und damit die Nation und die Personen, soviel an ihm ist, getötet hat.

§ So lange das preußische Unterrichtsministerium nicht mit den Ueberlieferungen der Periode Schulze-Stiehl-Wiese grundsätzlich und für immer gebrochen, und den in dieser Periode geltenden Principien der in das Subalterne übersetzten Dilettanten-Hegelei Altensteins diametral entgegengesetzte Principien angenommen haben wird, so lange ist unser »höheres Unterrichtswesen« zum Tode krank, so lange ist nur in Ausnahmefällen, und in einzelnen, besonderen Geistes vielleicht nicht so arg bedürftigen Nebenfächern möglich, nach einem Triennium einen von einem preußischen Gymnasium entlassenen jungen Mann für einigermaßen — bis zu einer ersten Etappe seines wissenschaftlichen Lebens — fertig gebildet zu erklären.

§ Aus dem so eben Vorgetragenen ergibt sich für mich, vorausgesetzt, daß man das Promovieren als ein ernstes Geschäft, nicht als einen Akt sogenannter Humanität oder als Milchkuh ansieht, die Bestimmung:

Promoviert darf nur derjenige werden, der mindestens

*) Deutsche Schriften 477—491.

fünf Jahre nach dem Abgange von der Schule ein nachweislich unter verständiger Leitung den Studien gewidmetes Leben geführt hat.

Es versteht sich von selbst, daß das im Rocke des Königs verlebte Jahr unter jenen fünf nicht zählt. Auch die Jahre, in denen der Promovierende die ekelhaften Alanzereien des Studentenlebens mitmachte, werden nicht gerechnet.

3

In wie viel Fächern soll der Promovierende geprüft werden?

Antwort: In Einem: mit der Maßgabe, daß andere Professoren als der in diesem Fache prüfende Professor sich davon überzeugen müssen, ob der Prüfling die Hilfswissenschaften der von ihm gewählten Disciplin sich soweit angeeignet hat, wie er dieselben für den Betrieb seines eigentlichen Studiums bedarf.

Beispielsweise würde ein Mineralog Kenntnisse in der Optik und Chemie nachzuweisen haben, ein der griechischen Philologie beflissener Candidat in der lateinischen Litteratur so weit Bescheid wissen müssen, als diese Nachahmungen griechischer Schriften enthielte, und er würde die Geschichte, die Kunst, die Philosophie der Hellenen in den Bereich seiner Arbeiten gezogen haben. Ein Geolog hätte auch Botanik und Zoologie zu verstehn. Alles dies quantum satis für das eigentliche Fach.

Gründe:

Qui trop embrasse, mal étreint. Ueberall im Leben, und von jeher so: mehr als je in unseren Tagen, in denen des Zerstreunden, Abziehenden, sein eigenes Recht Verlangenden ein reichliches Maß sich geltend macht.

Jede einzelne Disciplin ist jetzt so umfassend, weil in den Tiefen sich gründend, in die Breite sich dehnend, daß ein Leben nicht hinreicht, sie zu durchmessen. Und da sollen drei Jünglingsjahre, drei Jünglingsjahre preußischer Abiturienten, zu mehr dienen können, als zum Gewinnen einer zuverlässigen und gründlichen Uebersicht über diese Eine Disciplin? Wir wollen froh sein, wenn nach fünf Jahren eine solche Uebersicht gewonnen worden ist: wenn der junge Mann, dem wir das Zeugnis, unser Genosse werden zu dürfen, ausstellen, das Gebiet, auf dem er arbeiten wird, so durchstreift hat, daß er die Wege kennt, die hinein, hindurch, hinaus führen, wenn er die Quellen zu finden weiß, die seinen Boden tränken, wenn er die Winde zu beurtheilen versteht, die, aus der ganzen Atmosphäre Drängen geboren, seinem Domanium Wärme und Kälte, Regen und Trocknis bringen, wenn er

gelernt hat, wo auf diesem Felde er muthen muß, um zu finden, wo er pflügen und säen darf, um zu ernten.

Vor Allem aber: Wissen ist Lieben, Wissenschaft ist eine Ehe. Wir sind Monogamen, weil dem indogermanischen Ich nur Ein Du, nicht ein Harem von Odalisken, nicht eine zur Auswahl gestellte Gesellschaft gefallender und gefälliger Dirnen gegenübersteht, wenn dies Ich ein Ich werden, sein, bleiben soll, hart und ganz es selbst, ein fester, in dem großen Heiligthume der Gottmenschheit gerade an seiner Stelle nothwendiger Stein, nicht allerwärts her zusammengefügtes, ungleichartiges Krümelwerk, das Niemand ohne Verdruß anschaut. Wir lehnen neben unserem Weibe die Schönste und Klügste ab, denn uns gilt *μία καὶ πάν*: neben ihr kennen wir nur Dienerinnen, allerdings auch vornehmere Dienerinnen, unseres Hauses. Neben einer Eins dürfte eine Zwei und Drei stehn, wenn sie auch vielleicht zum Stehn keinen Raum fände: auf das, was uns Eins und Alles ist, folgt keine Zahl. Unsere Wissenschaft kann viele Gehülffinnen haben, unsere Liebe ist nur sie selbst. So soll es die Jugend von uns lernen, und darum prüfen wir in der angezeigten Weise in Einem Fache, denn wir selbst haben, selbst bei der größten Vielseitigkeit, nur Ein Fach, und wir promovieren den, der uns die Gewähr bietet, zu sein wie wir. Wir sind Lehrer Einer Disciplin, darum prüfen wir den zum Doctor noster zu promovierenden jungen Mann in Einer Disciplin.

4

Wer das Recht zu lehren zugesprochen erhält, erhält es ohne Bedingung, oder erhält es gar nicht. Ich kann nicht sagen, ein junger Mann dürfe die drei ersten Conjugationen des Lateinischen lehren, die vierte nicht: wenn ich das sage, so leugne ich, daß er ein Doctor sei. Wer lehrt, kennt das Ganze seiner Disciplin — was so Menschen ein Ganzes kennen heißen —, oder nichts. Daraus folgt, daß wir ohne Unterscheidung promovieren. Summa cum laude, magna cum laude, cum laude, rite gibt es für nachdenkende Promotoren nicht, falls sie die altüberkommene, von mir erneute Bestimmung des Begriffs Doctor annehmen.

Der Zusatz »mit besonderer Auszeichnung« darf als Wink für die Schwesterfacultäten gemacht werden, wenn man andeuten will, der Promovierte sei nicht allein würdig befunden worden zu lehren, sondern werde empfohlen, sofort eine Professur, ein Reisestipendium, Verwendung bei irgend welcher viele Mitarbeiter heischenden Arbeit zu erhalten. Unsere Fakultät hat bekanntlich Einmal einem von ihr pro gradu Geprüften, den sie noch dazu zum ersten Male sah, sofort nach der Prüfung zum Extraordinarius vorge-

schlagen, und wahrlich nur Freude an ihm erlebt. Dieser junge Gelehrte würde nach meiner Terminologie »mit besonderer Auszeichnung« bestanden haben.

5

Die einer Fakultät als Promotionsschriften eingereichten Arbeiten müssen stets vollständig gedruckt werden, und zwar von der philosophischen Fakultät unter der verantwortlichen Aufsicht Eines und dem Beirathe dreier ihrer Mitglieder, in drei Abtheilungen, der philologisch-historischen, der naturwissenschaftlichen, der mathematischen, deren jede im Jahre so viele mit fortlaufenden Seitenzahlen versehene GroßOktavbände enthalten, als das Bedürfnis erheischen wird. Die hoffentlich sehr seltenen Dissertationen, welche Materien der systematischen Philosophie behandeln, werden zu den mathematischen, diejenigen, die sich mit der Geschichte der Philosophie oder den Staatswissenschaften beschäftigen, zu den philologisch-historischen Schriften gesellt.

Jeder Ordinarius erhält kostenfrei je Ein Exemplar der aus seiner Section hervorgegangenen Dissertationen, jeder Promovende je zehn Sonderabzüge seiner eigenen Arbeit, von der mehr als diese zehn Sonderabzüge bei Strafe der Nichtigkeit der Promotion unter keinen Umständen veranstaltet werden dürfen. Die Kosten des Drucks werden je nach der Bogenzahl auf die einzelnen Promovierten der Section vertheilt, nachdem die Commissionsbuchhandlung ihre erste Abrechnung über den Absatz der nicht zur Ansicht zu verschickenden, sondern nur gegen baar, also mit 30 % Rabatt, abzugebenden Bände erstattet hat. Die Jahresbände der einzelnen Sectionen werden nicht einzeln verkauft.

Daß die Dissertationen vollständig gedruckt, und vollständig in die Hände der Promotoren, der Behörden, der öffentlichen Bibliotheken gelangen müssen, ist selbstverständlich: das Gegentheil verletzt das allergewöhnlichste Anstandsgefühl, und läßt außerdem die Deutung zu, daß die Fakultäten gar kein anderes Interesse an ihren Promotionen haben als das des Gelderwerbs. Daß die Fakultäten selbst den Druck besorgen heißen, entspricht der Schicklichkeit, und der Rücksicht auf die Kasse ihrer im Drucken und Verhandeln noch unerfahrenen Promovenden. Der Schicklichkeit entspricht es, weil die Fakultät Abhandlungen, an welche sie ernsthafte Folgen geknüpft hat, vorzulegen ein eigenes Interesse hat, und weil es unziemlich ist, den Druck amtlich angenommener Schriftstücke der Bequemlichkeit, dem Egoismus und der Laune etwa der Fachzeitschriften zu überlassen: pflegen doch deren Herausgeber mit der Herstellung des ihnen Ueberwiesenen — oft Jahre

lang — bis zu dem Zeitpunkte zu zögern, in dem ihnen anderweitiges Manuskript für das Repertorium der Partei fehlt. Es entspricht der Rücksicht auf die Kasse der Promovierten, die nach meinem Vorschlage Jahrgangsweise ihre Lasten miteinander tragen, darum ein solidarisches Interesse an der Güte ihrer Leistungen haben, und sich gegenseitig ihre Rechnungen sehr wesentlich herabmindern. Daß die Freixemplare beschränkt werden, wird Jeder richtig finden, der weiß, daß der Verkauf einer Sammlung wie einer Zeitschrift auf nahezu Null sinkt, wenn jeder, der ein Stück der Sammlung oder einen Aufsatz in die Zeitschrift geschrieben hat, dies Stück oder diesen Aufsatz einzeln an möglichst viele Interessenten verschenkt. Es kann nur nützen, wenn der immer weiter um sich greifenden Specialisierung der Wissenschaften dadurch entgegengetreten wird, daß man die Dissertationen in Sectionsbänden vereinigt vorlegt, die, weil viele Specialforschungen nebeneinander, keine Specialforschungen darbieten. Die Erben der Gratis-Empfänger werden von einer Reihe Sectionsbänden, die aufbewahrt werden würden, einen Nutzen ziehen, während man einzelne Dissertationen verzettelt oder verhökert. Und in dem Lande so vieler Kunstsammlungen, im Angesichte etwa von Bandels Statue Wilhelms des Vierten von England, wird es gut lassen, nicht Riemanns Dissertation über das musikalische Hören oder Jeeps Abhandlung de somno neben zwei mitten im Satze abbrechenden, aus den »Akten« der Leopoldino-Carolina entnommenen Foliobogen, oder einer aus Crelles Journal herausgerissenen, titellosen mathematischen Dissertation von XYZ im Archive liegen zu haben. Eine derartige Collegialität von Zwergen und Riesen ist unaesthetisch.

Es könnte für alle preußischen Universitäten eine einzige Druckerei errichtet und ausgestattet werden, die allerdings griechische Typen wie die für Decker verübten nicht führen dürfte, sondern von einem wirklich sachverständigen Gelehrten eingerichtet und geleitet werden müßte. Die imprimerie nationale in Paris steht unter Hauréau und Joseph Dérenbourg, zwei Mitgliedern des Instituts, die Clarendon Press in Oxford unter B. Price: in Deutschland überlassen die Universitäten ihre Schriften gelegentlich der sachverständigen Sorgfalt des Factor Bauchspieß in Buxtehude oder des Alles schief falzenden und dick leimenden Herrn Szuldrzynski in Nakel. Die Leistungen sind dann auch danach.

Für das preußische Unterrichtsministerium ist es schwer, über die Personen ein wirklich sachgemäßes Urtheil zu bekommen. Denn Gentlemen werden, ohne ausdrücklich dienstlich den Befehl sich zu äußern erhalten zu haben, über Personenfragen nach Berlin Mit-

theilungen gelangen zu lassen, sich nur in ganz außergewöhnlichen, zu aller Zeit selten denkbaren Fällen bereit zeigen. Sowie die Promotionen in der von mir angegebenen Weise ernst genommen werden, erhält das Ministerium ein verantwortliches Urtheil einer ganzen Fakultät wenigstens über die Promovierten, an welches Urtheil sich weitere Erkundigungen über dieselben aus den genau zu führenden Akten der Fakultäten unschwer anschließen können.

Für das deutsche Volk wird die von mir vorgeschlagene Einrichtung leider nicht sofort wirksam sein: der Doctor unbekannter Herkunft läuft gewis noch auf Jahrzehnte hinaus Rudelweise umher. Mit der Zeit aber wird ein Doctortitel nicht bloß bei Unverständigen eine Ehre, und dadurch bei der Nation die Schätzung der jetzt durch die Litteraten und vor allem durch die promovierten Litteraten in eine schiefe Stellung geschobenen Wissenschaft eine richtigere werden: die Fakultäten können mithin durch thunlichst strenge und sparsame Handhabung ihres Promotionsrechts die Ehre der Wissenschaft heben.

Die Kosten des Promotionsverfahrens müssen auf allen deutschen Universitäten gleich hoch sein. Es ist eine schwere Beleidigung für eine Fakultät, wenn Promovenden zu ihr kommen, weil sie billiger promoviert als ihre Schwestern: denn alle Welt ist in dem von kaufmännischen Gesichtspunkten aus urtheilenden deutschen Reiche der Meinung, daß das Billigere auch das Schlechtere sei.

Die mit der Dissertation einzusendende Abschlagssumme bemesse man halb so hoch als die ganze Gebühr. Sie verfällt, wenn die Dissertation zurückgewiesen wird: dadurch daß sie dies thut, und daß durch ihren Verlust dem Einzahlenden ein wirklicher Schaden zugefügt wird, haben die Fakultäten einiger Maßen eine Gewähr dafür, nicht von gewissenlosen Hinterwäldlern fremder Nationalität gemisbraucht zu werden.

Nach meiner Auffassung unserer Lage müssen die Patrioten nicht bloß in Deutschland, sondern in Europa, feste Punkte in der allgemeinen Zersetzung schaffen, dem Volke die Anschauung innerlich vornehmen Lebens gegen die Rohheit der Massen und die wüste Schlemmerei reich gewordenen Pöbels gewähren, in einer auf das Scheinen gerichteten Welt das Sein und das Gutsein betonen, und soweit wie möglich, durchsetzen. Demokratie und Bildung schließen sich genau eben so aus, wie Demokratie und Freiheit. Die philosophischen Fakultäten aber sind eher als ihre Schwestern in der Lage die Aristokratie, des Geistes, zu fördern.

Die Schnur-Aspiranten kommen mit Promotionsgesuchen nicht

zu uns. Wohl aber kommen in hellen Haufen die Subalternen, die den StaatsSocialismus an ihrem Theile praktisch wahr machen, indem sie sich für den Schein der Leistung vom Staate, das heißt, aus den Steuern des Volkes, füttern lassen wollen. Dies Gesindel mag der Staat auflesen, falls es ihm beliebt, und falls es nicht Mittel geben sollte, den dies Auflesen etwa beschützenden oder doch nicht hindernden Beamten des Staats nachdrücklich die Wege zu weisen und die Thüre hinter sich zu schließen, wenn man sie einmal losgeworden sein wird. Doctores philosophiae aber ernennen Wir, und wir brauchen kein Gesetz, keinen Reichstag oder Landtag, keinen Minister, keinen König oder Kaiser, um, was die Promotionen anlangt, unsre politische Pflicht zu thun. Nur die Besten dürfen Doctores philosophiae werden. Die Aristokratie des Geistes wächst ohne uns: Gott Lob und Dank: wir sollen nur die Lüge nicht mitmachen, in die Aristokratie des Geistes formell diejenigen einzureihen, welche banausische Gewerbe treiben, die Reptilien aller Parteien, das Federvieh aller Farben, die irdenen Töpfe, welche, um in Fabrik, Schule, Skatklub besser angefaßt werden zu können, einen Henkel zu erwerben wünschen. Daraus folgt, daß wir in Sachen der Promotionen rückwärts gehn, und als Axiom unsrer Promotionsthätigkeit den Grundsatz anerkennen und rücksichtslos durchführen müssen: Wer nicht für die *venia legendi* reif ist, wird niemals promoviert.

Der Staat braucht uns nur durch zwei Maßregeln zu unterstützen, durch Herausgabe einer — nachdem sie erschienen ist, durch jährliche, die neu Promovierten aufzählende Nachträge zu ergänzenden — Liste aller seit fünfzig Jahren promovierten Individuen, in der angegeben stünde, wo und wofür und mit welchem Praedikate sie Doctores philosophiae geworden sind, und zweitens durch ein Gesetz, das jeden nicht promovierten Doctor philosophiae eigner oder angeblich Philadelphischer Fabrik, mag er Lipman oder Arthur oder Jeschko heißen, zu drei Monaten Gefängnis und zum Verluste der Ehrenrechte zu verurtheilen zwingt. Ich trage darauf an, daß um diese beiden Maßregeln gebeten werde.

Nur die Besten sollen sein, an den Besten sollen die werdenden sich heranbilden: der Rest ist für uns nicht vorhanden: er fällt der Pflege der Kirche und des Landarmenwesens anheim.

Die Lehrer der philosophischen Fakultäten sind in der einzig glücklichen Lage, ihr Leben lang Diener und Propheten des Ideals zu sein. Denn wenn auch der Staat sich gelegentlich bewogen findet, sie mit Prüfungen zu belasten und zu belästigen, so wird doch der Charakter dieser Fakultäten durch solche Zumuthungen

nicht angetastet. Wir dienen der Wahrheit nur um ihrer selbst willen. Durch den Protestantismus ist das religiöse Gewissen der Deutschen in Territorialgewissen, die ad nutum serenissimi wechseln, also Gewissen nicht sind, zerschlagen worden: die sogenannten Theologen werden auf symbolische Bücher verpflichtet, sind also nicht Diener der Wissenschaft und des Gewissens. Zur Zeit sind wir das Gewissen der Nation.

Wenn wir auch, als wir jung waren, mehr oder weniger klar so hohen Beruf bewußt erstrebt haben, wirklich zugewiesen ist uns derselbe worden, weil wir trotz alles Studiums nicht durch unser Verdienst, sondern durch die uns ohne unser Zuthun gewordene natürliche Anlage befähigt erschienen sind, ihn zu übernehmen. Zu irgend welchem Hochmuth oder gar zu irgend welcher Eitelkeit ist nicht die mindeste Veranlassung. Wir warten unsres Amts frei, und das deutsche Volk hat, die Culturvölker Europas alle vier haben uns durch Thränen und Blut die Freiheit des Forschens und Lehrens erkämpft, deren wir genießen.

An uns ist, für so hohes Gut zu danken. Und wir können nur dadurch danken, daß wir dem Ideale, zu dessen Priestern und Propheten man uns berufen hat, ohne Menschenfurcht, aber in Gottesfurcht, rücksichtslos treu sind.

Goettingen hat 1837 gezeigt, daß es ihm treu zu sein gewillt ist: denn die sieben Goettinger Professoren, welche damals meinedig zu sein ablehnten, die sechs*) von uns, die den sieben sich anschlossen, und welche die Gewalt zu verfolgen schon nicht mehr wagte, haben einen Markstein am Wege unsres Volkes gesetzt, an dem die Straßen sich noch deutlicher geschieden haben, als vordem bei DeWettes Vertreibung oder bei EMArndts Verfolgung: die jenen dreizehn unähnlichen Collegen, wer weiß von ihnen jetzt?**) Goettingen steht als eine Empfehlung des Idealismus auch dadurch da, daß es nach 1837, wo man jene sieben ausstieß, jene sechs ächtete, von Jahre zu Jahr rückwärts gegangen ist, und dadurch den Werth des Idealismus wider Willen in hellstes Licht gerückt hat.

Es ist nur ein kleiner Theil des Dankes, nur eine einzelne Anwendung unsrer Pflicht, wenn wir — was wir ohne den Staat

*) Kraut, Otfried Müller, Thöl, Ritter, Schneidewin, von Leutsch. Gegen das Eine der drei *scandala magna* Deutschlands (Freiherr vom Stein bei FFrensdorff, deutsche Biographie 6 272) hat sich kein Theologe, kein Mediciner und keiner seiner eignen Standesgenossen gerührt: es gereicht zum Troste, daß auch dieser, an sich tief beschämende Umstand dem deutschen Volke zum Segen gedient hat.

[***) Nur Gauß ist bekannt, dessen Größe freilich nur auf dem Gebiete der Mathematik liegt.]

vermögen — endlich uns entschließen, die Promotionen in einer Weise zu handhaben, die unsrer, der Träger des Ideals, allein würdig ist.

Nur den Besten gehören unsere Ehren, nur denen, die wir uns als unsre dereinstigen Genossen denken mögen.*)

[*) Dieser Aufsatz ist bereits im zweiten Bande der Mittheilungen gedruckt worden. Ich habe ihn damals zurückgezogen, weil er mich nicht befriedigte. Da mir indessen mehrfach lebhaft Zustimmung von sachverständigen und empfindenden Männern ausgesprochen worden ist, die ihn in einem Einzeldrucke gesehen hatten, will ich nicht wehren, daß er in die Oeffentlichkeit trete.]

Erster Druck, April 1887.

Unveränderter zweiter Druck, December 1888.

18.

Goettingische gelehrte Anzeigen vom ersten Februar des Jahres 1889 (Stück 4).

Le opere italiane di Giordano Bruno ristampate da Paolo de Lagarde. Goettingen 1888 1889, Dieterichsche Universitätsbuchhandlung (Lüder Horstmann). Zwei Bände Groß-Oktav, 800 Seiten, und 17 Holzschnitte.

Die Urdrucke der italienisch geschriebenen Werke Giordano Brunos gehören zu den seltensten Büchern die es gibt. Es ist bekannt, daß schon im Jahre 1711 Bernards Exemplar des Spaccio mit 28 Pfund Sterling bezahlt wurde: der mir im vergangenen Sommer zugesandte Don Chisciotte vom 24 Juni 1888 will wissen, daß ein Liebhaber an einen Abdruck der heroici furori 1350 Francs gewandt habe.

Es war also ein sehr verdienstliches Unternehmen Adolf Wagners, im Jahre 1830 die opere [italiane] Giordano Brunos gesammelt herauszugeben.

Wagners Ausgabe hat dem lebenden Geschlechte seine — allerdings recht dürftige — Kenntnis der italienisch geschriebenen Arbeiten Brunos vermittelt. Es wäre Unrecht, dem Marburger Professor für seine Mühwaltung nicht dankbar zu sein.

Jetzt ist diese Ausgabe längst vergriffen, und es darf nicht geaugnet werden, daß, mit unserem Maßstabe gemessen, sie von vorne herein ungenügend war. Sie hatte — was man bei einer 1830 veröffentlichten Arbeit kaum übel nehmen darf — die Schreibung, die Grammatik, und hier und da auch den Ausdruck Brunos, freilich nicht durchgreifend, modernisiert, und dadurch den Romanisten un-

möglich gemacht zu erkennen, wie sehr wichtig Bruno für die Geschichte der italienischen Sprache ist. Sie hatte es aber auch an der erforderlichen Genauigkeit ermangeln lassen, so ferne ihr einzelne Wörter und ganze Sätze fehlen.

Im Jahre 1875 veröffentlichte Vittorio Imbriani [meine Mittheilungen 2 351: † 1. 1. 1886] im achten Bande des zu Bologna erscheinenden Propugnatore eine schneidend scharfe Kritik Wagners und seiner Nachtreter, die unter dem Titel Natanar secondo auch als eigenes Buch von 131 Oktavseiten erschienen ist: ich führe stets die Seiten des Natanar, nicht die des Propugnatore an.

Daß Wagner sich Auslassungen hat zu Schulden kommen lassen, ist am Candelaio schon von Imbriani nachgewiesen worden. Ich füge zu Imbrianis aus dem ersten in meiner Ausgabe enthaltenen Werke Brunos entnommenen Beispielen wenigstens einige andere aus dem letzten dieser Werke hinzu: was zwischen beiden liegt, mag zusammenstellen wem es der Mühe werth scheint, seine Zeit zu vergeuden.

Am Anfange der Abschnitte citiere ich meine Ausgabe nach Seite und Zeile: W bedeutet Wagners Druck, ebenfalls nach Seite und Zeile. 10₉ et discorre sopra l'opra del marito et nella xiiii scen: > W 9₃₀.

10₂₉ la : > W 10₆.

12₂₀ läßt W 12₈ das Eine lasciatemi fort.

13₆ ebenso 13₂ das Eine tanta de la fame.

20₁₅ ebenso 20₂₁ das Eine et a lei.

24₃₈ vostra : > W 25₁₈.

25₁₀ si volete : > W 25₂₉.

25₂₇ mi : > W 26₄.

25₃₀ in : > W 26₇.

32₃₆ di : W 33₁₆ fehlt dies (L 111₂₀) für die Geschichte der italienischen Sprache so wichtige di.

33₁₄ il : > W 33₃₃.

34₈ das andere di : > W 34₂₂.

35₂₂ 35₂₃ : diese zwei Zeilen fehlen bei W hinter seinem 35₃₄.

36₁₄ il : > W 36₂₅.

37₃ et : > W 37₁₁.

37₂₆ non sarebbono signori Cossi se tutti saggi : > W 37₃₇.

38₄ et io vel raccomandando : > W 38₉.

45₃₇ vn : > W 46₁₀.

50₈ vn passo auanti et dui a dietro zweimal : W 50₂₅ nur Einmal.

68₉ più più : W 68₅ nur Einmal più.

69₁₅ son usciti per questa si son entrati per questa : > W 69₁₄.

69₂₆ sia : > W 69₂₆.

Es fehlen weiterhin, um Bedeutenderes zu nennen 209₅ 702₃₃

bis 702₃₅, 703₂₈ bis 703₃₀, 711₁₅ bis 711₁₇. [W 1 213 2 388 389 396.]

Aber Wagner läßt nicht allein Wörter und Sätze aus, die in den alten Ausgaben stehn, er ändert auch, zum Theile stillschweigend, zum Theile ausdrücklich, was überliefert und dabei tadellos ist.

Ich habe ein Interesse daran, zu zeigen, daß Wagners Abdruck und die Abdrücke dieses Abdruckes unverwendbar sind, und gebe deshalb nach Imbriani ein lange nicht vollständiges Verzeichnis der im Candelaio stillschweigend vorgenommenen Aenderungen Wagners.

- 4₂ da : W 3₄ la.
 10 Heimé : W 3₁₂ Ahimè.
 11 Oimé : W 3₁₃ Ahimè.
 6₁₈ possea : W 6₁₃ possa.
 25 artificio : W 6₂₀ artificioso.
 7₅ accapar' : W 7₁ acchiappar. Vgl. 26₂₇ 42₂₈.
 8₃ insapone : W 7₃₉ insapone.
 4 venne : W 7₄₀ viene.
 16 prese ordine : W 8₈ presi ordini.
 9₄ ordinario : W 8₃₄ ordine.
 33 Considerate : W 9₁₇ Considerato.
 10₁₇ minerabilibus : W 9₃₇ mineralibus.
 27 da : W 10₄ di.
 35 Mochione : W 10₁₂ moccione.
 15₁₅ Latio = Latium : W 15₁₃ Luzio = Lucius.
 18 gricciar : W 15₁₆ arricciar. Vgl. L 510₂₅.
 20 additori : W 15₁₉ additatori.
 24 libri : W 15₂₄ a' libri.
 16₁₁ dolphino : W 16₉ delfino. Vergleiche bei Imbriani 87^r die Liste der bei Bruno vorkommenden Francesismi.
 16₃₆ connestable : W 16₃₆ connestabile.
 19₂₄ t' harrebbe : W 19₃₀ sarebbe.
 37 animi : W 20₁ asimi (er meint asini).
 20₁₂ amare : W 20₁₈ amore.
 22₇ vel haram : W 22₁₄ fele aran.
 23₁₁ propriam : W 23₂₁ prope iam.
 24₁ suttili : W 24₁₈ futili.
 26₁₇ fustino : W 26₃₃ fuste voi.
 18 ti : W 26₃₄ si.
 28₁₅ haue : W 28₃₃ avete.
 15 meco ohne Zeichen danach : W 28₃₃ meco?
 37 cucurbita : W 29₁₉ concurbita.
 29₂₅ fars' : W 30₁ fors'.

- 31₁ gli trau : W 31₁₇ le travi. Siehe L 53₁₃.
 9 caldare : W 31₂₅ caldari.
- 32₃₉ ve : W 33₁₉ vi.
- 32₃₉ calisimetria id est cossi : W 33₁₉ tale simmetria e cosi.
- 34₃ putida : W 34₁₇ putrida.
- 35₃ cococephaton : W 35₁₂ cacophaton. Gemeint ist κακέφατον, aber 225₃₀ steht cacocephati, so daß Brunos Text schwerlich geändert werden darf. Mit meiner Glosse κακέφατον bin ich ganz aus meiner Rolle gefallen, und bitte für sie um Verzeihung: sie ist die einzige, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen.
- 35₄₀ è : W 36₇ s'è.
- 36₁₂ incentiua : W 36₂₃ incenditiua.
- 37₃₀ n' habbiamo : W 37₄₀ non abbiamo.
- 38₃₅ volto (aus voltro hergestellt) : W 39₂ molto.
- 39₂ me : W 39₁₀ di me.
- 39₈ de : W 39₁₇ le.
- 39₃₁ i. = id est : W 39 unten e. Vergleiche zu 32₃₉.
- 40₉ hai als Antwort auf ho 40₈ : W 40₁₉ Abi, falsch interpun-
 gierend.
- 41₂ alla quale aus allaq. des Urdrucks : W 41₉ a l'acque. L 624₂₃.
- 41₃₃ sij : W 42₁ fia.
- 42₁₉ quel : W 42₂₈ quella. Imbriani 66.
- 43₃ Poi quando : W 43₁₅ Per quanto.
- 43₉ cascia : W 43₂₁ tasca. Nach Imbriani 66 bedeutet cascia auf Neapolitanisch madia *Backtrog*. Vergleiche 12₂₇ 31₄.
- 43₂₄ à cambiar i tre che mi trouo. interim il mio garzone tornarà da prendere il puluis Christi : W 43 Ende a cambiar i tre, che mi trovo interni al mio gheone, e tornerà da prendere il pulvis Christi.
- 44₄ gli le facessiuo : W 44₁₇ glieli facesti voi.
- 45₃₇ maluiaggio (vgl. 79₂₉) : W 46₁₀ malvagio.
- 46₁₇ massime : W 46₃₀ messer.
- 47₂ vai t' a' : W 47₁₆ vai ti a — unter Zerstörung des Verses (settenario sdrucchiolo).
- 47₁₀ astimo : W 47₂₄ astio.
- 47₂₆ puta : W 47₄₀ puto.
- 49₂₆ di hauer : W 50₃ da auer.
- 51₁ mortoro : W 51₁₆ martoro.
- 51₁₀ hauetele : W 51₂₇ Avetene.
- 51₁₄ il senapo : W 51₃₀ la senapa.
- 51₁₇ mirella : W 51₃₄ morella.

- 51²² spaccastrommola : W 51³⁹ spaccastrammola. Imbriani 77.
 53⁸ dubbito : W 53²¹ dubbio. Vgl. 56²⁷.
 56³⁹ per qualche rima vegga : W 57¹² per quel che rimane vegga.
 L 30³⁷.
 59³² peggio : W 59 vorletzte peggior.
 60³⁶ miei : W 61² i miei.
 61⁴ si la v`a : W 61⁹ s' ella va. Vgl. 80⁸ lo = ello W 80¹⁷,
 und zu 67³⁶.
 61¹⁷ vede : W 61²³ vedo.
 62¹⁹ ahi mia : W 62²⁴ Ahimè.
 62³¹ maraniglauo : W 62³⁷ maraviglio.
 62³² faurir : W 62³⁸ favorir. Vgl. L 96² 98²⁵.
 64⁵ fussiuo : W 64² fustivo.
 65⁹ noua : W 65⁵ uova. Imbriani 86.
 65³⁸ Pur ll`a : W 65³⁵ Burla.
 66⁷ e' pur lei giovane : W 65⁴⁴ e pur lei è giovane.
 66⁷ vianda [Imbriani 87] : W 65⁴⁵ vivanda.
 66³⁸ vdiui : W 66³² udivo.
 67¹ otto conti d'oro : W 66³³ otto cento scudi d'oro. Imbriani 88.
 67³⁶ che la li : W 67³⁰ ch' ella gli. Vgl. zu 61⁴ 76³.
 68¹⁰ Amara me [Boccaccio bei Imbriani 90] : W 68⁶ Ahimè! mi.
 68¹¹ esaudita mal per me : W 68⁷ esaudita mai. Per me,.
 68²⁶ inpiceato [impeciato 12²⁷ ist nicht-pedantisch] : W 68²³ impe-
 peciato, wohl nur Druckfehler: vgl. L 562¹⁰ 602²⁴ usw.
 70³ si maneggi : W 69 Ende maneggisi.
 70¹⁹ erstes è : W 70¹⁷ de.
 71¹² darrò : W 71⁵ andrò.
 72¹⁸ rimenarmi [Imbriani 87^r] : W 72¹³ dimenarmi.
 73²⁰ Pò : W 73²¹ Per.
 73²⁹ gli : W 73³⁰ le.
 75¹¹ spellechiar : W 75¹⁵ spelazzar.
 75¹³ noctem : W 75¹⁷ atrocem.
 76³ che la : W 76⁹ ch' ella. Vgl. zu 61⁴.
 76³ lontano : W 76¹⁰ lontana.
 76²⁴ tutto Napoli [59³² 94¹⁶] : W 76³² 94²⁷ gegen 59⁴³ tutta
 Napoli.
 79⁵ marranchini [Imbriani 95] : W 79¹¹ marrani.
 79²⁹ vagla : W 79³⁶ voglia.
 80⁷ senteano : W 80¹⁷ sentivano.
 80¹⁷ collaio [73¹⁷] : W 80²⁷ callajo, wohl nur Druckfehler.
 81¹² altro diauolo (von einem Weibe) : W 81²⁵ altra diavola.
 81³⁶ venemo : W 82⁹ venghiamo.

- 82₃₀ faranno : W 83₆ saranno. Genes. 2₂₄ Matth. 19₅ [L 107₄₀].
- 84₁ Par che *es scheint daß* [97₃] : W 84₁₇ Per che *weil*.
- 84₂ preciarìa [Imbriani 97, DuCange unter pretiaria]: W 84₁₈ pre-
garia, an pregare *bitten* denkend.
- 84₂₂ pazzacone : W 84₃₉ pazzerone.
- 86₁₂ schiebt W 86₂₅ vor necessario ein è ein : aber sarrà steht
11 da.
- 86₁₈ arriuiamo queste gente : W. 86₃₃ arriviamo a questa gente.
- 86₃₄ strepparrò [Neapolitanisch, Imbriani 98, = extirpabo]: W 87₇
strapparò.
- 86₃₄ vn' orecchia : W 87₈ un orecchio.
- 87₁₈ perfidiate : W 87₃₁ persistete.
- 87₃₀ o' : W 88₃ e.
- 87₃₄ cascò : W 88₇ casca.
- 87₃₇ la troppo colera : W 88₁₀ la troppa colera.
- 88₂₂ allá : W 88 viertletzte Zeile la.
- 88₃₁ olá : W 88₇ la.
- 89₁₆ perdona : W 89₃₂ perdoni.
- 89₂₀ propositi : W 89₃₇ spropositi.
- 90₃ retenir [Imbriani 88^r] : W 90₁₄ ritener.
- 95₃₉ calar [man übersetze: *wohin dieser Edelfalke schließlich ein-
fallen wird*]: W 96₂ calcar. Höhnisch: Scaramurè vertheidigt
ja die Bordelle.
- 96₃₉ parasisimo [Neapolitanisch]: W 96 drittletzte Zeile parossismo.
- 97₂₈ scalfato [Imbriani 100] : W 97₃₀ scaldato.
- 98₈ et cetera [Imbriani 100] : W 98₆ accetterà.
- 105₂₇ hanno : W 105₂₅ fanno.
- 105₂₈ accappano : W 105₂₆ acchiappano.
- 106₉ 106₁₅ Barrabam [Matth. 27₂₁] : W 106₅ 106₁₁ Barnaba
[Act. 4₃₆].
- 106₃₁ vogliono : W 106₂₈ vogliono.
- 118₁₈ Sileni : W 120₁₉ siseni. Dazu am Rande: Se non è fallo
invece di sisami, cecini, susine, zinzini, zizzanie, ovvero allude
a *συννος*, ficulneo, vile, inutile, o *συνιον*, bevanda vile, o *σιν-
νυς*, spezie di ballo satirico, non intendo la parola.
- 178₃₁ aux. W 180₄₃ lux. Aber aux ist das arabische *أغ* = *aug*,
entstanden aus persischem *آغ*, *ôg*, aber gleichwohl auch von
Persern gebraucht, z. B. von Mirkhond in der Geschichte der
Seldschuken 70₁₄ der Ausgabe von Vullers. In des Iacob
Golius Ausgabe der *elementa astronomica* des Alfraganus (Am-
sterdam 1669) wird 46₁₅ des arabischen Textes *أغ* erklärt,
was ich in der lateinischen Uebersetzung des Golius hersetze:

consequitur, in quolibet horum septem orbium duo esse loca sibi opposita, in quorum uno orbis a terra abest longissime, in altro proxime, ideoque summae distantiae locus vocatur perigaeum, seu absis summa (= auğ alkawâkib), minima vero distantiae locus apogaeum, seu absis ima (nağır alauğ, woher unser Nadir, während das Perigaeum uns mit einem durch einen Lesefehler aus سمت = samt entstandenen Worte Zenith [für zemth] heißt: gesammelte Abhandlungen 224²⁹). Nur tastend fand über das italienische auge das Richtige FDiez⁴ 31. ThWJJuynboll in den Orientalia 1 282^r. Dies auge steht bei Bruno L 179^s, also wenige Zeilen nach dem von Wagner in lux verderbten aux, und wird auch von der Crusca belegt. Das aus der Baukunst so bekannte ogive = augiva scheint mir von diesem aug auğ als اوجیة = auğiyya *zum Scheitelpunkte gehörig* abgeleitet. Wie *անողջ* *gesund* zu ողջ, gehört *անողջ անպղծ* zu اوج: armenische Studien § 194: ոյժ = ऋण् augus- in augustus.

- 468¹⁷ sassinii. W 2 167²⁴ fascinj, was in den Zusammenhang nicht einmal hineinpaßt. Sassinato L 28¹⁷ 78⁹: sassinator 54³⁷: sassino 76²⁰ 77³⁹. Die *Χασίσιοι* der Byzantiner sind حشيشيون, die Assasini der Lateiner حشاشيون = ḥaššâšiyyîna, oder vielmehr dessen Genetiv ḥaššâšiyyîna. Beide Formen belegt RDozy im supplément 1 289². Assas[s]inato L 78⁴, assassinato 67¹⁵.

Auch Wagners Erklärungen sind falsch: ich benutze hier Imbrianis Ausstellungen, da nur ein Italiener, nicht ein Deutscher, Tadel wie den nun vorgetragenen auszusprechen berechtigt ist.

- 30³² bozzole. W 31^r padellette di rame con maniche di ferro. Imbriani 49.

- 67⁶ Zarrabuino. W 66^r = cinciglione: warum, sagt er nicht: Imbriani 88. Die französische Uebersetzung (115 Tria) übergeht das Wort.

- 67³⁹ Piedigrotta. W 67^r presso la grotta. Imbriani 89^r: luogo ormai chiuse nell' ambito della città di Napoli. La festa di Piedigrotta dura tuttavia. L 28⁴⁰.

Auch die Verbesserungen, die Wagner unter dem Texte empfiehlt, oder mit ausdrücklicher Freude an die Stelle der Ueberlieferung setzt, gefallen mir wenig. Ich gebe auch von diesen Verbesserungen Proben, und überlasse es dem Leser, aus der vorher abgedruckten Liste von Stellen, an denen Wagners Text von seiner Vorlage abweicht, zu ergänzen was ich hier bringe: es ist ja nicht unwahrscheinlich, daß diese Abweichungen gelegentlich nicht auf Nachlässigkeit, sondern

auf dem irrigen Glauben an die Fehlerhaftigkeit der alten Drucke beruhen.

- 5₁₂ tronco : W 4^r truogo. Daß ein *Trog* in diesen — obscoenen (Imbriani 18) — Zusammenhang nicht paßt, dürfte einem nicht eiligen Leser einleuchten. Truncus ist bei DuCange lapis cavus, ubi aqua . . . effunditur: man muß die deutschen Alpen und Italien kennen, um zu wissen, wie oft dort Wasser durch einen hohlen Baumstamm eingefangen und geleitet wird.
- 12₂₆ uà fa : W 12₁₄ vò' far. Vergleiche L 64₂₉ 65₂₆.
- 13₂₀ seggio di Nilo in Neapel: vergleiche 53₂ und den seggio di San Paolo in Neapel 97₃. W 13^r Nola, was er leider nicht erklärt hat. *)
- 21₃₈ latrinesco : W 22^r zweifelnd ladronesco. Sanguino verspottet die Latinismen des Pedanten, die er catacumbaro (aus dem Genetive catacumbarum) nennt, *Erbbegrabnissprache*, und grammuffo *höchst müffig* und *unelegant*: dazu paßt doch wohl latrinesco *in den Abtritt gehörig*: vgl. 55₄. Zu catacumbaro vergleiche Santasantoro 549₁₅, medio milloro 68₁₃ = medium illorum, omnio rero 38₃₈, mortoro 51₁, defontoro 72₃₆. Ennius hätte hier noch Einmal leben müssen.
- 24₂₆ Voi : W 25₃ Oibò als Besserung eines — angeblichen — ubi des ersten Drucks.
- 31₂ intempiatura : W 31^r zweifelnd intonicatura. Neben travi.
- 31₁₈ mesescha di botracone in Pugla : W 31^r zweifelnd mischiata di bottarica di Puglia. 553₂₈: meine Mittheilungen 2 11 ff. Imbriani 52.
- 37₃₆ senzeverata aus senze verata des Archetypus : W 38₄ essenza verace, am Rande als noch wahrscheinlicher rettificata. Schon von Imbriani verbessert. Çrngavêra der Indier wird von FAPott und EROediger ZKM 7 127 durch allerhand Sprachen verfolgt: eine senzeverata oder zenzeverata ist eingemachter Ingwer oder aber eine mit Ingwer gewürzte Speise.
- 42₅ modorro : W 42^r vermuthet modo di dire oder prodotto. Wagner hat auch über Spanisches geschrieben: er hätte das bekannte modorro *verschlafener Einfaltspinsel* kennen sollen. Neapel

*) Für einen Professor der italienischen Sprache, wie Wagner einer zu Marburg war, ist es eigentlich etwas stark, über die Seggi di Napoli nichts zu wissen, da die Sedili oder Seggi die Grundlage der städtischen Verfassung Neapels waren: in Florenz hatten die entsprechenden Loggie meines Wissens weniger zu bedeuten. Wer mäßig orientiert ist, kennt Camillo Tutinis Buch dell' origine e fundazion de' Seggi di Napoli 1644, oder doch Alfreds von Reumont Werk über die Carafa von Maddaloni 1 111 ff. 413 2 359 ff. Nido daselbst 2 136.

stand seit 1505 unter der Herrschaft der Spanier: modorro بله oder جاهل Pedro de Alcalá 313¹ 20 21 meines Neudrucks. Als Spanisch hat, wie ich nachträglich sehe, modorro schon Imbriani 65 erkannt.

- 44³⁵ oscitarete : W 45^r vermuthet oscillerete [so]: Imbriani 68.
 110⁵ questo ferro : W 109^r questa sferza.
 117³⁴ Aethera che vuol dire corridori. W 119^r pare che qui si confondano il vocabolo gr. *αἶθρα*, e il latino atria da atrium. Cratylus 410 B.
 138¹⁹ Maphelina. W 140¹² Mafelina, W 140^r vermuthet Messalina.
 142¹³ Circello. W 144^r vermuthet Gingello.
 146³³ giarra. W 148^r comunemente gerla. Nach Diez (wer vor ihm so?) ist gerla das general der Casseler Glossen, und stammt von gerere, ebenfalls nach Diez (wer vor ihm so?) ist giarro — Bruno braucht noch das richtigere giarra — gleich جررة. Engelmann-Dozy² aliara 139, jarra 290. L 553²². W 1 144^r.
 148¹⁰ et gorda. W 149³⁷ läßt et stillschweigend fort, und vermuthet am Rande ingorda oder gentil corda.
 149¹⁴ Grunnio Corocotta : W 151 grugno corocotta, und am Rande: o crocotta, crocuta, gr. *κροκοττας*, spezie d'iena etiopica presso Diodoro Sicil. ed Eliano. MHaupt, opuscula 2 178, citiert Georges.

Wagner gibt, was ich im Interesse meiner HerausgeberEhre ausdrücklich feststellen muß, gelegentlich als Lesarten der Archetypi Dinge an, die ich in meinen Exemplaren nicht finde. Es wird zu untersuchen sein, ob vielleicht doppelte Drucke mit gleicher Jahreszahl umlaufen.

- 5³⁷ Ricordateui. W 5^r L'originale ha ricordarvi.
 24²⁶ Voi. W 25³ Oibò, und am Rande Il testo ha ubi.
 121³² Firenze. W 124^r Fierze il testo. Nein: Fierze, was durch Verstellung eines Buchstabens für Firēze = Firenze steht.
 137¹⁰ Rodomonte. W 139² Rodamonte, W 139^r Il testo: Redi senza.
 255¹¹ disolgar. W 258^r disoglar.

Fragen wir nun, nachdem die Unbrauchbarkeit der einzigen vorhandenen Ausgabe der erhaltenen italienischen Schriften Brunos erwiesen sein dürfte, wie eine neue Sammlung eingerichtet werden müsse, so werden wir uns zunächst an das halten, was ein vorzugsweise sachverständiger Italiener, Vittorio Imbriani, in dem oben angezogenen Buche, auseinandergesetzt hat. Imbriani verlangte einen ganz getreuen Abdruck der Archetypi. Einen solchen hat vom Candelajo Imbriani's Schüler Giovanni Tria im Jahre 1886, in Fortsetzung eines von seinem sterbenden Lehrer gemachten Anfanges, geliefert.

Man glaubt, Bruno habe alle seine Schriften in eigener Person durch die Presse geführt. Er habe in Genf sein Brod als Corrector verdient: daß er in späteren Jahren in Frankfurt seine lateinischen Bücher selbst korrigiert, sei durch Wechsel ausdrücklich bezeugt: für italienisch geschriebene Arbeiten habe es in Paris und London schwerlich Correctoren gegeben: nicht einmal des Italienischen kundige Setzer werde man gehabt haben, und so sei der Verfasser italienischer Dialoge ganz natürlich dazu gekommen, falls er seine schwer zu verstehenden Texte nicht habe verderben lassen wollen, die Druckbogen selbst zu bessern. Daraus folge, daß eine neue Ausgabe der opere italiane di Giordano Bruno nichts sein dürfe, als eine buchstäblich treue Wiederholung der uns die Handschrift des Verfassers ersetzenden alten Drucke.

Ich habe, bevor ich selbst an die Arbeit gieng, die Sache genau eben so angesehen wie Imbriani, mit dem ich erst um Ostern 1885 in Neapel die Pflichten eines Herausgebers persönlich durchsprach. Ich freute mich, daß die Angelegenheit so lag: sonst hätte ich, nicht Romanist, des neueren Italienisch nur höchst unvollkommen kundig, eine neue Ausgabe Brunos nicht unternehmen dürfen.

Allein wenn Bruno Eines seiner italienisch geschriebenen Werke für die Presse selbst revidiert hat, so hat er es mit allen übrigen nicht gethan. Ich habe Wagners Text nach den Archetypi korrigiert, ich habe einzelne Archetypi abgeschrieben, und für mich gemachte Abschriften der Archetypi nachverglichen, ich habe jeden meiner Correcturbogen fünfmal gelesen, so daß ich mich für befugt zum Urtheilen halten darf. Das Urtheil lautet wie ich es oben gefaßt habe. Damit ist aber einem buchstäblich treuen Abdrucke der Archetypi, wie es scheint, der Stab gebrochen.

Doch ist das nur ein Schein.

Denn wollten wir die Schreibung der Archetypi ändern, so dürften wir dies doch nur entweder nach den Grundsätzen Brunos oder nach den Grundsätzen seiner gebildetsten Zeitgenossen thun, und solche Grundsätze sind meines Wissens nicht vorhanden. Die von LBlanc in seiner Grammatik 23 bis 27 verzeichnete Litteratur ist eine Litteratur von Streitschriften, also von Schriften, die in einem sie alle vereinigenden, nach Seiten und Zeilen bequem citierbaren Quartbande vorgelegt, und danach vollständig durchgearbeitet sein müßten, bevor man Aussagen über etwa anerkannte Grundsätze italienischer Orthographie des sechszehnten Jahrhunderts wagen dürfte. Die alten Drucke italienischer Schriftsteller, die ich kenne, haben keine feststehende Orthographie. Herr Eduard Boehmer hat in dem Confronto zu den cento e dieci divine considerazioni des Giovanni Valdesso 445

über den von ihm wiederholten Urdruck seines Textes gesagt: Quanto poco il primo editore sia stato sollecito di una qualsiasi uniformità nella scrittura, si raccoglie apertamente usw.: dies mein »usw.« reicht bei Herrn Boehmer von der Seite 445 bis zur Seite 474. Was der Mann that, der 1550 zu Basel jene considerazioni herausgab, stimmt durchaus nicht mit dem was sich in den Urdrucken Brunos findet: wenn ich nun gar etwa des Antoninus Venutus Notensis de agricultura opusculum durchsehe, das um meiner Geoponica Studien willen in dem Drucke von Venedig 1556 auf meinem Pulte liegt, so ergibt sich abermals Anderes. Bruno selbst hat an Einer Stelle ein Interesse für die Schreibung seiner Muttersprache ausgedrückt: ich bitte Seite 223 meines Neudrucks selbst nachzulesen. Hat Bruno nach meiner Ueberzeugung eigentliche Grundsätze nicht gehabt, so haben ihm Neigungen niemals gefehlt, und wenn er den Candelaio anders schreibt, als die übrigen Bücher, so hat das gewis seinen guten Grund, und es ist ein Verbrechen, den Candelaio*) nach den philosophischen Büchern umzuformen. Dort Volkssprache, hier die Sprache der Gelehrten oder doch Gebildeten: also, weil andere Art zu sprechen, gewis auch andere Art zu schreiben. Zu beachten wird aber sein, daß Bruno in den philosophischen Schriften sich 223₃₂ mit zornigem Hohne über diejenigen äußert, die das h in homo, honore, Polihimnio beseitigen, daß aber 583₃₇ ff. 584₁₁ ff. Onorio auftritt, daß also das oben gefällte Urtheil, Bruno habe nicht selbst korrigiert, ja sich gar nicht um die Correctur bekümmert, für die philosophischen Schriften jedenfalls gelten dürfte, wenn es auch vielleicht für den Candelaio nicht gilt. Man frage sich, ob der Mann der 223₃₀ ff. geschrieben, so und so viel Male in den Correcturbogen, wenn er sie selbst korrigiert, Onorio würde haben stehn lassen. Daß Bruno 328 nicht selbst korrigiert habe, scheint mir klar. Welcher Schriftsteller würde 328₅ *infinito. 90. che* in einer Aufzählung nicht beseitigt haben, in der es *infinito. Quarto che* heißen muß? Bruno hatte *infinito. 4. che* geschrie-

*) Noch kürzlich fand ich Candelaio durch *Lichtzieher* übersetzt: aber candelajo non ha il significato di candeliere [*chandelier*], Imbriani 122. Da Bonifacio nach 109₇ di buon parentado (nach 97₈ vom seggio di San Paolo) ist, wird er wohl kaum ein Seifensiedergeschäft betrieben haben. Die Herren mögen 105₈₇ ff. mit Genesis 38₉ nachlesen und Bruno 40₈₈ 109₁₁ vergleichen, so werden sie einsehen, wie richtig Imbriani, Natanar secondo 123, den Titel Candelaio obscoen gedeutet hat. Da ich unten, wann ich auf den Einen Nutzen zu reden komme, den ich mit meiner Ausgabe Brunos sicher zu stiften hoffe, Büchmanns gedenken muß, erwähne ich hier, daß ich seiner Zeit, als ich noch Lehrer in Berlin war, dem verstorbenen Büchmann Genesis 38₂₈ als Quelle des Habeat sibi nachgewiesen habe. Natürlich aus der Vulgata, also alt.

ben [vgl. 328₇], und ein Esel, dem gleichwerthig, von dem Schelling im Vorworte zu seines Freundes Steffens kleinen Schriften spricht, oder dem, der dem verstorbenen Lotze *es kommt eine Zeit, da der Mensch der Mädchen* (für: Märchen) *müde wird* aufbürdete, hat 4° = Quarto in 90 verderbt, 328₇ 5° in 30.

Imbriani verlangte in dem oben genannten Aufsätze, daß die Urdrucke der italienischen Werke buchstäblich treu, ohne jede Aenderung, wiederholt werden sollten. Imbrianis Verlangen ist, wie schon bemerkt, von seinem Schüler Tria zu Neapel 1886 für den Candelaio erfüllt worden. Ich habe nicht völlig ebenso gehandelt wie Imbriani selbst gehandelt haben würde, da ich alle ganz offenbaren Druckfehler der ersten Ausgaben beseitigt, und dieselben am untern Rande sorgfältig verzeichnet habe, so daß jeder sofort bessern kann, wann ich zu Unrecht den alten Text verlassen haben sollte. Für mich hatte dies Verfahren einen besonderen Nutzen: es zwang zum schärfsten Aufmerken. So unvollkommen ich Italienisch verstehe — ich scheue mich, es mit Eingeborenen zu reden, um ihnen nicht wehe zu thun —, so sind mir doch die jetzt üblichen Formen und Wendungen immer noch geläufiger als die im sechszehnten Jahrhunderte umlaufenden: wäre ich wie Wagner verfahren, so würde mir höchst wahrscheinlich viel Wichtiges entgangen sein, während ich bei meiner Art zu arbeiten allenfalls Gefahr lief, falsch zu ändern, aber jedem Sachverständigen erstens die Sicherheit bot, daß das von mir Erhaltene nicht ein von mir verschuldeter Druckfehler sei, zweitens ihm die Möglichkeit gewährte, selbst aus voller Kenntnis des Thatbestandes heraus richtiger als ich zu entscheiden.

Die Zeilen habe ich gezählt, so daß jeder Philologe nun das Citieren bequem hat. Die Seitenzahlen laufen durch die Bände durch, um für jeden Benutzer, der nicht ein Penny-a-liner ist, das Anführen abzukürzen: Band 2 Seite 720 Zeile 5 ist garstig, da 720₅ ausreicht.

Auch die Interpunction ist von mir im Wesentlichen unangetastet gelassen worden. Bruno setzte Interpunctionszeichen nicht der Logik, sondern der Declamation, dem Vortrage, zu Liebe, wie am besten aus 23, 36—39 meines Druckes erhellen wird. Lucia, die Zutreiberin einer öffentlichen Dirne, liest nur mit Mühe: darum hat Bruno in den vierzehn Zeilen, die sie vorlesen muß, außer dem Endpunkte nur vier Interpunctionen. Er gibt dadurch eine Bühnenweisung: Lucia hat, so zu sagen, buchstabierend zu lesen. Ist die 23, 26—39 vorliegende Thatsache richtig gedeutet, so muß überall die Interpunction als Anweisung zum Sprechen, nicht als Schematisierung des Satzbaus aufgefaßt werden. Da Ich natürlich nicht weiß, wie ein Südtaliener in dem dritten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts vorgetragen hat,

durfte ich nicht wagen, irgend welche erheblichen Aenderungen an der Interpunction der Urdrucke vorzunehmen. In diesem meinem Entschlusse wurde ich durch die Auseinandersetzung bestärkt, die Bruno 46²⁸ ff. dem Pedanten Mamphurio in den Mund legt.

In dem von mir benutzten Goettinger Exemplare des *Candelaio* fehlt Blatt 112 (bei mir 90²⁴ bis 91¹⁰): ich habe es aus Trias Abdrucke ergänzt. Am wenigsten zuverlässig sind in meiner Ausgabe die Seiten 403¹ bis 436¹² *celebrati* und 559¹ bis 606 *Ende*. Ich konnte in Deutschland kein vollständiges Exemplar des *Spaccio* und gar kein Exemplar der *Cabala* auftreiben. Das auf den vorhin angegebenen Seiten bei mir Gedruckte ist aus dem Exemplare des britischen Museums von einer mir durch EMThompson empfohlenen Engländerin abgeschrieben worden: die von dieser Frau gefertigte Abschrift der *Cabala* habe ich selbst in London mit dem Urdrucke verglichen, während 403¹—436¹² in den letzten *Correcturen* (für die ersten hatte ich eine im Anfange unseres Jahrhunderts gefertigte Copie aus München bekommen) von der Abschreiberin noch einmal mit dem Originale zusammengehalten worden ist.

Unrechtmäßigerweise getrennte Wörter habe ich mit wenigen Ausnahmen (zum Beispiel 37³⁶) stillschweigend, aber leider nicht gleichmäßig, vereinigt — aus *per che* = *perche* und Aehnlichem darf nichts über die Originale gefolgert werden —, fehlerhaft vereinte Wörter nur unter gleichzeitiger Angabe der ursprünglichen Lesart getrennt. *Acut* und *Gravis* galtea dem Bruno vermuthlich gleich viel: es war meine Absicht, sie, obschon nichts darauf ankam, stets wie Bruno zu schreiben. Daß dabei gelegentlich Versehen untergelaufen sein werden, ist von vorne herein gewis: Kritiker, denen die Wahrheit heilig ist, haben also einen weiten Spielraum für ihren Tadel. Auch *s* und *f* richtig auseinanderzuhalten, war bei der Erbärmlichkeit der alten Drucke oft recht schwer, so daß, was *s* und *f* anlangt, mancher Fehler der *Archetypi* unangemerkt geblieben sein mag. Da man jetzt *dunque*, Bruno aber, wo er ausdrückt, *dumque* schreibt, habe ich angemerkt, wann die *Archetypi* *dūque* oder *dūq;* geben.

Nun komme ich zu dem beschämendsten Theile meiner *oratio pro domo*, dem Eingeständnisse meiner Fehler. Bis jetzt habe ich nur Einen Druckfehler bemerkt: an einer Stelle, die ich im Augenblicke nicht wiederfinden kann, steht — in einem Gedichte — ein *u* für ein *n*. Zu 324³⁵ ist nicht angemerkt, daß das erste *s* des Wortes *suppositioni* mit der Hand in den schon fertigen Bogen hineingedruckt ist. Schlimmer ist, daß ich zwei von Bruno selbst gemachte Verbesserungen, die ich *C* nenne (im Gegensatze von *T[ext]*), nicht eingetragen habe. Denn 640³⁴ ist aus 622¹⁴ vor *quei* ein *se* einzusetzen,

und 640₃₅ aus 622₁₄ seguite für seguita zu schreiben. Weiter habe ich zuerst geändert was nachmals mit Recht nicht geändert worden ist. 203₄₀ arithmetrico und 289₂₆ Arithmetrica sind »gebessert«, aber 333₃₅ 413₃₇ 489₂₃ ist Arithmetrica, 512₂₄ Arithmetrici unangetastet gelassen worden, da Bruno, der schwerlich Griechisch verstand, durch die Analogie von Geometria irre geführt worden zu sein scheint. 424₂₆ ist aborso geblieben, 718₂₄ aborsi zu aborti gemacht: aborsus Acta Sanctorum Februar 2 729^a. Propositio 20₂ 161₃₈ [329₇], gegen proposito 258₃₇ [297₂₅] 309₃₇. Absoleto 378₁ 719₃₂, prorogatiua 253₁₈ 272₂₂ (wie 360₃₅ 474₆ im Texte geblieben ist), prosuntuoso 466₂₅: 33₁₄ pernotiate, 509₆ prospettina, discretione 396₁₃ 405₃₁ 421₂₄ 425₂₇ 524₂₀ 545₃₂ 548₆ 720₁₁, mußte ich erhalten. Ueber perdonatime 50₁₇ 73₁₆ 82₃ 82₈ 104₂₄ erbitte ich die Belehrung eines italienischen Gelehrten.

Daß 370₁₄ chirugia unbehelligt geblieben ist, wird Niemand beanstanden, der in Malagolas herrlicher, mir als einem Abgeordneten der Goettinger Gesellschaft der Wissenschaften bei der Jubelfeier in Bologna zum Geschenke gemachten Ausgabe der Statuti delle università e dei collegi del studio bolognese 484 ff. die χειρουργία in amtlichen Urkunden cirusia cirusia cirugia geschrieben findet.

Ich habe mich in den Symmicta 1 131 wie in den deutschen Schriften 265 (und sonst) über die »dummen Jungen« ausgesprochen, welche Bücher öffentlicher Bibliotheken mit ihren Beischriften und Zeichen besudeln. Nach meiner Anschauung müssen solche Schlingel, auch wann sie in Amt und Würden sind, unnachsichtlich von der Benutzung der geschädigten Bibliothek für immer ausgeschlossen werden: so handelt man im brittischen Museum. Als ich, vor ich weiß nicht wie viel Jahren, das Goettinger Exemplar des Candelaiio entlehnte, um meinen Wagner nach ihm zu korrigieren, war es tadellos: jetzt ist ein moderner Schmierfink darüber her gewesen. Das Berliner, aus FJacobis Bibliothek stammende Exemplar der Schrift de la causa, principio et uno ist in die Pfoten eines Subjekts gerathen, das eigentlich RaschiSchrift zu verwenden gewohnt gewesen zu sein scheint. Ich will ausdrücklich öffentlich feststellen, daß ich die Sache amtlich zur Anzeige gebracht, und selbst — für die, welche mich kennen, selbstverständlich — an diesen Ferkeleien unschuldig bin.

Durch die vorstehenden Ausführungen wird, so denke ich, jedermann in den Stand gesetzt sein zu beurtheilen, wie ich meinen Neudruck der italienischen Werke Giordano Brunos aufgefaßt wissen will. Da ich recht viel Geld, weit mehr als ich eigentlich verantworten kann, und etwa zweitausend schwerste Arbeitstunden an diesen Neudruck gewandt habe, wird man mir nicht versagen wollen,

an jene Ausführungen noch einige Mittheilungen über die Gedanken anzuknüpfen, die mich dazu gebracht, meine Ausgabe zu veranstalten, Gedanken, die sich mir während ich mein Buch vorbereitete und durch die Presse führte, bewährt und geklärt haben.

Vorab: für die Menge habe ich nicht gearbeitet. Das lehrt schon die Ausstattung meiner Ausgabe, das lehrt die lediglich genau citirende Gelehrte als Leser in das Auge fassende Zählung der Zeilen, das lehrt, so sehr er ausdrücklich auf die Wiedereinbringung meiner Auslagen hin berechnet ist, der Preis derselben.

Bruno, obwohl (oder weil) niedrigster Herkunft, glaubt nicht an allgemeine Bildung, und nennt 719₁₁ das Sursum corda der Kirche nur für diejenigen angestimmt, die Flügel haben. Er wendet sich mit seinen Büchern mit nichten an den großen Haufen. Selbst wenn ich anders dächte als Bruno, das heißt, wenn ich überzeugt wäre, die Fragen der Metaphysik seien für einen Kreis zu beantworten, der jene Fragen aufzuwerfen nie in der Lage war, selbst dann würde es mir nicht einfallen dürfen, die Arbeiten eines Philosophen und eines Dichters wider dessen Willen Leuten anzubieten, die nicht nur Philosophen und Dichter nicht sind, sondern die den Schein der Philosophie und der Poesie lediglich preisen, weil dies zu thun irgend welchem Egoismus vorläufig noch förderlich ist. Also meine Ausgabe dient der Wissenschaft, nicht einer Partei, am allerwenigsten der Gott leugnenden, die Geschichte verleugnenden Partei des Freisinns.

Als ich mich zu Ostern 1885 in Rom aufhielt, waren aller Orten die Mauern mit Anschlägen bedeckt, in denen zu Sammlungen für ein Denkmal Brunos aufgefordert wurde. Berühmte und nicht berühmte Namen standen unter dem Aufrufe, zwischen ihnen die Namen von Männern, von denen ich wußte, daß sie niemals eine Zeile Brunos gelesen, die Namen anderer Männer, von denen ich wußte, daß sie in ihren Vorlesungen über Geschichte der Philosophie Bruno behandeln, obwohl sie keine Sylbe Italienisch verstehn. Unter den vielen Lesern jener Maueranschläge habe ich keinen Einzigen auf einer Kenntnis des Gefeierten ertappt: Bruno war ein Märtyrer für die Freiheit des Denkens — dieser Satz war Alles, was herausgelockt werden konnte. Eine Genügsamkeit, die ich mit demselben Rechte lasterhaft nennen darf, wie ich die in den Symmieta 1 65₅ besprochene lasterhaft nenne. Man muß genau kennen, was man beschwärmen will.

Um die Bedeutung klar zu machen, welche meine Ausgabe der italienischen Schriften Brunos für die Romanistik hat, erinnere ich an folgende Thatsachen.

Daß die Sprache Giordano Brunos in dem heute gültigen Verstande eine klassische sei, wird Niemand vermuthen, derjenige am

wenigsten, der das von Gallicismen und nutzlosen Neologismen strotzende Italienisch der Zeitungen für mustergültig erachtet: die Zeitungsleser werden sich also, falls sie ja einmal meine beiden Bände zur Hand nehmen, auf arge Enttäuschungen gefaßt machen müssen: um so mehr so, als Bruno auch dem toscaneggiare nicht freundlich gesinnt gewesen sein dürfte. Nicht ohne Grund legt er gerade dem Pedanten Mamphurio 35⁷ die Phrase von der eleganza in lingua Aethrusca (moderne Pedanten würden dies kostbare Aeth- ändern) vel Tuscia in den Mund: wenn dieser Mamphurio 22²⁰ vosco [68³⁰] für Ethruscius als con voi erklärt, so wird er allerdings heut zu Tage am Arno mit dieser Erklärung wenig Glauben finden. Non e' Latino, ne Ethrusco 54³⁴: vgl. latrino et trusco 55⁴. Questa voce non é tosca 223³⁰.

Schweigen will ich von Einzelheiten wie der, daß Bruno aria mit Ausnahme Einer Stelle, die ich geändert habe, stets als Masculinum braucht: ausdrücklich mache ich junge Romanisten darauf aufmerksam, daß eine Arbeit über die Formenlehre Brunos gewis mit Dank aufgenommen werden würde. Der ehrenbelobte Mamphurio braucht zum Beispiel 53¹⁸ in einer einzigen Zeile hauessiuo, fussiio, harestiuo. 44⁴ 55²⁰ facessiuo: alzaimo 49³⁰: acciaffaimo 49³¹: fussimo 49³⁶: fuggiuimo 50³⁰: amastiuo 62²⁷: fussiio 64⁵: potessiuo 65⁸. Schon G'Tria hat (unter Berufung auf seinen Lehrer Vimbriani) in seiner Ausgabe des Candelaio auf die allen Romanisten wichtigen -no bei Bruno aufmerksam gemacht: die von Tria angeführten Beispiele hat Wagner alle mit einander beseitigt, so daß durch Wagners Text ein Grammatiker kaum veranlaßt wurde, sich um den Thatbestand zu kümmern. L 9² essendono : W 8³² essendone. L 11⁴ hauendono : W 10²¹ avendone. L 27³⁸ esserno : W 28¹⁷ esserne. L 94³⁶ esserno : W 95² esservi. L 108²³ essendono : W 108¹⁴ essendo. Tria, der Imbriani Natanar 99 citieren mußte, hat (wie sein Lehrer Imbriani) Eine Stelle übersehen, in der Wagner Avendono erhalten hat, 38²⁴, wo ich 38¹⁹ Havendono gebe. Auch L 324³⁵ 576³⁷ hat W 2³³ 17 268²⁵ esserno stehn lassen, usw.*)

*) Imbriani, Natanar secondo 99: Appo il Bruno, come appo molti altri scrittori ed in alcuni dialetti d'Italia, si trova non saprei ben dire se in embri- one o come reliquia, alcun vestigio di un plurale e dell' infinito presente e del gerundio. Und Herr Tria vor seinem Candelaio ix: In una nota, che l'Imbriani intendeva leggere o lesse alla Società Reale, dimostrava, che, tra noi, la flessione personale dell' infinito, che si crede, da' filologi propria e caratteristica del portoghese, c'è stata, spiccata, usuale. Se ne trovano, per secoli, vestigia, ne' documenti e negli scrittori. In quegli scrittori migliori, s'intende che non rifuggi- rono, napolitani, dagl' idiotismi napolitani, che non commisero quello errore im-

Der Grammatiker Virgilius Maro, über dessen Epitomae Ioh. Huemer 1882 in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften handelte, erwähnt die Possessiva *mus ma* und *tus ta*, quae in latinitate usitata non habentur, at tamen in dubium recipiuntur. »Hierdurch« wird Herr GGroeber in des Herrn Woelfflin Archive für lateinische Lexicographie 1 58 »an die nur dem Französischen und Provenzalischen gemäßen Grundlagen der Possessivformen der Einheit der ersten und zweiten Person erinnert«, und schließt in Folge davon, jener Virgilius sei ein Galloromane. In LBlancs 1844 erschienerer Grammatik der italienischen Sprache wird 278 279 *patremo signorto ziso* aus Boccaccio, Pucci und sogar Dante (*Inferno* 29 77) belegt. Bruno läßt 94 23 den Scaramurè Signor *mo* sagen. [22 27.] Als ich in Rom 1885 auf der Piazza Rusticucci ausgleitend mir einen Schaden am Fuße zugezogen hatte, veranlaßte Vimbriani Herrn Luigi Morandi mich aufzusuchen. Ich stand im Begriffe während der Osterferien zu Imbriani nach Neapel zu reisen, fürchtete mich aber, einem Italianissimo, der mir freilich herzlich ergeben, aber aus Patriotismus ein scharfer Kritiker war, mit einem höchst fragwürdigen Italienisch entgegenzutreten. Als ich diese Besorgnis gegen Morandi aussprach, tröstete und belehrte mich dieser über Imbrianis *vecchiumi*, und gedachte auch jenes *mo to so*, das in Neapel noch im Volke lebe, und von Imbriani angewandt werde. Am 13 April 1885 schrieb mir Imbriani, dem ich von meinem Gespräche mit Morandi erzählt hatte, in allem Ernste des bevorstehenden Todes noch scherzend, nach Rom: *Mogliema e figliama stanno bene*. Vielleicht wird man jetzt um seines *mus tus* willen jenen Virgilius Maro nicht gleich für einen Galloromanen halten.

In dem vorher genannten Archive 4 612^r fragt Herr PGeyer:

Sollte nicht auch die dem Italienischen fremde Abschwächung der Endung *unt* in der 3. Plur. 3. Konj., die unmöglich vom italienischen Kopisten herrühren kann, auf Frankreich hindeuten? z. B. *dicent vadent tollent descendent* u. s. w.

perdonabile del toscaneggiare, il quale, se procaccia qualche plauso da contemporanei malaccorti, taglia, però, i nervi, e, come ogni imitazione, è micidiale alla vera grandezza. E di esempi di tal flessione se ne trovano molti, moltissimi, che ci offrono più e meno di quanto c'è in portoghese. Meno, perchè gli esempi nostri si restringono, solo, alla prima e terza persona plurale; più, perchè i nostri flettevano, anche, il gerundio, e, talvolta, il participio presente. Die Verantwortung für diese Aeußerungen zu tragen muß ich dem Herrn Tria überlassen: ich kann nur bemerken, daß ich bei Blanc und Diez nichts von diesen — bei Bruno unzweifelhaft vorhandenen — Erscheinungen finde, was vielleicht meinem Ungeschicke im Suchen in Rechnung zu stellen ist.

Aus meinem, kaum aus Wagners, Bruno ist zu lernen, daß die Italiener des sechszehnten Jahrhunderts descendeno und ähnliches sagen durften. Bruno 6²⁹ discorreno = discurrunt: 11²⁹ occorreno = occurrunt: 16¹⁸ procedeno = procedunt: 28³² 227³⁴ 240⁸ 554¹⁹ concorreno = concurrunt: 214³¹ commetteno = committunt: 226¹⁹ descriueno = describunt: 228³ metteno = mittunt: 244³² 245¹⁸ 254⁸ intendeno = intendunt: 244⁴⁰ comprendeno = comprehendunt: 247⁴⁰ distingueno = distinguunt: 248¹⁸ ricorreno = recurrunt: 275³ descendeno = descendunt. Sogar vuolen = volunt = veulent ist 592¹⁷ möglich = vuoleno 106³¹. Und oft Analoges. Uebrigens ist in Betreff des ono eno nachzulesen was Blanc 345 346 geschrieben hat. *)

Ich wünsche, daß meine Ausgabe dazu helfe, einen Mann kennen zu lehren, der mehr war als ein Märtyrer, einen Mann, der die heute in den maßgebenden Kreisen geltende Weltanschauung zuerst als solche vorgetragen hat, einen Mann, an den mehr als Ein über Bruno hinaus berühmter und gefeierter Philosoph seinen erstoblenen und erschlichenen Ruhm abtreten muß.

Meine beiden Bände enthalten, was die lateinischen Schriften Brunos, soweit ich sie kenne, nicht enthalten würden, die schärfsten Widersprüche, die man denken kann. Der Verfasser des Candelaiio ist auch der Verfasser der heroici furori. Der Verfasser des Candelaiio ist ein Mann der sieht was ist, der mit einer Genauigkeit ohne Gleichen darstellt, der den Schmutz als Schmutz malt, aber ohne sittliche Noethigung, der, bloß weil er die Gabe der Darstellung in allerhöchstem Maße besitzt, Vorgänge und Menschen zeichnet, vor denen die meisten Anderen voll Ekel die Augen schließen würden: der Verfasser jener furori erklärt Devisen, oft in der hinreißenden Sprache eines der Zukunft vollen, schmerzreichen, siegesgewissen Sehers, gelegentlich auch im Style der italienischen Hofdichter, die mit den Formen spielten, weil der Inhalt des Lebens und Liebens ihnen fehlte: man lese 638³ ff. 665⁶ ff. 750³² ff.. Grund genug, den Bruno einmal darauf hin zu betrachten, was für ein Mensch, was als Mensch er gewesen ist: eine Betrachtung, die man jedem bedeutenden wie

*) Ich benutze die Gelegenheit, um für ein dem der Herren Groeber und Geyer ähnliches Versehen um Entschuldigung zu bitten. Ich habe 1874 in meinem für die Theologen des nächsten Jahrhunderts gearbeiteten Psalterium iuxta Hebraeos Hieronymi xvi aus dem caballicare einer von mir veröffentlichten Urkunde geschlossen, daß dieselbe wegen chevaucher in Gallien abgefaßt sei. Ich kannte dabei Spanisches cabalgar seit meiner UnterSecundanerZeit, italienisches cavalcare mindestens durch cavalcata ich weiß nicht wie lange: ich war unbesinnlich, als ich jenen Satz im Psalterium schrieb — allerdings auch nicht Romanist.

unbedeutenden Manne zuwenden sollte, wenn man ihm wirklich gerecht werden, ihn nicht als Blendwerk zur Vertheidigung einer Partei benutzen will.

Es ist ein sehr ersprießlicher Gedanke der neusten Zeit, zur richtigen Beurtheilung irgend wie Bahn brechender Menschen sich und Anderen durch Kenntnissnahme von dem Eindrucke zu verhelfen, den jene Menschen auf ihre Zeitgenossen gemacht haben. Im ausgedehntesten Maße ist diese Arbeit von verschiedenen Gelehrten zur Klarstellung des Wesens Goethes unternommen worden. Je näher der Beurtheilende dem Beurtheilten steht, desto besser, falls die Nähe der Wahrhaftigkeit keinen Eintrag thut: man vergleiche beispielsweise etwa, wie sich Clemens Brentano am 29 Juli 1825 über Bettina von Arnim gegen Görres äußert (JvGörres gesammelte Briefe 3 184 ff.). Es ist uns nicht so gut geworden, zu hören wie Zeitgenossen Brunos über Bruno aussagen: Michel de Castelnau, Sieur de Mauvissière usw., dem Bruno die Aschermittwochsmahlzeit wie die Bücher *de la causa, principio et uno* und *de l'infinito universo et mundi* gewidmet hat, gedenkt in seinen Denkwürdigkeiten des von ihm beschützten Philosophen mit keiner Sylbe, da diese Denkwürdigkeiten mit der Schlacht von Montcontour und dem auf diese Schlacht folgenden Frieden von Saint-Germain en Laye schließen*): ob die

*) Les mémoires de Michel de Castelnau, seigneur de Mauvissiere [so], liegen mir in einer drei Foliobände starken, 1731 zu Brüssel von J. Le Laboureur besorgten nouvelle édition vor. Sie reichen von 1559 bis 1570. Man lese vor Allem 1 266 Ende.

Maria da Boshtel (bei mir 264₈₇) ist noch in der allerneusten Zeit einem Anhänger Brunos nicht näher bekannt gewesen. In der eben angeführten Ausgabe der mémoires de Castelnau findet sich 3 141 ff. eine histoire généalogique de la maison des Bochetels, aus der hervorgeht, daß die Familie Bochetel zur rôtüre gehörte, aus Rheims stammte, aber um 1450 durch eine geschickte Heirath mit einer Kaufmannstochter aus Bourges in die Geschäfte kam. Dieses ersten (Jean) Bochetel Urenkel Guillaume Bochetel war durch seine Schwester Gabrielle (dame de Gallifard) der Schwager jenes Jacques Hervé (Seigneur de Palin et du Chastellier), dessen Tochter Gabrielle Hervé des großen Jacques de Cujas (Cuiacius) zweite Frau wurde: Guillaume war secrétaire des finances unter Franz dem Ersten, wird aber noch als maître behandelt. Endlich Guillaume Bochetels Sohn Jacques Bochetel, Geschwisterkind mit der zweiten Frau de Cujas, ist der Vater der Marie Bochetel, héritière de Brouilhamenon, sainte Lizaine, Poirieux usw., die am 26 Juni 1575 Brunos Gönner Michel de Castelnau heirathete. Sie starb im December 1586, nachdem sie einem Sohne das Leben gegeben, der, da seine Mutter eine Erbtöchter war, in der Geschichte (er war Marschall von Frankreich) als Jacques Marquis de Castelnau Bochetel auftritt. Das Wunder von Anmuth, bei mir 264₂₇ ff. beschrieben, und 264₈₈ Maria da Castelnouo genannt, hieß (Mémoires 3 154) Catherine Marie de Castelnau, und heirathete 1595 Louis de Ro-

Correspondenz Philipp Sidneys, eines anderen Gönners unseres Philosophen, erhalten ist, und ob sie etwas über Bruno enthält, vermag ich nicht zu sagen. So bleiben wir, um uns ein Bild von dem Menschen Bruno zu entwerfen, lediglich auf des Mannes eigene Aussagen und auf das Durchdenken seiner Entwicklung angewiesen.

Bruno fordert zu einer Betrachtung seines Lebensganges selbst heraus, wenn er seine von dem französischen Bearbeiter 193 (Tria) ausgelassene Grabschrift auf Giacomone Tansillo mittheilt, 102 r ff. Auch Bruno kannte offenbar sein Loos schon früh am Morgen seines unsteten, innerlich bewegten Erdendaseins. Tief aus dem Herzen quellen die Worte, die er 419 zu Ehren des ewigen Lebens spricht, dort sei das Ende der an Stürmen reichen Arbeiten, dort das Bett, dort stille Rast, dort sorgenlose Ruhe. So redet nur ein Mann, der schon als Dreißiger (die Stelle ist 1584 gedruckt) zum Sterben müde und zum Sterben zu müde, aber zugleich zum Sterben zu lebendig ist.

Francesco Fiorentino*), am ersten Mai 1834 zu Sanbiase gebo-

chehouart, einen Mann altadeligen Geschlechts. Man mag sich irgend ein Bild des Gesandten Castelnau ansehen, um zu ermessen, daß die Vermuthungen von einem zarten Verhältnisse Brunos zu Maria da Boshtel, d. h. Marie de Castelnau, geborenen Bochetel, ohne Grund sind: man mag die Correspondenz Castelnaus lesen, und bedenken, daß Marie Bochetel, verehelichte de Castelnau, am 22 Februar 1576 dame d'honneur der Königin Catherine (de Médicis) von Frankreich wurde, und dies bis zu ihrem Tode blieb, man mag bedenken, daß die nachmalige Frau de Rochechouart nach der Königin Catherine Marie hieß: dann wird man nicht glauben, daß der Botschafter Frankreichs in London zu Bruno irgend welche intime Beziehungen gehabt hat. Heinrich der Dritte hatte dem Professor Bruno Empfehlungen an Castelnau gegeben, wie sie viele bekommen haben werden, und der Botschafter war mildherzig: das ist Alles. Die maschi des Hauses Castelnau (L. 264₉₉) waren zwei an Zahl, von denen nur Einer (der schon genannte Jacques, nach dem Sohne der Maria Stuart genannt) zu Jahren kam. Man schreibt: »selbst zarte Frauenhuld flocht hier [in England], wie es scheint, eine duftige Rose in den schweren Lorbeerkrantz des [sich il fastidito nennenden] heimathlosen, weil der Welt gehörenden, Dichters und Denkers. Er, der sonst einem Schopenhauer an Weltverachtung wenig nachgibt [??], wird jetzt nicht müde, die englischen Frauen und Jungfrauen als tugendsame Ausnahmen ihres Geschlechts zu feiern, vor allem aber Maria von Boßtel«, die eine Französin war, und ihr *da* als Erbtöchter führte, wohl als Erbtöchter aufgeheirathet worden war, übrigens mit dem ganzen hohen Hause von JBodin (le docte Bodin) am 9 December 1586 recht Mamphurio-mäßig gelobpreiset wird. Immer lieber eine Phrase zu wenig, als eine zu viel machen: das ist klüger.

*) Ueber ihn und seine Schriften unterrichtet sein bester Freund Vimbriani in dem Vorworte, das er Fiorentinos Buche *il risorgimento filosofico nel quattrocento* voraufgeschickt hat. Dies Buch mögen sich Freunde der Geschichte der Philosophie auch außerhalb Italiens ja nicht entgehn lassen: sie werden in ihm Vieles finden, was wenigstens ich anderswo nicht angetroffen habe.

ren, am 22 December 1884 zu Neapel gestorben, hat in dem leider jetzt nicht mehr zu beschaffenden *Giornale de la Domenica* — ich habe mein Exemplar verschenkt —, einer der werthvollsten Zeitschriften die ich kenne, am 29 Januar 1882 Mittheilungen aus den Steuerlisten von Nola gemacht, aus denen erhellt, daß die jetzt bei mir 452 453 leicht aufzusuchenden Namen wirklich in Nola zur Zeit und in dem Kreise unseres Bruno lebenden Menschen angehören.*) Im ersten Bande meiner Mittheilungen 82—88 kann man den werthvollen Aufsatz, den ich wiederholen durfte, bequem nachlesen. Ich bitte gleich hier, in Neapel nach den in meinem Bruno 592³⁵ ff. genannten Personen zu forschen. Der sehr ehrwürdige Don Cocchiaroni — das ist ein Spitzname [478] — ist ohne Frage Vorsteher des Klosters gewesen, in dem Bruno einst gelebt hat: der verdutzte Silvio, der melancholische Hortensio, der magere Serafino, der bleiche Cammaroto, der alt gewordene Ambruogio, der übergeschnappte Giorgio, der zerstreute Reginaldo, der aufgeblasene Bonifacio sind Mitmönche Brunos.

Unser Philosoph war Philipp getauft, nach dem Sohne des Landesherrn, Philipp von Spanien: als Philippus Brunus unterzeichnet er sich zu Genf am 20 Mai 1579 (Theophile Dufour, *Giordano Bruno à Genève*, zuerst im *Journal de Genève* vom 15 Juli 1884). Von Hingebung an Spanien zeugt dieser Vorname kaum: wenigstens Philipps Oheim hieß [362³⁷] Cecco, also Francesco, doch wohl nach dem bei Pavia geschlagenen Könige von Frankreich. Wichtiger ist, daß unser Philipp, als er in den Orden der Dominikaner eintrat, Giordano benannt wurde. Giordano ist der unmittelbare Nachfolger Domingos. Kein Dominikaner würde gewagt haben, einem neu Eintretenden bei der Aufnahme den Namen des Stifters beizulegen: nur wer Dominicus getauft war, wird im Orden Dominicus geblieben sein: so wenig es in der Kirche je einen Petrus II geben wird, so wenig bei Predigermönchen einen Dominicus. So gewis aber ein zur Bekämpfung der Simonie gewählter Papst den Namen Clemens II tragen durfte (meine Mittheilungen 1 42 ff. zu lesen, wird einem Historiker nicht schaden), so gewis durfte der Orden der Dominikaner, wie viel er von Philippo Bruno erwartete, dadurch aussprechen, daß er ihm den

*) Besteuert waren die fuochi (AvReumont, die Carafa von Maddaloni 156): die »Collecten« hatte — dem Namen nach — Ferdinand der Katholische abgeschafft, was ihn nicht hinderte, »Donative« zu fordern. Die Gabeln waren meines Wissens nur städtische Steuern, Lehnsträger zahlten die Adva. Dem Deutschen war, um in der Gemeinde mitrathen und mitthaten zu dürfen, eigener Rauch nöthig: haben Gothen oder Longobarden oder Normannen in Neapel die Steuern auf die Feuer gelegt?

Namen seines zweiten magister generalis Giordano beilegte. Bekanntlich ist dieser Iordanus*) ein Westphale gewesen: seinen Charakter, wie seine Genossen ihn ansahen, zu kennen, läge dem Brunoforscher am Herzen: denn diesen Charakter wünschte und hoffte man in dem gut beanlagten Knaben, den man bei der Aufnahme in den Orden Iordanus nannte, wiederaufleben zu sehen: und zu der Hoffnung muß doch ein Grund vorgelegen haben. Daß der Orden sich an die Armut des jungen Menschen nicht stieß, war selbstverständlich: daß Philipp als postignon de le puttane gedient hatte [362 37], mag man nicht gewußt, vielleicht über dem anziehenden, reinen Gesichte des Novizen gerne vergessen haben.

Giordano Brunos Geist ist durch eine einzige Thatsache aus den Bahnen heraus geworfen worden, die seine Kirche ihren Angehörigen zu wandeln empfiehlt. Copernicus hatte erwiesen, daß die Erde nur ein Planet, nicht der Mittelpunkt des Weltalls ist: die magnanimità dieses Deutschen (124 23 ff.), »der wenig Rücksicht auf die dumme Menge nahm«, hat bewirkt, daß Bruno sich von dem in der Summa seines Ordensgenossen Thomas dargestellten Systeme abwandte.

In einer oft ausgeschriebenen Stelle der Eudemischen Ethik (α 5 = 1216¹ 10 ff. Bekker) wird erzählt, Anaxagoras habe auf die Frage, warum man das Sein dem Nichtsein vorziehen müsse, erwidert, weil man, falls man sei, den Himmel und die in der gesamten Welt herrschende Ordnung schauen könne. Bruno, der den Anaxagoras sechs Mal nennt, gedenkt dieser Aeußerung desselben nicht: von einer Construction des Kosmos geht auch Er aus.

Anaxagoras war ein Freund des Pericles, umleuchtet von dem Glanze der Perserkriege und dem Schimmer jeglicher Kunst, vielleicht — ich weiß nicht, ob man darüber unterrichtet ist — voll Hoffnung auf das Gelingen der Politik Athens, ein Mann, dem die sogenannte soziale Frage, dem eine Hierarchie nie Kopfzerbrechen gemacht hat. Ihm mochte verstattet sein, der Metaphysik zu leben, und die Metaphysik auf seine Kenntnis kosmischer Vorgänge zu gründen. Daß diejenigen, die eine Lampe brennend erhalten wollen, Oel darauf gießen müssen, und daß sie dies nicht immer zur rechten Zeit thun, hat Anaxagoras wohl erst spät gelernt.

Wie anders Bruno. Unter was für Menschen muß ein Mann, der

*) Die Acta Sanctorum der Bollandisten behandeln ihn im Februar 2 720 ff. Das vierbändige, zu Poitiers 1873 ff. erschienene Werk des Dominikaners Antonin Danzas — Etudes sur les temps primitifs de l'ordre de Saint Dominique. Le bienheureux Jourdain de Saxe — hat mir recht wenig Freude gemacht. Die von Giefers neu herausgegebene Westphalia sancta MStruncks (Paderborn 1854 und 1855) ist mir in Goettingen nicht zugänglich.

Priester und Mönch war, gelebt haben, wenn er den Candelaio und dessen Umgebung mit der verblüffenden Portraitähnlichkeit so spielend hinmalen konnte, vor der wir mit einem den Blick immer wieder zu dem garstigen Kunstwerke hinwendenden Abscheu stehn? Welche Zustände sah Bruno in Staat und Stadt? Die Fremden Herren, aber nothwendige, und doch unerträgliche Herren: denn unser Bruno hätte vermuthlich zugeben müssen was sein Landsmann, Ordens- und Leidensgenosse Tommaso Campanella in Betreff der Spanier zugegeben hat. *) Keine Kunst: der »für Weltkinder« Heilige malende Gioan-Bernardo 107 ist der Milchbruder des zur Erbauung aller Gimpel für die Reinheit, Schönheit und Holdheit eines Mädchens »betenden« Heinrich Heine. Was dichtete man? Eine Kirche gab es nicht: man lese 101¹⁷ ff. — Sipione Savolino war wohl ein Vetter Brunos — 241²⁵ ff. 17¹⁴ ff. = 537²⁸ ff. Ich kann nicht darüber fort kommen, daß in solchen Umgebungen ein Mann, so lange er jung war, nicht lieber Barrikaden gebaut und zur Büchse oder zum Dolche gegriffen, als er älter wurde, nicht lieber ein Armen- und Krankenhaus oder meinethalben eine Schule gegründet, als eine auf die Astronomie sich stützende Metaphysik ausgedacht hat.

Ich kann noch über etwas Anderes nicht fortkommen. Bei allen Philosophen von Bedeutung finde ich das Bestreben, die Berechtigung ihrer Gesamtanschauung dadurch zu erweisen, daß sie als überall die richtige Auffassung des Einzelnen ermöglichend erwiesen wird: ein Schlüssel ist gut, wenn er schließt. Bruno lobt den Plato, wie er den Aristoteles — den Sophisten, den Pedanten — tadelt: er kennt sie also beide, am genauesten den gehaßten Stagiriten. Aber nie kommt ihm der Gedanke, mit seinem Principe das zu machen was jene mit dem ihrigen gemacht haben. In der ganzen Zeit, in der Bruno vor uns steht, bleibt er derselbe, sagt er dasselbe, sagt er es auf dieselbe Weise. Dabei hatte sein ihm bekannter Ordensgenosse Albert der Große sich weit in der Welt umgesehen: Alberts Botanik wird von dem berufensten Beurtheiler, EMeyer, für die Botanik eines der wichtigsten Werke, die jemals erschienen, und genau genommen das einzige rein botanische aus dem fast zweitausendjährigen Zeitraume von Theophrast bis auf Cesalpini genannt (Nachtrag zum vierten Bande der Geschichte der Botanik). Ich habe mich um meines Hieroliticum willen mit Alberts liber mineralium eingelassen, und das Werk allen Steinbüchern des Mittelalters weit überlegen befunden. Ueber Alberts Erkenntnislehre belehrte uns 1881 Ioseph Bach. In

*) Vergleiche die Auszüge aus Campanellas Discorsi politici ai principi d'Italia (von Garzilli, Neapel 1848), die AvReumont in seinem Werke über die Carafa von Maddaloni 1 45 ff. mittheilt.

Alberts Schriften und in des großen Thomas *summa contra gentiles* finde ich weit mehr Wissen und Suchen als bei Bruno: Bruno hat sich durch solche Vorgänger nicht anfeuern lassen, concret zu werden. Des Vincenz von Beauvais gedenke ich ebenfalls in diesem Zusammenhange gerne: auch Vincenz war Dominikaner. Von Eckard, Tauler, Heinrich dem Seusen hat Bruno schwerlich etwas wissen können: die sind vor Allem Deutsche.

Den einen wie den andern Mangel kann ich mir nur aus dem Dominikanerthume Brunos erklären. Der an die Augustinianer angeschlossene Orden Domingos ist ein lehrender Orden, bestimmt, die Ketzer zum Dogma der Kirche zurückzuführen: der *magister sacri palatii* — das heißt, der Hofprediger des Papstes, die oberste Censurbehörde des Kirchenstaats — ist stets ein Dominikaner. Für jeden Dominikaner steht die Lehre, also das Wissen, höher als jedes andere Gut, das die Kirche bietet und pflegt. Und nur nach Wissen strebte Bruno, der zu jung in den Orden getreten war, um nicht von ihm die Richtung seines Lebens zu empfangen. Es ist dieses Ortes nicht, auseinanderzusetzen, warum es in der katholischen Theologie neben der Dogmatik nicht ein Ethos und eine Ethik, sondern nur eine Ascese und eine Ascetik, unter Umständen eine Casuistik, gibt, warum in der Gemeinschaft des Augustinianermönches Luther neben der Orthodoxie nur der Pietismus, unter Umständen die Abgabe von Consilien erscheint: das steht fest, daß bei Bruno die sonst den Dogmatismus mildernde Ascese nie eine Rolle gespielt hat, daß alle Fragen und Probleme der Ethik ihm gleichgültig und, wie es scheint, unbekannt geblieben sind. Es ist der Dominikaner in ihm, der sittliches Thun und sittlich sein nicht vermißte. Wohl soll nach 406²³ der *Spaccio della bestia trionfante gli numerati et ordinati semi della sua moral filosofia* enthalten — dieser Ausdruck ist einer Recension gleich, wenn man das Buch wirklich liest —: man braucht nur einigermaßen, etwa durch Schleiermachers Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre, in die Ethik eingeführt zu sein, um zu erkennen, daß im *Spaccio* Bruno ein seine Kräfte weit übersteigendes Werk unternommen hat. Ich habe für ausdrückliche Studien auf diesem Gebiete der Wissenschaft keine Zeit gehabt, aber ich bin wenigstens lange genug über Brunos Schriften gesessen, um dem Eindrücke Worte leihen zu dürfen, den sie mir gemacht: ich kann auch in der Schrift über die *heroici furori*, die vielleicht von Manchen als in die Ethik gehörig angesehen werden wird, trotz der fremdartigen Hoheit vieler ihrer Gedichte kein dem Bruno eigenthümliches Ethos erblicken: das ist Plotin im Gewande der italienischen Spät-Renaissance: und Plotin ist ein schlechter Meister der Sittenlehre. Ich entsinne mich

nicht, in den italienischen Schriften Brunos jemals das Wort »gut« mit ernsthafter Betonung gelesen zu haben: die Wörter »Sünde, Schuld, Erlösung« finden sich meines Wissens gar nicht vor. Mit der Schönheit und der Wahrheit aber wissen die Seelen der Hunderttausende nichts anzufangen, mit einer in *γλώσσαι* und Sonette eingewickelten Predigt von der Schönheit, die zur Wahrheit führe, erst recht nichts. Das Einzige was mir in den Furori im tiefsten Innern eingeleuchtet hat, ist der Satz 715³⁶ Ignoranti portum nullus suus ventus est: ich würde sehr dankbar sein, wenn man mich belehren wollte, wessen Eigenthum er ist. Bruno, obwohl niedrigster Herkunft, ist ein Genußmensch im geistigsten Sinne des viel zu deutenden Wortes, ein Genußmensch, der weil Er zu genießen die Fähigkeit und die Mittel besitzt, an die vielen von dem Leben wie von dem kommenden Tode geängstigten Armen am Geiste nicht denkt. Lucas 18¹¹ würde Bruno schwerlich nachgesprochen haben, so häßlich er über die blinde Menge sich äußert — man meint, einen Rabbiner über *âm hoóreç* schelten zu hören —: auf dem Wege zu des von allen Gebildeten gepriesenen DFStrauß neuem Glauben, zu dem durch aesthetische Emotionen erziehenden Richard Wagner ist Bruno auf alle Fälle. Das Volk kann nicht nach Bayreuth reisen um besser zu werden: und besser werden muß es doch, wenn es ihm besser gehn soll: und besser gehn muß es ihm, denn es geht ihm recht schlecht. Brunos Mängel leite ich von dem Dogmatismus des Mannes her, wie ich den seinigen gleichzielende Bestrebungen unserer Tage von dem Altenstein-Wieseschen Systeme der Erziehung herleite, das den Kern des Menschen nicht im Willen, sondern im Wissen sieht.

Ich habe oben nicht freundlich von der Gemeinschaft Luthers geredet, und das soll stehn bleiben. Aber wenn die Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts, nicht nach dem Willen derer, die zu ihnen ohne es zu wollen, den Anstoß gaben, Deutschland von Rom losgelöst haben, so haben sie damit auch bewirkt, daß die lange Zeit an römisches Wesen gebundenen Grundstoffe der deutschen Natur frei wurden, daß sie in Folge davon selbstständig sich zu entwickeln in den Stand gesetzt wurden, so haben sie bewirkt, daß was im Römischen allgemein Menschliches stak, nicht mehr verworfen wurde, weil es von römischen Händen angeboten ward. Ich kann Musik wie sie Heinrich Schütz, wie sie zum Theil Sebastian Bach geschrieben, nicht für lutherisch, sondern nur — dies »nur« ist natürlich kein Tadel — für allgemein christlich und für deutsch halten: unsere Clasiker setzen den Heinrich Schütz, der wahrlich den Herrn gesehen wie er wandelte und war, setzen die Motetten und Recitative — nicht die Oratorien, am allerwenigsten die Choräle — Bachs fort, soferne sie

das ewig Bleibende der Kirche und der Nation lieben und aussprechen, nicht weil sie es in Folge einer kritischen Operation erwählt, sondern weil es sie erwählt: auf das Wort kommt es nicht an, wenn die Sache da ist. Ich denke mir, in Italien würde für einen Menschen großen Herzens Aehnliches möglich gewesen sein: in Bruno finde ich nichts, das auf solche Möglichkeit bei ihm hinwiese.

Bruno ist kein Patriot. Er klagt über die Kriege, welche Europa verheeren: 501²⁹ über den *empito maritimo del Turco* und den *Gallico furore*, der über die Alpen nach Italien vordringe: 500⁵ über die *pazza et fiera discordia in questo regno Partenopeo*. Daß der Spanier Don Fernando Alvarez y Toledo Herzog von Alba oder irgend wer von dessen Landsleuten, daß der Burgunder Antoine Perrenot Cardinal Granvella, Bischof von Arras, in Neapel regieren, daß sein Volk rechtlos, nur zum Steuerzahlen*) und Maulhalten gut genug, ohne Ziel, mit kleinsten Freuden geöffit dahinlebte, darüber hat Bruno kein Wort. Aus dem Gedichte Dantes sind ihm nur Dantes Teufel aufgefallen: er nennt die unangenehmsten Classiker Italiens, Boccaccio, Petrarca, Ariost: von Tasso führt er 504²⁷ wundervolle und auch wundervoll italienische Zeilen an, die doch recht allgemeinen Inhalts sind: Alles was in der italienischen Litteratur unübersetzbar ist, und eben darum weil es dies ist, dem ganzen Menschengeschlechte angehört, das Alles kennt Bruno nicht.

Bruno weiß nicht was Geschichte ist. Der Gedanke ist ihm nicht aufgegangen, daß wir Menschen durch Irrthum zur Wahrheit, durch das Gewährwerden weniger Glieder der auf der Flucht vor unseren Blicken ihr Gewand dann und wann einmal auf Augenblicke verlierenden Wahrheit nach und nach zur Ahnung der ganzen Wahrheit vorschreiten. Er kennt, wie alle Dogmatiker, nur Eideshelfer für diejenige Wahrheit, die Er fertig besitzt. Rechts stehn ihm die Schafe, links die Böcke: und seine Dialogen zeigen nicht, wie aus dem Widerstreite der Meinungen, aus den Beiträgen von verschiedenem Standpunkte aus suchender und sehender Mitforscher das Ergebnis gewonnen wird. Bruno steht unter dem Einflusse eines Theiles der Naturwissenschaften, der Astronomie, und hat gleichwohl einen Einblick in die vorsichtigen Methoden der Naturwissenschaften nicht gewonnen. Copernicus hatte Thatsachen vor sich: da diese Thatsachen durch die Anschauung des Ptolemaeus nicht erklärt werden konnten, versuchte er, sie von dem entgegengesetzten Standpunkte aus zu er-

*) Ich wünschte Näheres über den 66^{ss} 67¹ genannten Fürsten von Conca erkundet zu wissen. Die Conca waren aus dem Hause Orsini, Einer von ihnen, Pietro, 1639 ein ehrlicher Freund des Volks, AvReumont I 135. Wie kam Bruno dazu, gerade einen Conca zu nennen?

klären, und der Versuch gelang. Welche Thatsachen hatte Bruno vor sich? Bruno konnte keinem Factum zum Reden verhelfen — das allein heißt mir eine Weltanschauung finden —, denn andere Facta standen nicht vor seinem Geiste als die vor dem Geiste Kopernicks gestanden hatten, und diese halfen zu einer Astronomie, aber nicht zu einer Metaphysik.

GWF Hegels Religionsphilosophie ist ein Buch, das jeder lesen sollte, der an dem Fortschreiten des Menschengeschlechts zweifelt: denn es wurde — in Preußen auch von dem »Irdisch-Göttlichen« in eigener, in Iohannes Schulze Fleisch gewordener Person — viel beschwärmt, obgleich es schon 1832 verrückt von Einem Ende bis zum anderen war: und jetzt ist es ganz unmerklich eine Scharteke geworden, das Gespött der ersten wie der letzten Semester. Dem »Irdisch-Goettlichen« zum Trotze ist es das. In seiner Religionsphilosophie hat Hegel die Religion der Zauberei in eine Religion der zauberischen Macht und in eine Religion des Insichseyns getheilt: auf diese setzt er die Religion der Phantasie, die des Guten oder die Lichtreligion, die des Räthsels: die Darstellung der Letzteren schließt wie eine Tischrede mit einem Knalleffecte, dem berühmten Worte von der Sphinx. Diese Religionen folgen »dem Begriffe nach« in der angegebenen Reihe auf einander. Neger, Mongolen, Chinesen 1 224: Buddhismus 1 255: Brahmanismus 1 289: Zoroastrianismus 1 332: aegyptische Religion 1 349: unter bengalischer Beleuchtung tritt, durch einen Tamtamschlag angemeldet, der Grieche als der Löser des Sphinxräthsels auf 1 376: der Mensch, der freie, sich wissende Geist. Der Schluß freilich, das Ende aller Dinge, bleibt Georg Wilhelm Friedrich Hegel aus Stuttgart, mehr als religiös, Philosoph.

Dieser Blödsinn kann ja in einem Folianten widerlegt werden: wer aber für einen Folianten keine Zeit hat, nimmt RRoths erste Schriften über die Veden, lernt daraus, daß in natura rerum der Buddhismus jünger als der sogenannte Brahmanismus ist, und schließt, daß Hegels System falsch sein müsse, weil es, um richtig zu sein, unleugbare Thatsachen auf den Kopf zu stellen gezwungen ist.

Brunos Vorgehn ist psychologisch dem Vorgehn eines aus Roth gegen Hegel schließenden Gelehrten analog. Bruno haßte die Kirche und ihr Dogma, und wollte sich von beiden befreien: das ist der Inhalt seines Lebens. Des Copernicus System erweist nach Brunos, nicht nach des Jesuiten Secchi, Logik, daß die Kirche faselt: darum ergriff Bruno das System des Copernicus. Und von nun an drehte sich Brunos Empfinden um die Knechtschaft, der er entronnen war, sein Denken um die Weltanschauung, die ihm aus dieser Knechtschaft zur Freiheit verholfen hatte.

Und Brunos ingrimmiger Judenhaß stammte nach meinem Dafürhalten aus Brunos Hasse gegen die Kirche, die er als eine Ausgeburt des Judenthums ansah. Er hat nicht gewagt, die Kirche als *escremento* der Judenheit zu bezeichnen, wie er die Juden als *escremento de l'Egitto* bezeichnet: 520³⁸ stellt er die *legge da qualche Giudeo et Sarraceno, bestiale et barbaro*, der *legge eines Greco et Romano, ciuile et heroico*, gegenüber. Man braucht nur das vierte Evangelium, nur die Parabeln der Synoptiker, nur die Constitutionen der Apostel gelesen zu haben, um zu wissen, mit welcher Energie die Kirche das Judenthum ablehnte: Bruno hatte also mit der Begründung seines Hasses Unrecht, aber er begründete ihn ohne Frage auf die angegebene Weise. Durchaus ohne die Fähigkeit, Geschichte zu verstehn: Alles im äußersten Maße subjektiv. Die Stellen über die Juden lehrt mein Register finden.

Mir scheint unerlässlich, Brunos italienische Schriften durch einen ausdrücklichen Commentar zu erläutern, da es — und vielleicht bin ich befugt zu urtheilen — für weitaus die meisten Leser unmöglich fallen dürfte, ohne Commentar den Text zu verstehn.

Auch der im Auftrage der italienischen Regierung von Florentino herausgegebene und von Anderen weiter herauszugebende Text der lateinischen Werke wird eines Commentars bedürfen.

Zunächst ist die Disposition der Schriften klar zu legen, wozu die *Argomenti* des Verfassers helfen können.

Sodann müssen die Citate des Schriftstellers nachgewiesen werden, der, auf die Stärke seines Gedächtnisses stolz, voll von nicht für jedermann verständlichen Anspielungen steckt. Vom *pellicano insanguinato* 535¹⁷ wird man in England wissen, in welchem Lande nach dem Jahresberichte der Herderschen Buchhandlung für 1880 15 *Thokianes* Buch »der wahre Pelikan, oder die Liebe Jesu im allerheiligsten Altarsacramente« zwanzig Auflagen erlebt hat: Psalm 101⁷, Hommels Physiologus 49. Der *passare solitario* 535¹⁸ ist dann gleich mit entdeckt, denn er stammt aus Psalm 101⁸. Ob bei 121²⁹ (*due sono le specie di Nolite fieri: cauallo et mulo*) viele Leser an Psalm 31⁹ der Vulgata denken werden?

Daß Bruno s'è avvalso d'alcuni epigrammi di Marziale, hat Imbriani 97 angemerkt. Er nennt zu 83¹¹ *la barba e la sua*, perche l'haue comprata Martial c 12 *iurat capillos esse quos emit, suos Fabulla*, und vergleicht Martial α 29 β 20: auf diesen Gedanken können Viele kommen: er ist so einfach wie der Mancinis vom 10 Januar 1882 »wenn sich der Papst in einen Staat begibt, in dem er weder Landbesitz noch Bürgerschaft für die Austübung seiner Fürsten-

rechte hat, wird er damit bekennen, daß er sein geistliches Amt auch ohne weltliche Macht befriedigend ausüben könne.

Ich setze 698₂₄ ff. neben Senecas Brief [β 9 =] 21₃ ff.:

Mi souuiene di quel che dice Seneca in certa epistola doue referisce le paroli d'Epicuro ad vn suo amico che son queste. Se amor di gloria ti tocca il petto: piu noto et chiaro ti renderanno le mie lettere che tutte quest' altre cose che tu honori, et dalle quali sei honorato, et per le quali ti puoi vantare. come ben suggionse quel filosofo morale, é piu conosciuto Idomeneo per le lettere d'Epicuro che tutti gli Megistani Satrapi, et Regi, dalli quali pendeua il titolo d'Idomeneo, et la memoria de gli quali venea suppressa dall' alte tenebre de l'oblio. Non viue Attico per essere genero d' Agrippa, et progenero de Tiberio; ma per l'epistole de Tullio. Druso pronepote di Cesare non si trouarebbe nel numero de nomi tanto grandi, se non vi l'hauesse inserito Cicero. Oh che ne soprauiene al capo vna profonda altezza di tempo, sopra la quale non molti ingegni rizzaranno il capo.

Si gloria tangeris,
notiorem epistulae meae te facient, quam
omnia ista, quae colis et propter quae
coleris.

quis
Idomeneo nosset, nisi Epicurus illum
suis literis incidisset? omnes illos me-
gistanas et satrapas et regem ipsum,
ex quo Idomenei titulus petebatur, ob-
livio alta subpressit. Nomen Attici pe-
rire Ciceronis epistulae non sinunt: nihil
illi profuisset gener Agrippa et Tiberius
progener et Drusus Caesar pronepos:
inter tam magna nomina taceretur, nisi
Cicero illum adplicuisset. Profunda su-
pra nos altitudo temporis veniet, pauca
ingenia caput exserent.

Hier drängen sich nun sofort Fragen auf, die nicht ohne großen Zeitverlust zu beantworten sind. Bruno schreibt, als habe in seinem Exemplare gestanden ». . . progener. *Drusus Caesaris pronepos inter tam magna nomina* . . . : natürlich falsch, aber es muß doch erforscht werden, ob dies aus Donis Uebersetzung — aus dieser stammt es nicht — oder aus irgend einem Incunabeldrucke oder aus Brunos Eilfertigkeit herrührt.

Derartige Untersuchungen lassen sich nun auch in Goettingen, und von mir, führen: ich würde sie geführt und ihre Ergebnisse mitgeteilt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß noch sehr viel mehr in einem Commentare zu Bruno stehn muß, als eine Erläuterung des Gedankenganges und ein Nachweis der dem Verfasser im Sinne liegenden Aussprüche ihm bekannter Schriftsteller, eine Auseinandersetzung über die von Bruno amalgamierte ältere Litteratur.

Nöthig ist, genau Brunos Mathematik zu untersuchen: was ich nicht leisten kann. Die Holzschnitte zeigen schon nur blätternen Lesern die Stellen an, auf die es hauptsächlich ankommt. Auf Eine dieser Stellen habe ich im Register gefissentlich hingewiesen: 518₂₄ ff. behauptet Bruno, an Nicolaus von Cues anknüpfend, die quadratura

del circolo gefunden zu haben. Herr Lindemann in Königsberg und Herr Weierstraß in Berlin haben gelehrt, daß diese Quadratur mit den Mitteln, die das Alterthum und das Mittelalter allein anwandte — durch Lineal und Zirkel — gar nicht gelöst werden könne. Ich bitte die Mathematiker, der Welt zu einer richtigen Beurtheilung Brunos ihrerseits dadurch zu verhelfen, daß sie die mit nicht geringem Selbstgeföhle vorgetragenen Auseinandersetzungen des an den Astronomen Copernicus anknüpfenden Philosophen von Nola ausdrücklich auf ihren Werth prüfen. Das ist eine concrete Aufgabe, die mit »Gesinnung« nicht zu erledigen ist.

Nöthig sind auch Anmerkungen zur Erläuterung des von Bruno über Italien wie des über England Geäußerten. Auch da bin ich außer Stande zu helfen. In Goettingen könnte ich solche Anmerkungen nicht schreiben: ich müßte reisen, um Erschöpfendes zu geben. Einige Notizen mögen hier stehn.

Maestro Guin 136²³ 136³⁰ wird Matthew Gwinne sein, der Sohn eines aus Wales nach London gekommenen EdwGuinne. MGwinne war ein gesuchter Arzt in London, auch als Philosoph und Dichter geschätzt: seine erste Schrift — auf den Tod des Earl Henry of Derby — ist 1593 gedruckt: er starb im Oktober oder November 1627 in OldFishStreet in der City. AWood, Athenae Oxonienses [London 1721] 1 513 ff.

[Giovanni] Florio 136²³ 137³⁰ 148³⁴ ff., in London von Waldensern geboren, die zunächst aus dem Valtellino geflüchtet waren, eigentlich aber wie die Sozzini (Socin) aus Siena stammten: bekannt als Lehrer der italienischen Sprache, als Verfasser von Lehrbüchern und eines Italienisch-Englischen Wörterbuchs, das eigentlich wohl neu gedruckt werden sollte: † 1625. Wood 1 497 ff. Er war mit SDaniels Schwester verheirathet, Wood 1 447.

Folco Griuello 115²⁷ 135⁸ ff. 148³⁶ 176³¹ 404²¹ = Sir Fulke Grevil, nachmals Lord Brook, und Chancellor of the Exchequer, gehört mehr Cambridge als Oxford an, wird aber gleichwohl von Wood 1 521 ff. besprochen. In jeder Geschichte der englischen Litteratur ist Näheres über ihn zu finden: hier erwähne ich die Grabschrift, die er sich bei Lebzeiten in der CollegiatKirche von Warwick gesetzt: Fulke Grevil, Servant to Queen Elizabeth, Counsellor to King James, and friend to Sir Philip Sidney. Falls die Familie Willoughby (der meines Wissens die alten Brook angehören) Familienpapiere besitzt, würde in ihnen nach Nachrichten über Bruno zu suchen sein.

Und weiter denke man an Stellen wie die von den in Neapel üblichen Gesellschaftsspielen handelnde 516 ff.

Ich möchte noch davor warnen, modernen Darstellungen des

Lebens und der Lehre Brunos ohne Prüfung zu trauen. Es genügt, ein paar Sätze herzuschreiben, deren Verfasser ich aus Schonung nicht nenne: sie stehn in der internationalen Monatsschrift, Chemnitz 1882, 1 170. Da was ich über Bruno auseinanderzusetzen wage, auch Ausländern vor Augen kommen wird, stelle ich fest, daß allerdings in Deutschland oft schlecht geschrieben wird, daß aber so schlechtes Deutsch, wie das was man gleich lesen wird, zum Glücke doch nur hier und da üblich ist.

Aber dies blühende und erglühende Leben hatte ihm sein Medusenantlitz gezeigt. Ich finde Stellen in seinen Schriften, die in erstaunlicher Vereinzelnung, wie Etwas, was sich nicht verschweigen ließ, uns innehalten machen, und unser Blick wird starrer, indem er auf ihnen haftet. Da spricht er einmal von dem Bereiche des Ichs, des Individuellen, wie nur das Verwandte anspreche, gefalle und heile, und wie gerade auch nur das Verwandte wirklich verletze. »Deßhalb, ich weiß nicht, es ist wie Gespenst und Schauer im Anblick eines Freundes, denn nie kann ein Feind, so wie er, Unglück und das Furchtbare in sich tragen.« (Wagner 1 171).

Bei mir steht das 168²⁴ ff. Ich bitte den Leser um seiner Unterhaltung, um Brunos und um der Wahrheit willen die Urschrift im Zusammenhange nachzulesen: es wird ihm grün und gelb vor den Augen werden.

Als Dante lebte, gab es kein Italien. Aber Dante hat sich und seinem Volke ein Vaterland dadurch geschaffen, daß er selbst Italiener, der erste Italiener, war. Dante sah in der Vergangenheit außer dem Vergangenen auch das was zu ihm hinüberlebte, in der Kirche außer den Fehlern und Schanden ihrer Priester auch eine Gemeinschaft erkennenden, sittlichen, ewiges Heil vermittelnden Lebens, in seinen Volksgenossen außer großer Untugend auch das was sie werden konnten, und darum weil sie es werden konnten, auch werden sollten. Dante liebte heiß, darum hat er das Recht besessen, hart zu tadeln. Die Folgen seines Liebens wie seines Hassens hat er zu tragen gehabt.

Als Bruno lebte, gab es ebenfalls kein Italien: denn Dante war von den Fürsten und Priestern seiner Nation nicht gehört worden. Aber Bruno hat ein Italien nie vermißt. Bruno sah in der Vergangenheit nur den Tod, in der Kirche nur die falsche Lehre, in seinem Volke nur Individuen, die von Copernicus und von den Folgen der Entdeckung des Copernicus nichts hielten. Die Geschichte — das wußte Dante, und das wußte Bruno nicht — fängt nicht an einem im Kalender anzustreichenden Tage an: sie arbeitet seit Beginne der Welt, sie schwankt nicht in immer aufs Neue abwechselndem Entstehn und Vergehn [L 693² ff.] auf und nieder, sondern in stetigem

Fortschreiten führt sie die Menschheit von leichteren zu schwereren Aufgaben, vom Instinkte zu vollbewußtem Leben. Bruno liebte nicht: darum zürnte er auch nicht, sondern er schalt.

Auch Bruno hat die Folgen seines Lebens zu tragen gehabt. Aber wie unglücklich ist er gegen Dante. Er hatte keine Beatrice, keine Pietra di Donato di Brunaccio, nicht die ungenannte Frau in Lucca [Inferno 5⁷³, Purgatorio 24⁴³], sondern die puttane Neapels [362³⁷] und die Morgana [4] in seiner Nähe. Aufgaben, die ihm zum Besten eines lieben Volkes gestellt gewesen wären, kannte er nicht. Kein Can Grande della Scala, kein Guido da Polenta war sein Freund: ihn roch Heinrich III von Frankreich auf Umgang mit Daemonen an, und Elizabeth von England ließ sich, 53 Jahre alt, von ihm als Diana feiern. Sein Leben zerrann ihm in Armuth und Angst rubelos und aufgereggt unter den Händen. Zwei Zünfte wütheten wider den Fastidito, Leute mit heißen Köpfen und kalten Herzen, unfähig Wesentliches zu erkennen. Ein hochgeborener Schtler, Giovanni Mocenigo, verrieth den auf Befehl eines Beichtvaters nach Italien zurückgelockten Philosophen. Vom 23 Mai 1592 bis zum 8 Februar 1600 saß Bruno in Untersuchungshaft: und wie diese Untersuchungshaft beschaffen war, mag man daraus schließen, daß die Akten des langen Prozesses verloren sind (meine Mittheilungen 2 65), und daß, wie die Avvisi di Roma berichten, ihn »jeden Tag« »Theologen« besucht haben. Und schließlich leuchteten ihm andere Fackeln als die [197₃ ff.] von ihm sogar für den Fall, daß er in römisch-katholischem Lande sterben sollte, erwarteten: als Sprecher des Chores der Zünfte stand Kaspar Schoppe an seinem Scheiterhaufen, Graf von Claravalle, der ideal gesinnte Knote, der den Auftrag Ioseph Scaliger mit Schmutz zu bewerfen vielleicht schon in der Tasche hatte, als er an Rittershausen seine bertichtigte Erzählung über Brunos Ende schrieb.

Gott muß einen Menschen sehr lieb haben, den er so ernsthaft auf die in des Scheiterhaufens Qualen ausdauernde Hoffnung erzieht, daß seine Seele sarebbe ascasa con quel fumo in paradiso.

Bruno hat für dieselbe Erkenntnis gekämpft und gelitten, für welche Galilei und Kepler gekämpft und gelitten haben: aber dieser drei Männer wichtigstes Gut ist ein verschwindend kleiner Besitz gegen die Gesamtheit der Güter, die einem Volke eignen müssen, wenn es leben will.

Die Unterrichtsminister Italiens wohnen in dem Kloster der Dominikaner bei Santa Maria sopra Minerva. Wenn das ein Omen sein soll, so nehme Ich nur die letzten Worte als Omen an: sopra Minerva: und für die Kenner der Ausdrucksweise Brunos setze ich hinzu sopra Diana.

Meinen Pedro de Alcalá habe ich hinausgegeben, um der arabischen Schriftsprache gegenüber die alte arabische Volkssprache zu betonen, und zu zeigen, daß erst die Kenntnis dieser beiden Sprachen zusammen einen Kenner des Arabischen macht (auch meine Mittheilungen 2 245 ff. zu vergleichen). Also für die Spanier gab ich genau genommen den Pedro nicht hinaus. Aber ich habe allerdings geglaubt, daß patriotische Spanier sich um Pedro de Alcalá kümmern würden. Das war ein Irrthum: nicht Ein Exemplar jenes Buches ist nach Spanien gegangen.

Meinen Bruno habe ich nicht für die Italiener hinausgegeben, sondern weil ich den diametralen Gegensatz zu Dante, weil ich den See kennen lernen wollte, aus dem das die Mühlen unseres Freisinns treibende Wasser uns zuläuft: weil ich nicht allein selbst auf diesem Gebiete lernen, sondern auch Anderen, mochten sie einer Nation, welcher sie wollten, angehören, die Gelegenheit zu lernen verschaffen wollte.

Ob Andere werden lernen wollen? Ich glaube es nicht.

Aber um doch durch mein Werk wenigstens Einen Nutzen sicher zu stiften, merke ich an, daß man ein weithin verbreitetes Lieblingsbuch dieses gebildeten neuen Reichs aus Bruno bereichern kann. Und wenn sonst unabhängige Menschen und ihre Arbeiten tot geschwiegen werden, für Büchmanns geflügelte Worte ist eine Ausnahme gestattet, zumal der, welcher sie macht, nur den freisinnigen Philosophen zu nennen, und nichts zu citieren braucht als Wagner 2 415 (= L 730₁₂: dies nur sotto voce):

Se non è vero, è molto ben trovato.

Der Zusammenhang bürgt mir dafür, daß Bruno diese Redensart selbst erfunden hat: möge sie mit *Lasciate ogni speranza* auch fernerhin der Trost und die Freude aller Deutschen bleiben, die kein Italienisch verstehn, und es zu verstehn scheinen möchten. Und diesen Segen habe Ich ihnen verschafft. Wie stolz darf ich sein.[*]

[*] Vergleiche unten Nummer 20.]

19.

 In memoriam.

Lange Zeit habe ich geglaubt, daß die Regierung des deutschen Reichs sich veranlaßt fühlen werde, die in dem bekannten Prozesse gegen den Professor Geffcken aufgelaufenen Aktenstücke ebenso in einem eigenen Bande oder Hefte zu vereinigen, wie sie dies 1875 in Betreff des gegen den Grafen Harry von Arnim geführten Prozesses gethan hat.

Da mein Glaube sich nicht bewährt hat, jene Aktenstücke aber leicht erreichbar sein müssen, habe ich dieselben, nicht als eigenes Heft, weil die Herausgabe eines solchen Hefts mißverstanden werden könnte, sondern in einem Bande meiner Mittheilungen zusammenzustellen beschlossen. Einige Anmerkungen unter und hinter dem Texte zu geben dünkte mich erforderlich: es ist in denselben kein Wort von mir.

Was in den Aktenstücken durch den Druck hervorgehoben wurde, ist in den Vorlagen, nicht etwa von mir, hervorgehoben.

Berlin, den 25. September 1888.

Ew. Excellenz beehre ich mich in der Anlage Abschrift eines Immediatberichtes vom 23. d. Mts. mit der Eröffnung ergebenst mitzutheilen, daß Se. Majestät den von mir darin gestellten Schlußantrag genehmigt, die Veröffentlichung des Berichtes befohlen und mich beauftragt haben, Ew. Excellenz um Ausführung der Allerhöchsten Willensmeinung zu ersuchen.

von Bismarck.

An den Königlichen Staats- und Justiz-Minister
Herrn Dr. von Friedberg Exzellenz.

Friedrichsruh, den 23. September 1888.

Auf Ew. Kaiserlichen Majestät Befehl beehre ich mich bezüglich des in der »Deutschen Rundschau« veröffentlichten angeblichen Tagebuchs des Hochseligen Kaisers Folgendes zu berichten:

Ich halte dieses »Tagebuch« in der Form, wie es vorliegt, nicht für echt. Se. Majestät der damalige Kronprinz stand 1870 allerdings außerhalb der politischen Verhandlungen und konnte deshalb über manche Vorgänge unvollständig oder unrichtig berichtet sein. Ich besaß nicht die Erlaubniß des Königs über inti-

mere Fragen unserer Politik mit Sr. königlichen Hoheit zu sprechen, weil Se. Majestät einerseits Indiskretionen an den von französischen Sympathien erfüllten englischen Hof fürchteten, andererseits Schädigungen unserer Beziehungen zu den deutschen Bundesgenossen, wegen der zu weit gesteckten Ziele und der Gewaltsamkeit der Mittel, die Sr. königlichen Hoheit von politischen Rathgebern zweifelhafter Befähigung empfohlen waren. Der Kronprinz stand also außerhalb aller geschäftlichen Verhandlungen. Nichtsdestoweniger ist es kaum möglich, daß bei täglicher Niederschrift der empfangenen Eindrücke so viele Irrthümer thatsächlicher, namentlich aber chronologischer Natur in den Aufzeichnungen enthalten sein könnten. Es scheint vielmehr, daß entweder die täglichen Aufzeichnungen selbst, oder doch spätere Vervollständigungen von Jemand aus der Umgebung des Kronprinzen herrühren. Gleich in den ersten Zeilen wird gesagt, daß ich am 13. Juli 1870 den Frieden für gesichert gehalten hätte, und deshalb nach Varzin zurückkehren wollte, während aktenmäßig feststeht, daß Se. Königliche Hoheit schon damals wußte, daß ich den Krieg für nothwendig hielt und nur unter Rücktritt aus dem Amt nach Varzin zurückkehren wollte, wenn er vermieden würde und daß Se. Königliche Hoheit hierin mit mir einverstanden war, wie das auch in den angeblichen Aufzeichnungen vom 15. noch auf der ersten Seite des Abdruckes mit den Worten ausgesprochen ist, daß der Kronprinz mit mir darüber vollkommen einverstanden war, daß »Frieden und Nachgeben bereits unmöglich seien«. Es ist auch (S. 6.) nicht richtig, daß Se. Majestät der König damals Nichts Wesentliches gegen die Mobilmachung eingewendet hätte. Se. Majestät glaubte, und der Kronprinz wußte dies, den Frieden noch halten und dem Lande den Krieg ersparen zu können; Se. Majestät war in Brandenburg und während der ganzen Fahrt von da nach Berlin meiner Befürwortung der Mobilmachung unzugänglich. Aber sofort nach Vorlesung der Ollivier'schen Rede auf dem Berliner Bahnhofe, und nachdem Se. Majestät mir die wiederholte Vorlesung der Rede befohlen hatte und dieselbe als gleichbedeutend mit französischer Kriegserklärung ansah, entschloß der König Sich proprio motu und ohne weiteres Zureden zur Mobilmachung. Se. Königliche Hoheit der Kronprinz, über die Nothwendigkeit der vollen Mobilmachung bereits am Tage vorher mit mir einverstanden, hat dann weitere Schwankungen durch Verkündigung der Königlichen Entschließung mit den Worten »Krieg! mobil!« an das Publikum, d. h. an die anwesenden Offiziere abgeschnitten. Es ist ferner nach meinen damaligen Besprechungen

mit dem Kronprinzen nicht möglich, daß Se. Königliche Hoheit (S. 7.) mit diesem Kriege einen »Ruhepunkt im Kriegführen vorausgesehen« haben soll, da Se. Königliche Hoheit die allgemeine Ueberzeugung theilte und zum Ausdruck brachte, daß dieser Krieg, wie er auch ausfallen möge, »die Eröffnung einer Reihe von Kriegen«, eines »kriegerischen Jahrhunderts« sein werde, dennoch aber unvermeidlich sei. S. 16. scheint unmöglich, daß der Kronprinz gesagt habe, »Er setze die Verleihung des Eisernen Kreuzes an Nicht-Preußen mit Mühe durch«; da ich noch in Versailles, also Monate später, im Auftrage des Königs den Kronprinzen wiederholt zu bitten gehabt habe, mit der Verleihung des Eisernen Kreuzes auch an Nicht-Preußen vorgehen zu wollen, und Se. Königliche Hoheit dazu nicht sofort geneigt fand, es vielmehr wiederholter Anregung Sr. Majestät bedurfte, um die befohlene Maßregel in Fluß zu bringen. Besonders auffällig bei Prüfung der Echtheit ist der chronologische Irrthum, daß eine lebhaftere Diskussion mit mir über die Zukunft Deutschlands und die Stellung des Kaisers zu den Fürsten erst in Versailles stattgefunden habe. Dieses Gespräch fand schon am 3. September in Donchéry statt, und theilweis bei einer noch früheren Verhandlung von mehrstündiger Dauer, von welcher ich mich nur entsinne, daß sie zu Pferde, also wahrscheinlich bei Beaumont oder Sedan stattfand. In Versailles haben Erörterungen von Meinungsverschiedenheiten zwischen Sr. Königlichen Hoheit und mir über die künftige Verfassung Deutschlands nicht mehr stattgefunden. Ich darf vielmehr annehmen, daß Se. Königliche Hoheit Sich von der Richtigkeit der von mir für das Erreichbare gezogenen Grenze überzeugt hatte; denn ich habe mich bei den wenigen Gelegenheiten, wo die Zukunft Deutschlands und die Kaiserfrage in Gegenwart beider Höchsten Herrschaften zur Sprache kam, des Einverständnisses Sr. Königlichen Hoheit den Bedenken Sr. Majestät gegenüber zu erfreuen gehabt. Die Behauptung des »Tagebuchs«, daß Se. Königliche Hoheit beabsichtigt haben könne, Gewalt gegen unsere Bundesgenossen anzuwenden und denselben eventuell die von ihnen treu gehaltenen und mit ihrem Blute besiegelten Verträge zu brechen, ist eine Verleumdung des Hochseligen Herrn. Derartige vom Standpunkt des Ehrgefühls wie von dem der Politik gleich verwerfliche Gedanken mögen in der Umgebung Sr. Königlichen Hoheit Vertreter gefunden haben, aber sie waren zu unehrlich, um in seinem Herzen, und zu ungeschickt, um bei seinem politischen Verstande Anklang zu finden. Eben so wenig stimmt mit den Thatsachen, was in dem »Tagebuch« bezüglich meiner Stellung zur Kaiserfrage 1866

oder zur Infallibilitätsfrage oder zu der des Oberhauses und der Reichsministerien angeführt ist. Der Kronprinz ist nie darüber zweifelhaft gewesen, daß das Kaiserthum 1866 weder möglich noch nützlich gewesen wäre, und ein »Norddeutscher Kaiser« wohl ein »Empereur«, aber kein geschichtlich berufener Vermittler der nationalen Wiedergeburt Deutschlands gewesen sein würde. Ebenso war die Oberhaus-Idee in Donchéry am 3. September zwischen uns abgethan und Se. Königliche Hoheit überzeugt, daß die deutschen Könige und Fürsten für eine Annäherung ihrer Stellung an die der preußischen Herrenkurie nicht zu gewinnen sein würden.

Die Infallibilität war mir stets gleichgiltig, Sr. königlichen Hoheit weniger; ich hielt sie für einen fehlerhaften Schachzug des damaligen Papstes und bat Se. königliche Hoheit, diese Frage während des Krieges wenigstens ruhen zu lassen; aber den Eindruck, daß ich sie nach dem Kriege betreiben wolle, kann Se. königliche Hoheit niemals gehabt und in ein täglich geführtes »Tagebuch« eingetragen haben. S. 10 wird berichtet, daß Se. Majestät der König den Entwurf zu dem Briefe an den Kaiser Napoleon an Graf Hatzfeldt diktirt habe; der Kronprinz war zugegen, als der König mir befahl den Brief zu entwerfen, und dieser Entwurf vom Grafen Hatzfeldt der Allerhöchsten Genehmigung durch Vorlesen unterbreitet wurde; es ist auch hier nicht glaublich, daß bei einer täglichen Einzeichnung ein derartiger Irrthum vorkommen konnte.

Ich halte nach Allem diesem das »Tagebuch« in der Form, wie es in der »Rundschau« abgedruckt ist, für unecht. Wenn es echt wäre, so würde auf seine Veröffentlichung meiner Ansicht nach der Artikel 92. des Strafgesetzbuches Anwendung finden, welcher lautet: »Wer vorsätzlich Staatsgeheimnisse oder Nachrichten, deren Geheimhaltung für das Wohl des Deutschen Reichs erforderlich ist, öffentlich bekannt macht«, u. s. w. Wenn es überhaupt Staatsgeheimnisse giebt, so würde dazu, wenn sie wahr wäre, in erster Linie die Thatsache gehören, daß bei Herstellung des Deutschen Reichs Kaiser Friedrich die Absicht vertreten hätte, den süddeutschen Bundesgenossen die Treue und die Verträge zu brechen und sie zu vergewaltigen. Eine Anzahl anderer Anführungen, wie die Urtheile Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen über Ihre Majestäten die Könige von Bayern und Württemberg, die Anführungen über den Brief des Königs von Bayern und dessen Entstehung, die angeblichen Intentionen der preußischen Regierung gegenüber der Infallibilität fielen, wenn sie wahr wären, ganz zweifellos in die Kategorie der Staatsgeheimnisse und der

Nachrichten, deren Veröffentlichung den Bestand und die Zukunft des Deutschen Reichs, die auf der Einigkeit der Fürsten wesentlich beruhen, gefährdet, also unter Artikel 92. des Strafgesetzes.

Wird die Publikation für echt gehalten, so liegt der Fall des Artikels 92. I. des Strafgesetzbuchs vor; wenn aber, wie ich annehme, die Veröffentlichung eine Fälschung ist, so tritt vielleicht in erster Linie der Artikel 92. II. in Wirksamkeit, und wenn über dessen Zutreffen juristische Zweifel obwalten sollten, so werden außer Artikel 189. wegen Beschimpfung des Andenkens Verstorbener, wie ich glaube auch andere Artikel des Strafgesetzes die Unterlage eines gerichtlichen Einschreitens bilden können, durch welches wenigstens*) die Entstehung und die Zwecke dieser straf-

*) *Nord-deutsche allgemeine Zeitung vom Abende des 30 März 1889.*

Berlin, 30. März.

Die »Times« läßt sich in einem längeren Artikel über den dem Bundesrath zur Berathung vorliegenden Gesetzentwurf, betreffend Abänderungen des Strafgesetzbuchs und des Preßgesetzes, aus, und stellt dabei die Behauptung auf, derselbe verfolge in erster Linie die Absicht, der Regierung größere Machtbefugnisse gegenüber der Presse zu verschaffen. Der Anlaß zu der Vorlage des Gesetzentwurfs sei in dem Falle Geffcken zu suchen; denn, um die Sozialisten im Zaume zu halten, ständen ihr schon heute hinreichende Mittel zu Gebote.

Die Sicherheit, mit der die »Times« ihren Lesern dieses Urtheil vorführt, steht in einem traurigen Gegensatze zu ihrer Kenntniß der Dinge.

Es beweist zunächst eine völlige Unbekanntschaft mit unseren Verhältnissen, wenn man dem »Falle Geffcken« die Bedeutung zumißt, als ob er den Anlaß zu Reformen in unserer Gesetzgebung habe geben können. Die Veröffentlichung des Tagebuches Kaisers Friedrich würde voraussichtlich niemals zu einem Prozeß geführt haben, wenn man von Anfang an gewußt hätte, wer dieselbe veranlaßt habe. Herr Professor Geffcken ist eine Mischung von kirchlichem Hoch-Torysmus und Hamburger Welfenthum, zwei allerdings bedenkliche Ingredienzien; aber er ist niemals für einen gefährlichen Menschen gehalten worden. Einer solchen Ueberschätzung haben die mit den Verhältnissen vertrauten Personen sich niemals schuldig gemacht. Der Prozeß ist s. Z. eingeleitet worden, weil man annahm, daß der Rundschau-Artikel aus den Kreisen des Fortschritts, beziehungsweise der sonstigen Freunde Sir Morell Mackenzie's herstammte, und weil man Grund zu der Vermuthung hatte, daß er das Tagebuch Kaisers Friedrich in einer absichtlichen Entstellung wiedergäbe. Wenn man s. Z. gewußt hätte, daß lediglich Herr Geffcken hinter der Rundschau-Publikation steckte und daß dieselbe eine echte wäre, so hätte unserer Ueberzeugung nach die Regierung sich nicht veranlaßt gesehen, dagegen einzuschreiten.

baren, für die Hochseligen Kaiser Friedrich und Wilhelm und für Andere verleumderischen Publikation ans Licht gezogen werden können. Daß dies geschehe, liegt im Interesse der beiden Hochseligen Vorgänger Ew. Majestät, deren Andenken ein werthvolles Besitzthum des Volkes und der Dynastie bildet, und vor der Entstellung bewahrt werden sollte, mit welcher diese anonyme, im Interesse des Umsturzes und des innern Unfriedens erfolgte Veröffentlichung in erster Linie sich gegen den Kaiser Friedrich richtet.

In diesem Sinne bitte ich Ew. Majestät ehrfurchtsvoll, mich huldreich ermächtigen zu wollen, daß ich dem Justizminister Allerhöchstdero Aufforderung zugehen lasse, die Staatsanwaltschaft zur Einleitung des Strafverfahrens gegen die Publikation der »Deutschen Rundschau« und deren Urheber anzuweisen.

von Bismarck.

An Se. Majestät den Kaiser und König.

Vossische Zeitung vom Morgen des 4 Oktober 1888.

Die Fronde des Herrn Geffcken.

Die offiziöse Presse hat sich in den jüngsten Tagen bemüht, eine Charakteristik des Professors Geffcken zu liefern, aus welcher hervorgehen sollte, daß derselbe zur Klasse der »Reichsfeinde« gehöre, in welcher er allerdings eine ganz eigene Spezies darstelle; Herr Geffcken soll jetzt ein konservativ-freisinnig-ultramontaner Frondeur sein, die Veröffentlichung des Tagebuches Kaiser Friedrichs sei »ein natürliches Kind aus der Verbindung Windthorst-Hammerstein, zugleich aber auch ein Adoptivkind des Freisinns«. Herr Geffcken soll sein ganzes Leben dem Kampfe gegen Preußen, den Norddeutschen Bund und endlich das Deutsche Reich gewidmet haben, dieser Kampf finde also in der Veröffentlichung des Tagebuches den letzten Trumpf.

Es wird gestattet sein, diese Behauptung auf ihren inneren Werth zu prüfen, zumal die Legendenbildung in diesem Falle leicht praktische Folgen haben könnte. Will man doch heute schon behaupten, Geffcken habe gar keine wissenschaftliche Bedeutung und verdanke seine Berufung in die Straßburger Professur nur dem Betreiben des damaligen Kronprinzen, bei dem er eine gewisse Vertrauensstellung eingenommen hatte. Es ist nicht ganz verständlich, wie die Staatsleitung eine solche Ernennung zugeben und vollziehen konnte, da sie doch wenige Jahre später, ebenfalls nach offiziöser Versicherung, den Wunsch des Kronprinzen, Herrn Geffcken in den diplomatischen Dienst zu übernehmen, zurückgewiesen hat. Noch weniger wäre nach jenen Angaben zu begreifen, daß sie noch Jahre lang nach die-

ser Zurückweisung und in voller Kenntniß der Vergangenheit des Herrn Geffcken denselben aus besonderem Vertrauen in den reichsländischen Staatsrath berufen und endlich ihn durch den Geheimrathstitel auszeichnen konnte.

Sehr wohl zu verstehen aber sind die Auszeichnungen, welche Hr. Geffcken erfahren hat, wenn man sich nicht an die offiziösen Steckbriefe, die dem bereits verhafteten, aber allerdings noch nicht verurtheilten Manne nachgesandt werden, sondern an die Wahrheit hält. Geffcken ist allerdings zum Professor der Staatswissenschaften berufen worden; aber schwerlich auf Betreiben des damaligen Kronprinzen. Denn Hr. Geffcken theilte ganz und gar nicht die Ansichten des Kronprinzen. Im Gegentheil, er gehörte zu den fast unbedingten Verherrlichern des Fürsten Bismarck, zu den Gegnern der Fortschrittspartei, zu den Feinden des Ultramontanismus, und — wenn das Tagebuch des Kaisers höchst wichtige Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte enthält, so steht Geffcken in dem Prozeß zwischen Kronprinz und Kanzler überall auf Seite des Kanzlers.

Herr Geffcken hat im Jahre 1870 eine Broschüre, »Die Verfassung des deutschen Bundesstaates«, geschrieben, welche seine spätere Berufung nach Straßburg vollkommen erklärt. Der Schluß der Broschüre trägt das Datum des 9. Oktober 1870. Erst unter dem 10. Oktober heißt es in dem Tagebuche: »Bismarck faßt die Kaiserfrage in's Auge«. Noch am 14. November findet das bekannte Gespräch darüber statt, daß der Kanzler die Kaiserfrage nicht entschieden genug fördere. Herr Geffcken hat ebenfalls Bedenken gegen die Annahme des Kaisertitels, »weil der Name ein adäquater Ausdruck des Wesens sein soll, abgesehen davon, daß wir von dem Haupt des deutschen Bundes unklare Erinnerungen an das heilige römische Reich ebenso fern halten möchten, wie jede Ideenverbindung mit dem modernen Cäsarismus«.

Der Kronprinz befürwortet die Einsetzung eines Reichsministeriums und eines Staatenhauses. Geffcken erklärt: »Der künftige deutsche Bund wird noch weniger als der norddeutsche eine konstitutionelle Monarchie sein können, weil die Formen derselben nur auf den Einheitsstaat passen. Da die Souveränität bei den Bundesstaaten ruhe, sei es unmöglich, der Präsidialmacht »ein verantwortliches Bundesministerium zur Seite zu stellen«. Graf Bismarck habe mit Recht schon dem Antrage Twisten-Graf Münster entgegen gehalten, daß die Einführung eines Reichsministeriums eine capitis deminutio für die Einzelregierungen sei. Wenn aber die Sache so den besiegten Sachsen gegenüber stand, »wie kann man da glauben«, sagt Geffcken, »daß heute Bayern und Württemberg bei freiwilligem Eintritt sich unter eine solche Kontrolbehörde stellen würden«.

Der Kronprinz ist gegen den Bundesrath. Der Kanzler ist gegen ein Staatenhaus, bei dem Souveräne und Fürsten mit Grafen und Anderen eine Herrenkurie bilden. Geffcken schreibt wörtlich: »Der Bundesrath hat al-

lerdings nichts, was die Einbildungskraft anspricht; aber er hat sich geschäftlich bewährt Es ist das unter den gegebenen Verhältnissen allein mögliche Staatenhaus, aber zugleich durch seine Ausschüsse vorberathender Staatsrath und gewissermaßen, wie Graf Bismarck bemerkte, gemeinschaftliches Ministerium. Ein neben oder über dem Bundesrath stehendes einheitliches Bundesministerium würden denselben zu einem bloß berathenden Körper herabdrücken«. Ein Staatenhaus oder ein Fürstenrath sei nach den Erfahrungen von 1850 in Berlin und 1863 in Frankfurt unmöglich und würde seinen Zweck verfehlen. Der ganze konstitutionelle Bau mit Staatenhaus und Reichsministerium »paßt nicht für die wirklichen Verhältnisse«.

Der Kronprinz war nach der Meinung des Kanzlers für Anwendung von Gewalt gegen die widerstrebenden Südstaaten. Geffcken sagt wörtlich: »Mit einem sic volo, sic jubeo ist nichts zu machen. Die Präsidialmacht steht hier nicht einem überwundenen Gegner, wie Sachsen oder kleinen Staaten, die sich fügen müssen, gegenüber, sondern Allirten, von denen zwei so viel Einwohner zählen, wie alle Nordbundsstaaten, außer Preußen, zusammen genommen. Der Souverän eines Staates, welcher der Volkszahl nach fast so groß wie Belgien ist, soll sich zum Besten des Ganzen freiwillig eines bedeutenden Theiles seiner Regierungsrechte entäußern und zwar zu Gunsten eines Fürsten, den er bisher wohl als den thatsächlich viel mächtigeren, aber rechtlich ihm gleichstehenden „Herrn Bruder“ betrachtet hat«.

Gegenüber dem Programm der Fortschrittspartei vom 25. September 1870 mit seinen verfassungsrechtlichen Forderungen, welche der Kronprinz getheilt zu haben scheint, sagt Geffcken: »Die Unterzeichner scheinen aus dem Danaidenwerk der zahlreichen konstituierenden Versammlungen, die seit 1791 Verfassungen machten, nichts gelernt zu haben, wie sie sich denn ja überhaupt der Mühe überheben, mit gegebenen Größen zu rechnen. Das Ganze kommt auf eine Verschlimmbesserung der Reichsverfassung von 1849 hinaus«. Und gegen dieses Programm vertheidigt Geff[c]ken die Norddeutsche Verfassung Bismarcks: »Man wird ihm, dem der Lage der Frage nach doch eine entscheidende Stimme zufällt, doch unmöglich zumuthen können, das mühsam Erreichte dadurch in Frage zu stellen, daß man nun noch einmal von vorn anfinde und mit einem neuen konstituierenden Parlamente eine Verfassung zu vereinbaren suchte, die nach dem Richtscheite bundesstaatlicher Theorie aufgebaut wäre«.

Herr Geffcken polemisiert scharf gegen »die unvermeidlichen Elemente des radikalen Unverstandes, der in jeder festen Regierungsgewalt eine Bedrohung der Volksfreiheit sieht, sowie des Hasses der Ultramontanen gegen jede Bundesverfassung, welche Preußen die Führung giebt«, auch gegen die Abneigung des altpreußischen Bureaucratismus der Feudalpartei, »de-

ren Doktrin schon durch die Ereignisse von 1866 so unsanft erschüttert ward«, hinsichtlich der Erweiterung des Bundes; er sagt: »Eine edle Scham wird uns hoffentlich davor bewahren, der Welt ein neues Beispiel deutscher Zwietracht im Frieden zu geben, nachdem wir auf dem Felde der Ehre einträchtig zusammengestanden haben«. Er bespöttelt das Manchesterthum der Fortschrittspartei, befürwortet eine ganze Reihe Einrichtungen, die Fürst Bismarck dann angenommen hat, wie den Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten, empfiehlt ferner die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts — »überall finden wir als dessen wärmste Anhänger die Demokraten, die Ultramontanen und die Cäsaristen« — preist als glückliches Verdienst des Fürsten Bismarck, daß derselbe die Diätenlosigkeit durchgesetzt, und wünscht endlich die Verlängerung der Legislaturperiode auf fünf Jahre.

Das ist Herr Geffcken in Wirklichkeit, nicht in offiziöser Beleuchtung, Herr Geff[c]ken, der für die Idee des Kanzlers eintritt gegen den Kronprinzen, weil, wie er sagt, »wir übereinstimmend mit dem Grafen Bismarck in einer so begrenzten Verfassung den einzig möglichen Rahmen für einen Bundesstaat von Monarchien sehen«. Und dieser Mann soll nur auf Betreiben des Kronprinzen nach Straßburg berufen sein? Daß Fürst Bismarck die Broschüre Geffcken's sehr gut studirt hat, geht aus dem Tagebuche zur Genüge hervor — auch aus den späteren Anträgen und Reden des Kanzlers. Aber gerade der Kronprinz brachte diesen seinen Gegner auf den Lehrstuhl? Und dieser Herr Geffcken soll jetzt der Fronde gegen den Reichskanzler zugerechnet werden? Mit nichten, der Einsender des Tagebuches Kaiser Friedrich's ist ein ganz normaler Kartellbruder, wenn auch wissenschaftlich bedeutend und politisch unabhängig, und weder ein natürliches noch ein Adoptivkind irgend einer anderen Partei.

Vossische Zeitung vom Abende des 4. Oktober 1888.

Berlin, 4. Oktober.

Ueber den Tagebuch-Prozeß sind neue thatsächliche Nachrichten von Belang nicht zu verzeichnen. Dagegen werden auf die politische Persönlichkeit des zur Zeit wehrlosen Angeschuldigten in der abhängigen Presse fortgesetzt neue zum Theil sinnlose Beschuldigungen gehäuft, in der deutlich bekundeten Absicht, damit zugleich den Verfasser des Tagebuchs zu treffen, dessen persönliches Vertrauen der jetzt so hart Beschuldigte genoß. In dieser Beziehung mögen noch einige Erinnerungen hier am Platze sein. Die heute Morgen an leitender Stelle erwähnte Broschüre Geffcken's über die Verfassung des deutschen Bundesstaates vom Oktober 1870 enthält am Schlusse die Bemerkung, daß das Erscheinen der Schrift durch zufällige Umstände verzögert worden sei. Vielleicht hatte man als Grund jener Verzögerung die Zusendung der Arbeit an den Fürsten Bismarck in

das Hauptquartier zu betrachten, wo sie wesentlich zur Bekämpfung der Ansichten des damaligen Kronprinzen gedient zu haben scheint. Eine Reihe von Argumenten, welche wir in dem Tagebuche des Kronprinzen durch den Reichskanzler vorgebracht finden, ist bereits in der Broschüre Geffcken's enthalten. Es ist bezeichnend, wie einzelne Staatsmänner diese Broschüre studirt haben. Wir haben bereits in No. 465. der »Voss. Ztg.« berichtet, wie der bayerische Minister von Lutz bei der Vorlegung der Verträge mit dem Norddeutschen Bund von den sibyllinischen Büchern gesprochen und hinzugefügt habe: »Mindestens und spätestens die Zeit, in welcher die Zollvereinsverträge zu erneuern gewesen wären, würde uns die Nothwendigkeit, ohne Bedingung dem Bunde beizutreten, auferlegt haben«. Diese Ausführungen sind nahezu wörtlich der Broschüre Geffcken's entnommen. Es heißt dort auf Seite 5. von Bayern:

»Eingekeilt zwischen dem Bunde und Oesterreich, das ihm keine Stütze bietet, würde das selbstgenügsame Land in eine Lage gerathen, die um so unerträglicher werden müßte, als der Ablauf der Zollverträge den Bund in den Stand setzen würde, Bayern geradezu das Gesetz zu geben. Allein die wirtschaftlichen Folgen einer derartigen Isolirung würden so verderblich wirken, daß sehr rasch die ungeheuere Mehrheit der Bevölkerung zu jedem Opfer der bayerischen Selbstbestimmung bereit sein und die Regierung zwingen würde, ihren Frieden mit dem Bund zu machen. Es ist zu hoffen, daß Regierung wie Bevölkerung diese Situation noch rechtzeitig erkennen, daß man, nachdem dem Vollgefühl des Antheils der bayerischen Truppen an den Siegen Genüge geschehen, sich zu einer nüchterneren Auffassung der Wirklichkeit herabstimmt und das Erreichbare zu sichern sucht, statt die Geschichte der sibyllinischen Bücher zu wiederholen.«

Eine Reihe von Vorschlägen, welche Geffcken in dieser Broschüre macht, hat dann die Genehmigung des Kanzlers gefunden, so die Pauschquantumswirtschaft mit 225 Thaler pro Kopf des Heeres, die Bildung des Bundesrathsausschusses für auswärtige Angelegenheiten, die Errichtung eines Ausschusses für Elsaß-Lothringen. Beachtenswerth ist, daß sich Geffcken auch bereits 1870 für das Reichseisenbahnprojekt erklärte. Wenn Herr Geffcken seine Broschüre im besonderen Auftrage des Kanzlers zur Bekämpfung der Ansichten des damaligen Kronprinzen geschrieben hätte, so hätte er sie kaum anders einrichten können, als sie ausgefallen ist.

Auf Ihren Bericht vom 13. d. M. beauftrage Ich Sie, den Bundesregierungen und dem »Reichs-Anzeiger« die amtlichen Mittheilungen zu machen, welche erforderlich sind, um den Regierungen und den Reichsangehörigen ein eigenes Urtheil über das Verhalten der Reichs-Justizverwaltung in der Untersuchungssache wider den

Professor Dr. Geffcken zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke bestimme Ich, daß die Anklageschrift gegen den Dr. Geffcken im »Reichs-Anzeiger« veröffentlicht und nebst den Anlagen derselben dem Bundesrath behufs Verwerthung im Sinne Ihres Berichts mitgetheilt werde.

Berlin, den 13. Januar 1889.

Wilhelm. I. R.

von Bismarck.

An den Reichskanzler.

Berlin, den 13. Januar 1889.

Unter ehrfurchtvoller Bezugnahme auf meinen Immediatbericht vom 23. September v. J. erlaube ich mir Ew. Majestät den in der Strafsache gegen den Geheimen Justiz-Rath Dr. Geffcken ergangenen Beschluß des Reichsgerichts vom 4. d. M. allerunterthänigst vorzulegen. Ausweislich dieses Beschlusses hat das Gericht anerkannt, daß nach dem Ergebniß der Voruntersuchung hinreichende Verdachtsgründe für die Annahme vorliegen, daß der Beschuldigte durch seine Publikation in der »Deutschen Rundschau« Nachrichten, deren Geheimhaltung anderen Regierungen gegenüber für das Wohl des Deutschen Reichs erforderlich war, öffentlich bekannt gemacht habe. Der Angeschuldigte ist jedoch außer Verfolgung gesetzt worden, weil für die Annahme des Bewußtseins desselben von der Strafbarkeit seiner Handlung nach Ansicht des Gerichts genügende Gründe nicht vorlagen.

Mein ehrfurchtvoller Bericht vom 23. September war durch den Umstand veranlaßt worden, daß die Veröffentlichung des Tagebuchs weiland Kaiser Friedrich's, deren Urheber damals noch unbekannt war, von einem großen Theil der Presse des In- und Auslandes zu Entstellungen benutzt wurde, vermöge deren die Schädlichkeit jener unberechtigten Veröffentlichung für das Reich und für das Königliche Haus wesentlich gesteigert wurde. Analoge Entstellungen der Thatsachen und des gerichtlichen Verfahrens, sowie der Gründe der Einleitung und der Einstellung desselben finden gegenwärtig in der reichsfeindlichen Presse des In- und Auslandes statt und werden ausgebeutet, um die Unparteilichkeit und das Ansehen der Kaiserlichen Justizverwaltung im Reich zu verdächtigen. Dieselben haben den Zweck, das Verfahren der Reichsanwaltschaft und des Reichsgerichts im Lichte der Parteilichkeit und der tendenziösen Verfolgung darzustellen. Es ist daher für Ew. Majestät Justizverwaltung im Reich ein Bedürfniß, die Möglichkeit eigenen, durch die reichsfeindliche Presse nicht

gefälschten Urtheils über das eingehaltene Verfahren, zunächst bei den verbündeten Regierungen, dann aber auch in der öffentlichen Meinung der Reichsangehörigen herzustellen. Dies kann nur auf dem Wege geschehen, daß das gesammte Material, durch welches die Entschließungen der Reichsanwaltschaft und des Reichsgerichts bestimmt worden sind, zur Kenntniß aller Derer gebracht werde, welche ein berechtigtes Interesse daran haben, daß das Verhalten der Reichs-Justizbehörden sich überall als ein gerechtes und sachgemäßes erweise. Dieser Zweck würde meines ehrfurchtsvollen Dafürhaltens erreicht werden, wenn Ew. Majestät geruhen wollten, die Veröffentlichung der Anklageschrift durch den »Reichs-Anzeiger« zu befehlen, und durch das Organ des Bundesraths den verbündeten Regierungen mit diesem meinem ehrfurchtsvollen Bericht die gesammten Unterlagen der Anklage gegen Professor Geffcken behufs weiterer Verwerthung in dem oben gedachten Sinne mitzutheilen.

Für den Fall des Allerhöchsten Einverständnisses mit dieser Auffassung darf ich ehrfurchtsvoll anheimstellen, den anliegenden Ordre-Entwurf huldreichst vollziehen zu wollen.

von Bismarck.

Sr. Majestät dem Kaiser und Könige.

B e s c h l u ß.

In der Strafsache gegen den Geheimen Justiz-Rath, Professor a. D. Dr. jur. Friedrich Heinrich Geffcken aus Hamburg, wegen Landesverraths,

hat der Erste Strafsenat des Reichsgerichts in seiner nicht öffentlichen Sitzung vom 4. Januar 1889, auf den Antrag des Ober-Reichsanwalts, in Erwägung,

daß zwar nach dem Ergebnisse der Voruntersuchung hinreichende Verdachtsgründe für die Annahme vorliegen, daß der Beschuldigte usw. Geffcken im September 1888 durch die in Berlin erscheinende Zeitschrift »Deutsche Rundschau« Heft 1 Oktober 1888, in einem Artikel mit der Ueberschrift »Aus Kaiser Friedrich's Tagebuch 1870/71«, insbesondere in den in der Anklageschrift des Ober-Reichsanwalts unter I. 1 bis 15, II. 1 bis 2, III. 1 bis 2, IV. 1 bis 2, V., VI. 1 bis 3 hervorgehobenen Stellen, Nachrichten, deren Geheimhaltung anderen Regierungen gegenüber für das Wohl des Deutschen Reichs erforderlich war, öffentlich bekannt gemacht hat, daß jedoch für die Annahme des Bewußtseins des Beschuldigten usw. Geffcken, daß der fragliche Artikel Nachrichten der bezeichneten Art enthalte, genügende Gründe

nicht vorhanden sind,
beschlossen:

- 1) den Beschuldigten usw. Geffcken hinsichtlich der Beschuldigung des Landesverraths (Strafgesetzbuch §. 92 Ziffer 1) außer Verfolgung zu setzen,
- 2) die Haft des Beschuldigten aufzuheben,
- 3) die Kosten des Verfahrens der Reichskasse aufzuerlegen.

Leipzig, den 4. Januar 1889.

Das Reichsgericht, Erster Strafsenat.

Dr. Wernz. von Geß.

A n k l a g e s c h r i f t gegen

den Geheimen Justiz-Rath, Professor a. D. Dr. jur. Friedrich Heinrich Geffcken zu Hamburg, daselbst geboren am 9. Dezember 1830, evangelisch, verheirathet, Vater von 4 Kindern, nicht Soldat gewesen, im Besitz einer Reihe von Orden, insbesondere des Großkreuzes des belgischen Leopolds-Ordens, des Königlich preußischen Kronen-Ordens zweiter Klasse mit dem Stern, des Groß-Komthurkreuzes des oldenburgischen Peter-Paul-Ordens.

Die in Berlin von dem Schriftsteller Dr. Julius Rodenberg herausgegebene und von dem Verlagsbuchhändler Elwin Paetel verlegte und redigirte Zeitschrift »Deutsche Rundschau« brachte in dem am 20. September 1888 ausgegebenen Oktoberheft an erster Stelle einen Aufsatz mit der Ueberschrift: »Aus Kaiser Friedrich's Tagebuch 1870—71« und mit folgender Bemerkung:

»Um jeden Zweifel an dem Ursprung dieser Veröffentlichung auszuschließen, bemerken wir, daß Se. Majestät, der verewigte Kaiser Friedrich, das von ihm während des französischen Feldzuges geführte Tagebuch Höchstselt unserem Einsender mitgetheilt, und daß dieser nur aus Gründen der Diskretion sich auf die nachfolgenden Auszüge aus demselben beschränkt hat, welche geeignet sind, sowohl die edle Persönlichkeit des Hohen Verfassers in ihrer vollen Bedeutung hervortreten zu lassen, als einen wichtigen Beitrag zur Geschichte jener großen Zeit zu bilden.

Die Redaktion der Deutschen Rundschau.«

Diese Veröffentlichung erregte das größte Aufsehen. Sie wurde, wie notorisch, alsbald und zwar fortgesetzt von der inländischen regierungs- beziehungsweise reichsfeindlichen Presse für Parteizwecke und von der ausländischen deutschfeindlichen Presse zu Verdächtigungen der Politik des Deutschen Reichs ausgebeutet.

Der Anfangs angeregte Verdacht einer Fälschung fand sich nicht bestätigt. Der Verleger und Redacteur Paetel machte, nachdem er zuerst jede Auskunft über den Einsender des Manuskripts verweigert hatte, auf den Vorhalt, daß ein Verbrechen gegen den §. 92 des Strafgesetzbuchs in Frage stände, den Angeschuldigten als den Einsender namhaft. Der Letztere, welcher sich am 23. September 1888 von Hamburg nach Helgoland begeben hatte, von dort aber, nachdem am 28. desselben Monats in seiner Wohnung zu Hamburg eine gerichtliche Durchsuchung stattgefunden hatte, auf Veranlassung seiner Familie am 29. desselben Monats zurückgekehrt und bei seiner Rückkehr verhaftet worden war, hat über seine Autorschaft und seine Bezugsquelle folgende Angaben gemacht:

Der Hochselige Kaiser Friedrich, dem er während der gleichzeitigen Studienzeit in Bonn bekannt geworden sei und der ihm, während er in der Zeit von 1856 bis 1868 in Berlin beziehungsweise in London als hanseatischer Minister-Resident fungirt, und auch später großes Wohlwollen bewiesen, habe ihn im Februar 1873, wo er Professor an der Universität Straßburg gewesen sei, nach Wiesbaden, wo der Hohe Herr damals zur Kur geweiht, eingeladen und ihm bei seinem Besuch zu Ende Februar oder Anfang März 1873 ein Tagebuch über die Ereignisse der Kriegsjahre 1870/71 zur Einsicht mit der Erlaubniß zugehen lassen, dasselbe nach Karlsbad, wohin er sich demnächst zur Kur begeben habe, mitzunehmen. Nach etwa 3 Wochen habe er das Tagebuch dem damaligen Kronprinzen mit einem Dankschreiben nach Berlin zurückgesandt. Aus dem etwa siebenhundert Seiten umfassenden, voll und ganz von Allerhöchster Hand geschriebenen Tagebuche habe er einen etwa zwanzig enggeschriebene Seiten anfüllenden Auszug angefertigt und in denselben vorzugsweise die politischen Nachrichten, — der größte Theil des Tagebuchs habe aus militärischen Nachrichten bestanden, — mit Abkürzungen, jedoch ohne Zusätze oder sonstige Aenderungen aufgenommen. Obgleich er die Uebergabe des Tagebuchs als ein Zeichen besonderen Allerhöchsten Vertrauens betrachtet und zur Anfertigung der Auszüge keine Erlaubniß erbeten oder erhalten, habe er die Anfertigung doch für erlaubt erachtet. Dabei habe er aber als selbstverständlich angenommen, daß er Mittheilungen aus dem Tagebuche Niemandem machen dürfte, und sei damals der Ueberzeugung gewesen und habe diese auch jetzt noch, daß der Hochselige Kaiser, der damalige Kronprinz, ihm das Tagebuch nicht anvertraut haben würde, wenn Er hätte voraussetzen können, daß er, der Angeschuldigte, bei Seinen Lebzeiten aus dem Tagebuch Etwas an

Dritte mittheilen oder gar veröffentlichen würde. An den Fall, daß der Kronprinz vor ihm versterben könnte, habe er bei der Anfertigung des Auszugs überhaupt nicht gedacht und sei seine Absicht lediglich dahin gegangen, sich selbst das Andenken an das Gelesene zu bewahren. Nach dem Tode Sr. Majestät des Kaisers Friedrich habe er sich zur Veröffentlichung entschlossen, im August 1888 aus dem Auszuge das durch Weglassung von ihm bedenklich scheinender⁸⁰ Stellen um vier bis fünf Seiten verringerte Manuskript für den Druck angefertigt und dasselbe dem Herausgeber der »Deutschen Rundschau« zum Druck übersandt. Sein mit der Veröffentlichung verfolgter Zweck sei durchaus kein politischer, sondern ein historischer (?) gewesen und habe er namentlich der viel vertretenen Ansicht gegenüber, Kaiser Friedrich sei ein edler Ideologe gewesen, dessen politische Bedeutung und insbesondere den Umstand, daß Er bei Gründung des Deutschen Reichs die treibende Kraft gewesen sei, hervorheben wollen. Allerdings habe er zu der Veröffentlichung keinerlei Ermächtigung gehabt, insbesondere auch nicht geglaubt, daß er auf etwaige Anfrage bei Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich eine solche erhalten werde.

Indem die Angaben des Angeschuldigten über den Zweck der Veröffentlichung weiter unten ihre Würdigung finden werden, wird hier nur noch Folgendes bemerkt:

Daß die Veröffentlichung sich als ein Auszug aus echten Aufzeichnungen des Hochseligen Kaisers Friedrich darstellt, ist nicht zu bezweifeln. Nach der amtlichen Auskunft des Ministeriums des Königlichen Hauses befanden sich im Königlichen Hausarchiv drei Exemplare des Tagebuches Sr. Majestät des Kaisers und Königs Friedrich, von denen zwei dem Wortlaut nach identisch und anscheinend auf mechanischem Wege hergestellte Abdrücke eigenhändiger Niederschriften Sr. damaligen Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen sind, während das dritte Exemplar eine veränderte Redaktion jener ersteren Niederschriften ist, aus einer Anzahl von losen Heften, deren einzelne Blätter von einer Kanzleihand einseitig beschrieben und auf der von dem Kanzlisten leergelassenen Seite mit umfangreichen Zusätzen und Einschaltungen von der Hand Sr. Kaiserlichen Hoheit versehen sind, besteht, und Aufzeichnungen enthält, wie sie in dem Rundschau-Artikel zum Abdruck gelangt sind. Dieses letztere Exemplar selbst kann jedoch dem Angeschuldigten nicht vorgelegen haben, da nach seiner ganz bestimmten Angabe das von ihm eingesehene Tagebuch voll und ganz von der Hand des

Hochseligen Kaisers geschrieben gewesen ist. Die vorhin erwähnte Kanzleihand ist höchst wahrscheinlich die des im Januar 1887 verstorbenen Kronprinzlichen Haushofmeisters Krug gewesen. Wie dessen Wittve und Bruder bekunden, ist derselbe, der das besondere Vertrauen des Hochseligen Kaisers genossen, von Diesem vielfach mit der Abschrift geheimer Schriftstücke, insbesondere der Tagebücher über den Feldzug von 1866, über die orientalische Reise und über den Krieg von 1870/71 betraut worden. Die letzteren eigenhändigen Aufzeichnungen seien sehr umfangreich gewesen und dem Krug nach beendigtem Kriege im Spätsommer 1871 zur Abschrift übergeben worden. Nachdem die erste Abschrift der einzelnen Blätter von Allerhöchster Hand durchkorrigirt worden, habe Krug eine neue Reinschrift anfertigen müssen und diese im Frühjahr 1872 von dem Hochseligen Kaiser, dem damaligen Kronprinzen, Der vieles darin korrigirt, anderes gestrichen und geändert habe, zur Anfertigung einer abermaligen Reinschrift zurückerhalten. Nach Mittheilung des Krug habe der Kronprinz die Ihm zurückgelieferten Aufzeichnungen und korrigirten Abschriften stets Selbst vernichtet. Diese letzte Reinschrift wird der Kontext des oben erwähnten dritten Exemplars sein, welches sich, wie die Zeugenaussagen ergeben, als kein eigentliches Tagebuch darstellt. Ist das von dem Angeschuldigten eingesehene und excerptirte Exemplar ganz von Allerhöchster Hand geschrieben gewesen, so wird der Hohe Herr, nachdem Er jenes Exemplar nochmals durchkorrigirt und mit umfangreichen Zusätzen und Einschaltungen versehen, auf Grund desselben eigenhändig ein neues Exemplar angefertigt haben. Ueber den Verbleib des letzteren ist nichts ermittelt worden. Die Behauptung der Vertheidigung, daß der Hochselige Kaiser dem Krug eine Abschrift des Tagebuchs von 1870/71 geschenkt habe, ist durch das Zeugniß der Wittve Krug widerlegt worden. Hiernach hat ihr verstorbener Ehemann von dem Hochseligen Kaiser nur einen metallographischen Abzug des Tagebuchs von 1866 und von 1869 (orientalische Reise) zum Geschenk erhalten, bezüglich des Tagebuchs von 1870/71 aber ihr mitgetheilt, daß dieses Tagebuch niemals in die Oeffentlichkeit kommen würde. Auch der von der Vertheidigung sonst noch versuchte Nachweis, daß der Hohe Herr auf die Geheimhaltung des Inhalts des Tagebuchs von 1870/71 nicht bedacht gewesen, ist mißglückt, denn von den in dieser Beziehung benannten Zeugen haben bekundet:

Der Staats-Minister a. D., General der Infanterie z. D. von Stosch:

Im Jahre 1886 oder 1887 habe der damalige Kronprinz zu ihm geäußert, Er könne ihm Sein Tagebuch von 1870/71 nicht mittheilen, da dasselbe zu viel Persönliches enthalte; übrigens würde dasselbe auch vor einer langen Reihe von Jahren nicht zur Veröffentlichung gelangen können, da darin auch zu viel Politisches enthalten sei:

und der Schriftsteller Geheime Rath Dr. Freytag:

In der Zeit von 1873 bis 1876 habe er dem Hochseligen Kaiser, dem damaligen Kronprinzen, in Dessen Hauptquartier er sich während eines Theils des Krieges von 1870/71 befunden, auf ergangene Einladung in Potsdam seine Aufwartung gemacht und bei dieser Gelegenheit auf Anordnung des Kronprinzen durch den Kabinets-Sekretär von Normann ein von Kanzleihand geschriebenes Tagebuch von 1870/71 zur Lektüre übergeben erhalten. Nach beendigter Lektüre habe er dem Herrn von Normann und auch dem Kronprinzen gegenüber geäußert und die dringende Bitte ausgesprochen, daß eine Veröffentlichung des Tagebuchs, sowie überhaupt eine Mittheilung desselben an Dritte, wie eine solche hinsichtlich früherer Tagebücher erfolgt sei, unter allen Umständen unterbleiben möchte. Zu dieser Meinungsäußerung sei er hauptsächlich veranlaßt durch die in dem Tagebuch enthaltenen, übrigens mit den von dem Kronprinzen während des Krieges ihm mündlich kundgegebenen Auffassungen übereinstimmenden Mittheilungen über die Gründung des Reichs, deren Bekanntwerden ihm für das Wohl des letzteren, sowie für das Ansehen des Hohen Verfassers selbst als durchaus unzutraglich erschienen sei. Auf seine Aeußerungen habe sich auch der Kronprinz im zustimmenden Sinne erklärt.

Die Veröffentlichung verstößt in ihrem gesammten Inhalt gegen den §. 92 Nr. 1 des Strafgesetzbuchs.

Im Einzelnen kommt hierbei Folgendes in Betracht:

Die Tagebuchsauszüge enthalten Aufzeichnungen über die Verhandlungen bei der Entstehung der Reichsverfassung, über die Stellung der Regierungen einzelner Bundesstaaten zu diesen Verhandlungen und über die Auffassung, welche bei dem König und dem Kronprinzen von Preußen, dem König von Bayern und anderen Bundesfürsten über die einschlagenden Verhältnisse vorherrschte.

Die Auszüge enthalten auch Bemerkungen über die Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Regierungen, zur päpstlichen Kurie, zu Rußland, England, Luxemburg, Belgien und Frankreich. Die berichteten Thatsachen sind solche, deren Geheimhaltung für

das Wohl des Deutschen Reichs erforderlich ist. Bei der Prüfung der Nothwendigkeit der Geheimhaltung kommt es nicht sowohl darauf an, ob die berichteten Thatsachen im Einzelnen objektiv wahr sind, als vielmehr darauf, daß sie berichtet sind von dem Preußischen Kronprinzen, dem nachmaligen Deutschen Kaiser; denn ihre Autorität auf dem Gebiete politischer Erwägungen und Entschliefungen erhalten die Aufzeichnungen an und für sich vermöge der Stellung des Verfassers in der öffentlichen Meinung, insbesondere auch bei den anderen Regierungen, unabhängig von der Frage nach ihrer Richtigkeit in Einzelheiten.

I.

Die Entstehung der Verfassung des Deutschen Reichs.

Die folgenden Stellen kommen insbesondere in Betracht:

1) Seite 9 — 7. August. Ich bleibe dabei, daß wir unmöglich nach erlangtem Frieden uns mit der bloßen Anbahnung neuer Bestrebungen im deutschen Sinne begnügen können, vielmehr verpflichtet sind, dem Deutschen Volk etwas Ganzes, Greifbares zu bieten, und man hierfür das Eisen der deutschen Kabinete schmieden muß, so lange es noch warm ist.

2) Seite 14 — 30. September. Ich rede Se. Majestät auf die Kaiserfrage an, die im Anrücken begriffen; er betrachtet sie als gar nicht in Aussicht stehend, beruft sich auf Dubois-Reymond's Aeußerung, der Imperialismus liege zu Boden, sodaß es in Deutschland nur einen König von Preußen, Herzog der Deutschen geben könne. Ich zeige dagegen, daß die drei Könige uns nöthigen, den Supremat durch den Kaiser zu ergreifen, daß die tausendjährige Kaiser- oder Königskrone nichts mit dem modernen Imperialismus zu thun habe; schließlich wird sein Widerspruch schwächer.

3) Seite 15 — 10. Oktober. Delbrück kommt, Bayern will auf die Bedingungen für Eintritt in den Norddeutschen Bund eingehen, nur Militär und Diplomatie vorbehalten. Die Minister sind unter sich uneinig und berufen sich auf widersprechende Aeußerungen des Königs, der sich mit Delbrück 1 $\frac{1}{2}$ Stunden über Gegenstände, die sich meist auf dessen Mission nicht bezogen, unterhielt.

4) Ibid. Der König von Württemberg will direkt mit uns unterhandeln, um nicht in Bayerns Schlepptau zu erscheinen.

5) Seite 17 — 3. November. Delbrück meint, man habe doch einen Bundesgenossen wie Bayern im gegenwärtigen Augenblicke nicht mit Gewalt zum Eintritt zwingen können; ich aber behauptete, daß wir uns unserer Macht gar nicht bewußt sind, folglich in dem

gegenwärtig weltgeschichtlichen Augenblicke das, was wir ernstlich wollen, auch zweifellos können, nur Gott sei's geklagt, fragt es sich, was wir wollen und wer jetzt etwas ernstlich will.

6) Seite 18 — 11. November. Der Großherzog hat einen ganz wundervollen Brief an den König von Bayern geschrieben, der aber unbeantwortet geblieben ist. Württemberg macht untergeordnete Reservation bei der Militär-Konvention, das Recht zur Beförderung in seiner Division benachtheiligt seine eigenen Offiziere.

7) Ibid. — 12. November. Die württembergischen Minister sind plötzlich auf schlechte Nachrichten abgereist, als sie unterzeichnen wollten; das ist eine Intrigue Gasser's, Succo und Mitternacht sind ehrlich. Roon und Podbielski beklagen sich, nichts zu wissen, Bismarck ist entsetzt, daß solche preußischen Partikularisten überhaupt mit der Angelegenheit zu thun haben.

8) Seite 18 und 19 — 14. November. Gespräch mit Bismarck über die deutsche Frage, er will zum Abschluß kommen, entwickelt aber achselzuckend die Schwierigkeiten; was man denn gegen die Süddeutschen thun solle? Ob ich wünsche, daß man ihnen drohe? Ich erwidere: »Jawohl, es ist gar keine Gefahr, treten wir fest und gebietend auf, so werden Sie sehen, daß ich Recht hatte zu behaupten, Sie seien sich Ihrer Macht noch gar nicht genügend bewußt«. Bismarck wies die Drohung weit ab und sagte, bei eventuellen äußersten Maßregeln dürfe man am wenigsten damit drohen, weil das jene Staaten in Oesterreichs Arme treibe. So habe er bei Uebnahme seines Amtes den festen Vorsatz gehabt, Preußen zum Krieg mit Oesterreich zu bringen, aber sich wohl gehütet, damals oder zu früh mit Sr. Majestät davon zu sprechen, bis er den Zeitpunkt für geeignet angesehen. So müsse man auch gegenwärtig der Zeit anheimstellen, die deutsche Frage sich entwickeln zu sehen. Ich erwiderte, solches Zaudern könne ich, der ich die Zukunft repräsentire, nicht gleichgültig ansehen; es sei nicht nöthig, Gewalt zu brauchen, man könne es ruhig darauf ankommen lassen, ob Bayern und Württemberg wagen würden, sich Oesterreich anzuschließen. Es sei nichts leichter, als von der hier versammelten Mehrzahl der deutschen Fürsten nicht bloß den Kaiser proklamiren, sondern auch eine den berechtigten Forderungen des deutschen Volkes entsprechende Verfassung mit Oberhaupt genehmigen zu lassen, das würde eine Pression sein, der die Könige nicht widerstehn könnten. Bismarck bemerkte, mit dieser Anschauung stehe ich ganz allein; um das gewollte Ziel zu erreichen, wäre es richtiger, die Anregung aus dem Schooße des Reichstages kommen zu lassen. Auf meinen Hinweis auf die Ge-

sinnungen von Baden, Oldenburg, Weimar, Coburg, deckte er sich durch den Willen Sr. Majestät. Ich erwiderte, ich wisse sehr wohl, daß sein Nichtwollen allein genüge, um eine solche Sache auch bei Sr. Majestät unmöglich zu machen. Bismarck entgegnete, ich mache ihm Vorwürfe, während er ganz andere Personen wisse, die jene verdienten. Hierbei sei die große Selbständigkeit des Königs in politischen Fragen zu berücksichtigen, der jede wichtige Depesche selbst durchsehe, ja korrigire. Er bedauere, daß die Frage des Kaisers und Oberhauses überhaupt diskutirt sei, da man Bayern und Württemberg dadurch vor den Kopf gestoßen.

9) Seite 20 — 17. November. Delbrück reist zur Reichstags-Eröffnung nach Berlin, er ist nicht entmuthigt und glaubt, daß unsere Taktik, die Bayern seit 14 Tagen zu ignoriren, ihre guten Früchte trage, da sie um Wiederaufnahme der Verhandlungen gebeten.

10) Ibid. — 21. November. Bismarck sagt — — beide Könige wollten nun eintreten, er müsse aber seine Trümpfe auch noch ausspielen. Roon drohe die Militärverhandlungen über die äußeren Abzeichen abbrechen.

11) Seite 21 — 30. November. Ein Konzept Bismarck's für den Brief des Königs wegen der Kaiserwürde an Se. Majestät ist nach München gegangen; der Großherzog sagt mir, man habe dort nicht die richtige Fassung zu finden vermocht und sich dieselbe von hier erbeten, der König von Bayern hat den Brief wahrhaftig abgeschrieben und Holstein bringt ihn!

12) Seite 22 — 9. Dezember. Man fragt, ob dieser Bund das Resultat aller Opfer sein solle, ein Werk, das nur den Männern passe, für welche und von denen es gemacht. Ich bin mir wohl bewußt, welche unendliche Mühen und Beschwerden mir dereinst die heutigen Unterlassungssünden bringen werden.

13) Ibid. — 12. Dezember. Es ist an den König von Bayern telegraphirt, er möge die längst in seinen Händen befindlichen Schreiben hersenden.

14) Seite 24 — 31. Dezember. Der König erklärt, zu morgen keine öffentliche Kundgebung zu wollen, weil Bayern noch nicht zugestimmt — — Bismarck — — erklärt, ohne Bayerns Zutritt keine Inaugurirung vornehmen zu können.

15) Ibid. — 1. Januar. Der König begrüßt mich ernst und freundlich bewegt mit dem Wunsche, daß es mir dereinst vergönnt sein möge, die Friedenssaat der jetzigen Arbeit zu erleben. Er könne sich freilich nicht denken, daß die dauernde Einigung Deutschlands bestehen bleiben werde, da leider die wenigsten Fürsten so

handelten und gesonnen seien, wie es zu wünschen wäre und denen der Großherzog ein so edles Beispiel gebe.

Die hier berichteten Thatsachen sind in doppelter Richtung von Bedeutung, einmal für das Verhältniß Preußens zu den anderen Bundesstaaten und zum Reich, dann für die Stellung der ausländischen Regierungen zum Deutschen Reich.

A. Von dem Verhältniß Preußens zu den anderen Bundesstaaten hängt das Wohl des Deutschen Reichs wesentlich ab. Das Wohl des Reichs beruht in erster Linie auf der Einigkeit der dasselbe bildenden Glieder. Diese Einigkeit wird erschüttert, wenn einzelnen Gliedern des Reichs Nachrichten mitgetheilt werden, welche bei ihnen Mißtrauen gegen den führenden Bundesstaat und den Träger der mit Preußen verbundenen Kaiserkrone zu erregen geeignet sind. Zu solchen, das Mißtrauen erweckenden Nachrichten gehört dasjenige, was über die Auffassung des preußischen Thronerben in Bezug auf die Stellung der Reichsgewalt zu den einzelnen Bundesgliedern, insbesondere über die Absicht desselben mitgetheilt wird (S. 17, 19), die süddeutschen Staaten zu einer Entäußerung ihrer vertragsmäßigen Selbständigkeit und ihrer wesentlichsten Hoheitsrechte zu Gunsten des Kaisers zu zwingen. Die Kenntniß von dieser Absicht kann bei einzelnen Bundesgenossen die Befürchtung erregen, es könne die gleiche Absicht, wenn sie einmal nahe daran war, sich auf dem preußischen Throne zu verwirklichen, auch ein zweites Mal zur Erscheinung gelangen, und diese Befürchtung kann der Erwägung Raum geben, ob nicht durch rechtzeitiges Abkommen mit anderen Mächten die Zukunft sicher zu stellen sei.

Diese Betrachtung findet ihre Bestätigung in dem, was die preußischen Gesandten an den deutschen Höfen über den Eindruck berichten, welchen die Veröffentlichung des Tagebuchs gemacht hat. Inhalts derselben hatte, nach der berichteten Aeußerung des Ministers, Freiherrn von Lutz, die bayerische Regierung den Eindruck gewonnen, die Anschauung des damaligen Kronprinzen sei im Jahre 1870 dahin gegangen, das durch die Verträge Erreichte sei nur deshalb annehmbar, weil sich zur Zeit nicht mehr erreichen lasse. Der sächsische Minister-Präsident und die Minister des Innern und des Kultus erklärten, daß die Veröffentlichung das monarchische Prinzip schädige, und die bei der Errichtung des Deutschen Reichs beteiligten Souveräne verletze. Der Bericht aus Stuttgart charakterisirt die bereits eingetretene Schädigung des Reichs, weil die Publikation neuen

Unfrieden gestiftet und die Parteigegensätze gefördert habe. Aehnlich der Bericht aus Baden, und die Berichte aus London und Wien konstatiren ausdrücklich die Gefahr für die inneren Beziehungen des Deutschen Reichs, welche durch die Publikation entstehen könne.

B. Die Stellung der ausländischen Regierungen zum Deutschen Reich wird durch die Tagebuch-Publikationen insofern beeinflusst, als jene Regierungen aus den Veröffentlichungen die Auffassung entnehmen können, als ob im Falle eines Krieges nicht auf den Widerstand des gesammten Deutschen Reichs mit Nothwendigkeit gerechnet werden müsse, und als ob ein Zerfall desselben eine nicht auszuschließende Möglichkeit sei. Die Gefährdung des Deutschen Reichs ist eine doppelte: Stärkung der kriegerischen Neigung derjenigen Mächte, welche einen Kampf mit Deutschland innerhalb der Ziele ihrer Politik erachten und Schwächung des Zutrauens der Bundesgenossen zur Festigkeit des Deutschen Reichs. — Die Thatsachen, die hierbei in Betracht kommen, sind namentlich die Aeußerungen des Königs von Preußen über die Einigung Deutschlands, die Vorgänge bei Abfassung des Briefes Königs Ludwig, die Weiterungen und die nur mühsam zu überwindenden Schwierigkeiten, die sich den gehegten Plänen entgegenstellten, sowie der Tadel, den dieselben von Haupt-Interessenten ihrer angeblichen Unvollkommenheiten wegen erfuhren.

Die Annahme, daß in dem Bekanntwerden dieser Thatsachen eine Gefährdung des Deutschen Reichs liege, wird auch hier durch die Gesandtschaftsberichte bestätigt. Der Bericht aus St. Petersburg konstatirt den Ausdruck unverkennbarer Schadenfreude auf Seiten der Feinde Deutschlands und deren Befriedigung über die Wahrnehmung, daß das neu erstandene Deutsche Reich seine sehr verwundbaren Stellen habe und daß die mit Schwierigkeiten, wie sie im Tagebuche geschildert werden, zu Stande gekommene deutsche Einigkeit nur eine formelle sei und daher leicht einmal wieder in die Brüche gerathen könnte. Derselbe Bericht weist nach, daß die panslavistische Presse auf Grund der Tagebuch-Auszüge die Leitung der deutschen Politik von Neuem zu verdächtigen und die Feindschaft gegen Deutschland zu nähren sucht. In dem Pariser Bericht werden die, die einflußreiche öffentliche Meinung vertretenden Aeußerungen der Presse zusammengestellt, aus denen sich ergibt, daß man aus den »*Révélations précieuses*« erkenne »*le pied d'argile du colosse*«, daß man Freude hat an dem nachgewiesenen Mangel an

Festigkeit des Reichs, der dasselbe bündnißunfähig mache und den kleineren deutschen Staaten den Gedanken nahe lege, das preußische Joch zu gelegener Zeit abzuschütteln.

II.

Die Beziehungen zur Kurie.

Die folgenden beiden Stellen kommen in Betracht:

1) Seite 16 — 24. Oktober. Bismarck erzählt meinem Schwager, daß er nach Beendigung des Krieges gegen die Unfehlbarkeit vorgehen wolle.

2) Seite 18 — 12. November. Ledochowsky erkundigt sich, ob der Papst Aufnahme in Preußen finden werde. Bismarck würde das Verlassen Roms für einen ungeheuren Fehler Pio Nono's halten, aber sein Aufenthalt in Deutschland könne gut wirken, weil die Anschauung der römischen Priesterwirthschaft die Deutschen kuriren werde.

Die Niederschrift der ersteren Notiz findet ihre Erklärung darin, daß der Kronprinz wiederholt darüber interpellirt hatte, ob gegen die Infallibilität nichts geschehen werde; die Absicht, diese Frage geschäftlich aufzunehmen, lag der damaligen Regierung absolut fern, und man versuchte weiteren, dem Thronerben gegenüber schwierigen Erörterungen einer unbequemen Frage dilatorisch durch das praktische Argument ein Ziel zu setzen: vor der Hand sei der Krieg zu führen und der angeregten Frage könne man erst nach dem Kriege näher treten. Die Absicht, letzteres zu thun, war garnicht vorhanden. Die Kronprinzliche Aufzeichnung wird aber immerhin zu dem Vorwande benutzt werden können, die Regierung habe feindselige Hintergedanken gehabt und werde bei anderen Gelegenheiten bemüht sein, dieselben zu verwirklichen. Die Aufzeichnung war daher zum Wohle des Deutschen Reichs geheim zu halten. Dasselbe gilt von der Aufzeichnung unter Nr. 2. Diese Annahme wird auch bestätigt durch den Bericht des Gesandten am Päpstlichen Stuhl, in welchem nachgewiesen wird, daß die römischen Intransigenten mit besonderem Nachdruck daran erinnern, wie oft und wie dringend sie den Papst vor der »Ketzer-Regierung« in Berlin gewarnt hätten; die Berechtigung ihrer Mahnungen ergebe sich aus den Tagebuch-Aufzeichnungen, welche auf eine tiefgehende feindselige Gesinnung abseiten der deutschen Regierung gegenüber der Kurie hindeuteten. Gleiche Meinungen sind in der Presse zum Ausdruck gekommen, und das ultramontane Wiener »Vaterland« läßt deutlich die Hoffnung durchblicken,

daß die Beziehungen zwischen Preußen und dem Vatikan getrübt werden und der Centrumpartei neue Waffen gegen die Regierung in die Hände gedrückt werden könnten.

III.

Die Beziehungen zu Rußland.

Die folgenden Stellen:

1) Seite 18 — 14. November. Die russische Lossagung bestätigt sich; es wird erzählt, Palmerston habe Brunnow bei Unterzeichnung des Vertrages von 1856 gesagt, derselbe werde nicht 10 Jahre dauern. General Annenkov bringt einen Brief des Kaisers Alexander, Reuß erhielt erst bei Abgang desselben Nachricht davon mit dem Bemerkten, er möge nicht eher telegraphiren, als bis der König den Brief erhalten. Wir telegraphiren, den Schritt zu verschieben, aber erhalten die Antwort, es sei zu spät, es seien gleichzeitig Mittheilungen nach London und Wien gegangen.

— 16. November. Unsere Vertreter sollen passiv bleiben, der König ist sehr betroffen und sagt mir, diese Ueberraschung sei außer allem Späß, in England wird dies sicher als eine Rache für die Waffenausfuhr angenommen. Bismarck aber stellt jedes Mitwissen in Abrede.

2) Seite 20 — 19. November. Bismarck soll bei Gortschakow's Note gerufen haben: »Die dummen Kerls haben vier Wochen zu früh begonnen«.

beziehen sich auf die Lossagung Rußlands von der Konvention in Betreff des Schwarzen Meeres. Die Aufzeichnungen über die wenig wohlwollende Haltung des damaligen Königs von Preußen, der gegenüber jenem Vorgehen Rußlands nach jener Registrirung die Kündigung des Vertrages hinausschieben wollte, sind Nachrichten, welche geeignet sind, der russischen Regierung gegenüber das Wohl des Reichs zu gefährden, und welche deshalb dieser gegenüber hätten geheim gehalten werden müssen. Der oben ad I. B erwähnte »Nowosti«-Artikel bestätigt dies.

IV.

Die Beziehungen zu England.

1) Die Stelle Seite 16:

»Ich entdecke, daß man Uebles gegen England im Schilde führte, das ist vorüber, aber ob die Vorliebe für Rußland und Amerika nicht doch einmal dem Haß gegen England Luft macht, kann kein Mensch wissen« —
enthält eine Auffassung des damaligen Kronprinzen und mußte der

englischen Regierung gegenüber deshalb geheim gehalten werden, weil sie betont, daß eine England feindliche Strömung als ein in der Politik zu beachtender Faktor gilt und weil sie geeignet ist, in England Mißtrauen hervorzurufen.

2) Die Stelle Seite 10 — 23. August:

»Benedetti's Projekt schadet uns in England, er hätte sich ohne Bismarck's Ermuthigung keine solche Sprache erlaubt.« — in welcher unrichtig unterstellt wird, daß das Projekt, der Preisgabe Belgiens an Frankreich, nicht ohne Ermuthigung des Reichskanzlers entstanden sei, enthält eine Nachricht, welche, weil von dem Kronprinzen von Preußen vertreten, durch anderweite Argumente niemals ganz beseitigt werden kann und welche, weil sie geeignet ist, der englischen Regierung gegenüber die Möglichkeit einer solchen Transaktion auch für die Zukunft hervortreten zu lassen, dieser Regierung, wie nicht minder der belgischen gegenüber zum Wohle des Deutschen Reichs geheim zu halten war.

V.

Die Beziehungen zum Großherzogthum Luxemburg
und zu den Garantiemächten.

Die Nachricht, welche Seite 30 — 25. Februar — aufgezeichnet ist:

»Thiers wollte auf Bismarck's Verlangen, uns Luxemburg zu verschaffen, nicht eingehen, worauf dann die Alternative Metz oder Belfort gestellt ward«,

war gegenüber der luxemburgischen und französischen Regierung zum Wohl des Deutschen Reichs geheim zu halten; denn sie ist geeignet, die Mächte, welche die Neutralität Luxemburgs garantirt haben und die Großherzogliche Regierung selbst mit Mißtrauen gegen die Zuverlässigkeit der deutschen Politik zu erfüllen, und sie versetzt, da sie mit der Autorität des Kronprinzlichen Tagebuchs ausgestattet ist, die französische Regierung in die Lage, bei der luxemburgischen Regierung Deutschland gegenüber Vortheile zu ziehen, zumal bei der zu erwartenden Eröffnung der Succession für den Herzog von Nassau.

VI.

Die Beziehungen zu Belgien und Frankreich.

Hier kommen die folgenden Stellen in Betracht:

1) Seite 14 — 6. Oktober. Thiers regt den Gedanken an, König Leopold auf den französischen Thron zu bringen, was Bismarck für todtegeboren hält.

2) Seite 23 — 28. Dezember. Brief des Königs der Belgier, voll Sympathie für Kaiser und Reich und voll großer Erwartungen von denselben; er sieht darin Wiederherstellung der Ordnung und des Rechtsbewußtseins in Europa und nennt die denselben zu stellenden Aufgaben »wahrhaft herrliche«. Er sei eifrig bestrebt, seine Pflichten als Neutraler vertragsmäßig zu erfüllen, aber die Vortheile einer solchen Stellung seien nicht ohne empfindliche Lasten und Schwierigkeiten. Er wirft den fremden Literaten vor, die belgische Preßfreiheit gegen uns zu mißbrauchen; Frankreich häuft Beschwerden gegen Belgien, weil dieses deutsche Verwundete und Lebensmittel durchlasse, während den flüchtigen Franzosen die Rückkehr nach Frankreich verwehrt werde und sie internirt werden.

3) Seite 24 — 28. Dezember. Bismarck äußert sich sehr anerkennend über Leopold's Brief und bittet in meiner Antwort auf die Bürgschaft zu verweisen, welche Belgien durch ein starkes Deutschland gewinne, von dem es nie etwas zu fürchten habe, und so lange dieses stark, auch nichts von Frankreich.

Die in diesen Stellen vorkommenden Nachrichten mußten sowohl der französischen wie der belgischen Regierung gegenüber zum Wohl des Reichs geheim gehalten werden. Der ersteren kann die Veröffentlichung den berechtigten Anlaß bieten, gegen das Interesse und das Wohl des Deutschen Reichs bei Belgien zu wirken. Die belgische Regierung aber kann durch den Eindruck, welchen die Veröffentlichung in der öffentlichen Meinung des Landes hervorgerufen hat, als wenn nämlich der König Deutschland zu offen begünstige, in die Lage kommen, in ihrer Deutschland gegenüber zu beobachtenden Haltung vorsichtiger oder ablehnender zu sein. Die Stimmung der öffentlichen Meinung in Belgien schildern eingehend die Berichte des Gesandten in Brüssel dahin, daß der König und das Ministerium sehr unliebsamen Angriffen mit der Unterstellung ausgesetzt sind, das Tagebuch beweiße, daß Diejenigen Recht haben, welche eine der Neutralität widersprechende Abhängigkeit Belgiens von Deutschland behaupten. Der Umstand, daß der König der Belgier, weil er den Brief geschrieben hat, schon vorher Kenntniß hatte von der im Kronprinzlichen Tagebuche enthaltenen Nachricht, ändert an der Sachlage nichts; denn daß der König Kenntniß hatte, bedingt nicht, daß dieselbe Kenntniß auch der durch das jeweilige Ministerium repräsentirten Regierung beiwohnte. Jedenfalls ist die Thatsache der Kronprinzlichen Registratur zur Kenntniß des Königs erst durch die vom Angeschuldigten ver-

anlaßte Publikation der Tagebuchs-Auszüge gelangt.

Der Angeschuldigte bestreitet, daß die Veröffentlichung Staatsgeheimnisse oder geheime Nachrichten im Sinne des §. 92 Nr. 1 des Strafgesetzbuchs enthalte. Seine bezüglichen An- und Ausführungen erscheinen jedoch als verfehlt, insbesondere gilt dies von dem Satz, daß der Papst kein Souverän und die päpstliche Kurie keine Regierung im Sinne des §. 92 cit. mehr sei. Die volle Souveränität des Papstes, als deren Ausflüsse sich z. B. das aktive und passive Gesandtschaftsrecht und die Befugniß zum Abschluß völkerrechtlicher Verträge (Konkordate) ergeben, ist durch das internationale Recht Europas anerkannt und hat durch die Aenderung der territorialen Verhältnisse keinen Abbruch erlitten. Der Angeschuldigte giebt in seiner Note zu §. 40 des von ihm herausgegebenen Heffter'schen Völkerrechts (Ausgabe 8 S. 100) selbst zu, daß der Papst in vielen Beziehungen als Souverän behandelt wird und hinsichtlich anderer Staaten unstreitig Regierungs- und Gesetzgebungsrechte ausübt.

Der Angeschuldigte bestreitet ferner das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit der Veröffentlichung. Er will sich nicht bewußt gewesen sein, daß die letztere Nachrichten enthalten habe, deren Geheimhaltung anderen Regierungen gegenüber für das Wohl des Deutschen Reichs erforderlich gewesen sei. Hiergegen spricht zunächst Folgendes:

Der Angeschuldigte hat die Rechte studirt, ist, nachdem er 1853 zum Dr. jur. promovirt, 1854 zum Legationssekretär, 1856 zum Hamburgischen Geschäftsträger in Berlin und 1859 zum Minister-Residenten der Hansestädte ebendasselbst ernannt worden. In dieser Stellung, in welcher er mehrere Jahre zugleich die Stelle eines oldenburgischen Minister-Residenten bekleidete, ist er bis zum August 1866 verblieben, wo er in gleicher Eigenschaft nach London versetzt wurde. 1868 nahm er seinen Abschied, weil, wie er angiebt, durch die Errichtung einer Botschaft des Norddeutschen Bundes ihm die wichtigsten Geschäfte seines Amts entzogen worden seien und es ihm widerstrebt habe, für die bedeutend verringerten Geschäfte des letzteren ein gleich hohes Gehalt zu beziehen. Von 1869 an bekleidete er in Hamburg das Amt eines Syndikus des Senats, als welcher er die auswärtigen Angelegenheiten zu bearbeiten hatte, bis er 1872 den Ruf zu einer Professur des öffentlichen Rechts und der Staatswissenschaften an der Universität Straßburg erhielt. Im Frühjahr 1882 — in dem letzten Jahre war er auch Mitglied des Elsaß-Lothringischen Staatsraths gewesen — erbat er seinen Abschied, welcher ihm unter Bewilligung einer

Pension von jährlich 7500 M. und unter Verleihung des Charakters als Geheimer Justiz-Rath gewährt wurde. Seit 1883 lebte er in seiner Vaterstadt Hamburg. Obgleich seitdem ohne amtliche Stellung, hat er sich bis zu seiner Verhaftung fortgesetzt mit Politik beschäftigt und auf die Politik des Deutschen Reichs Einfluß zu gewinnen gesucht, wie sich dies aus seiner als Anlage beige-fügten umfangreichen Correspondenz mit dem Großherzoglich badischen Wirklichen Geheimen Rath Freiherrn von Roggenbach ergibt. Fast alle Fragen der äußeren und inneren Politik des Deutschen Reichs sind darin zum Gegenstand einer — oft sehr abfälligen — Kritik gemacht worden. Auch mit anderen Personen von hervorragender politischer Bedeutung, so z. B. mit dem Staats-Minister a. D. Dr. Windthorst, hat er sich über politische Fragen in Verbindung gesetzt. Zugleich hat er bis zuletzt eine überaus rege Thätigkeit als politischer Schriftsteller entfaltet. Von seinen zahlreichen Schriften mögen hier folgende Erwähnung finden: »Reform der preußischen Verfassung« 1870, »Staat und Kirche« 1875 (sehr umfangreich), »Der zweite Juni und die Reichstagswahlen« 1878, »Die auswärtige Politik Deutschlands« im 7. Heft der »Deutschen Rundschau« 1883/84 — anonym »Deutsche Kolonialpolitik« ebendort Heft 1 1884, »Die völkerrechtliche Stellung des Papstes« in von Holtzendorff's Handbuch des Völkerrechts 1887, »Zeitgenössisches Leben und Denken in Deutschland« im Aprilheft der Contemporary Review 1887, »Politische Federzeichnungen« 1888 und die Ausgaben von Heffter's Völkerrecht.

Als Diplomat und Staats- und Völkerrechtslehrer von solcher Vergangenheit konnte der Angeschuldigte, mag er auch, wie er behauptet, den §. 92 des Strafgesetzbuchs seinem Wortlaute nach nicht gekannt haben, über den wahren Charakter der in der Veröffentlichung enthaltenen politischen Nachrichten nicht in Zweifel sein, es sei denn, daß er zur Zeit der That geisteskrank gewesen wäre. Letzteres wird allerdings von seiner Familie geltend gemacht, und ist auf deren Betreiben bei dem Amtsgericht zu Hamburg ein Entmündigungsverfahren gegen ihn eingeleitet worden, in dessen Verlauf sich bereits zwei Hamburger Aerzte, sein Hausarzt Dr. Oberg und der Dr. Wolff, sein Schwager, für die Nothwendigkeit der Entmündigung ausgesprochen haben, indem sie seine Krankheit für »circuläres Irrsein« erklären. Allein sein ganzes Verhalten vor und nach der Veröffentlichung spricht überzeugend gegen die Annahme einer krankhaften Störung der Geistesthätigkeit zur Zeit der That, wie diese Störung denn auch von dem gerichtlichen Stadtphysikus, Geheimen Medizinal-Rath Dr.

Wolff zu Berlin auf Grund einer längeren Beobachtung des Angeschuldigten, welcher übrigens selbst seine Zurechnungsfähigkeit nicht anzweifelt, und auf Grund einer größeren Anzahl ärztlicher Atteste unter eingehender Begründung und gleichzeitiger Bejahung seiner Verhandlungsfähigkeit verneint worden ist und zwar mit dem gleichzeitigen Ausspruch, daß der Angeschuldigte an langjähriger Hypochondrie leide, welche nicht für gewöhnlich, wohl aber periodisch durch Hinzutritt von Anfällen unmotivirter Angst und Verwirrtheit seine freie Willensbestimmung aufhebe.

Wenn sich der Angeschuldigte zum Erweise seiner Gutgläubigkeit auf die wegen der Veröffentlichung mit dem Herausgeber der »Deutschen Rundschau« Dr. Rodenberg geführte Correspondenz beruft, so ergibt sich aus derselben Folgendes:

In dem Schreiben vom 6. August 1888, mittels dessen er dem Rodenberg das Manuskript zum Druck übersendet und in welchem er als Motiv zur Publikation den Wunsch angiebt, der Welt zu zeigen, was sie an dem Hochseligen Kaiser Friedrich verloren habe, heißt es:

»Jedenfalls muß ich bitten, darüber strenges Geheimniß zu wahren, daß Ihnen diese Auszüge durch mich mitgetheilt sind, außer Ihnen dürfte es nur Paetel wissen, denn, wie Sie denken können, wird die Veröffentlichung großes Aufsehen machen«.

Am 8. desselben Monats schreibt er, daß er bei der Niederschrift schon Vieles weggelassen habe, was sehr interessant gewesen, aber noch mehr Anstoß gegeben hätte, schärft nochmals Verschwiegenheit ein und hebt hervor, daß es noch mehr ablenken würde, wenn ein von ihm für die Rundschau bestimmter und von ihm mit seinem Namen gezeichneter Artikel »Die Reform des englischen Oberhauses« in demselben Hefte zum Abdruck gelangte, da man nicht annehmen würde, daß in ein und demselben Hefte zwei Artikel desselben Verfassers enthalten wären. Der letztere Artikel ist denn auch noch in dem Oktober-Heft zum Abdruck gelangt.

Auf die von Rodenberg gegen die Zulässigkeit der Publikation erhobenen Bedenken sucht er dieselben in dem Schreiben vom 10. August 1888 zu beseitigen, indem er geltend macht, daß schon früher Auszüge aus den Tagebüchern des Hochseligen Kaisers Friedrich über den Feldzug von 1866 und über die Orientreise von 1869 anstandslos veröffentlicht worden seien und daß die Konfiskation doch nur von der Kaiserin Friedrich als der Eigenthümerin des Tagebuchs von 1870/71 veranlaßt werden könnte, diese jedoch

mit Rücksicht auf den Inhalt der Publikation gar keinen Grund dazu hätte.

Am 30. desselben schreibt er im Hinblick auf die nunmehr gesicherte Publikation: »Nun vogue la galère!«

Ueber die voraussichtliche Wirkung der Publikation äußerte er sich in ähnlicher Weise, wie in den Briefen vom 6. und 8. August 1888 zu seinem Sohne, dem Studenten Heinrich Geffcken, auf dessen Zeugniß sich die Vertheidigung bei einem andern Punkte berufen hatte, nämlich dahin: die Publikation werde großen Skandal machen.

Die Briefe des Dr. Rodenberg an ihn sind bei der Durchsichtung seiner Wohnung nicht vorgefunden worden. Er hatte sie bei seiner Abreise nach Helgoland am 25. September 1888, als die Veröffentlichung bereits erfolgt, seine Autorschaft aber noch unbekannt war, sammt dem Auszug aus dem Tagebuch verbrannt, angeblich um Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, welche daraus hätten entstehen können, daß man in der Veröffentlichung Beleidigungen erblicke.

Seine Frau hatte ihn, wie er zugiebt, vor der Veröffentlichung eindringlich gewarnt. Von Helgoland schrieb er ihr;⁹⁰ »Die Sache errege ihn zu sehr, er könnte vor Angst nicht schlafen. Wäre er doch nur ihrem richtigen Gefühl gefolgt; nun müsse er suchen, sich ruhig und klug zu verhalten. Seine Absicht sei die reinste gewesen, aber er habe sich nicht überlegt, welchen Sturm er entfesseln würde«.

Zu seiner Entlastung hat Angeschuldigter sich ferner darauf berufen, daß er bei Anfertigung des Druckmanuskripts diejenigen Stellen weggelassen habe, welche Aeüßerungen des Kronprinzlichen Verfassers über hochgestellte Personen enthalten hätten und die ihm ihrer Schärfe wegen als bedenklich und sachlich ohne erhebliche Wichtigkeit erschienen wären. Die Vertheidigung hatte hieran den Antrag auf Vorlegung und Vergleichung des Tagebuchs behufs Feststellung der gestrichenen Stellen geknüpft. Diesem Antrage ist bisher nicht entsprochen worden und erscheint derselbe auch als gegenstandslos, denn, wie bereits oben näher dargelegt worden, ist das von dem Angeschuldigten excerptirte Tagebuchexemplar nicht zu ermitteln gewesen. Abgesehen hiervon würde es, da dem Angeschuldigten nach seiner Angabe bei Anfertigung des Auszuges im Jahre 1873 die Absicht einer späteren Veröffentlichung ganz fern gelegen hat, überhaupt nicht auf eine Vergleichung des Druckmanuskripts mit dem excerptirten Tagebuche, sondern lediglich auf eine Vergleichung des er-

steren mit dem Tagebuchauszuge ankommen. Diese Vergleichung hat aber der Angeschuldigte durch die Vernichtung des Auszuges selbst unmöglich gemacht. Sein Sohn Heinrich hat zwar bestätigt, daß von der Streichung einzelner besonders scharfer Stellen über bestimmte hochgestellte Personen die Rede gewesen sei, jedoch etwas Näheres hierüber nicht anzugeben vermocht. Wenn, wie dies allerdings der Fall ist, vor dem Druck eine ganze Anzahl sehr bedenklicher Stellen gestrichen worden sind, so ist dies wesentlich das Verdienst des Herausgebers und des Verlegers, indem diese ohne Anregung bez. Zustimmung des Angeschuldigten jene von ihm nicht beanstandeten Stellen in dem Manuskript, bez. dem Korrekturabzuge selbst gestrichen haben. Daß er auch selbst einige Streichungen vorgenommen, beziehungsweise dazu angeregt hat, ist zuzugeben.

Anlangend endlich die Beweggründe, welche den Angeschuldigten zu der Veröffentlichung veranlaßt haben, und die Endzwecke, welche er damit verfolgt hat, so können die von ihm hierüber gemachten, bereits oben erwähnten Angaben, welche sich auch in seinen Briefen an Dr. Rodenberg finden, nicht für stichhaltig erachtet werden.

Seine Angabe, daß es ihm bei der Veröffentlichung lediglich darum zu thun gewesen sei, das Andenken des von ihm hochverehrten und aufrichtig geliebten Hochseligen Kaisers Friedrich, dem er großen Dank geschuldet habe, zu ehren und dessen Verdienste um die Gründung des Deutschen Reichs in das rechte Licht zu stellen, steht mit seinen höchst abfälligen Urtheilen über den Hohen Herrn in seinen Briefen an den Freiherrn von Roggenbach — so schreibt er z. B. in dem Briefe vom 22. Februar 1887:

»Dieser (der Kronprinz) aber, weil sein Streben nicht auf Macht, sondern auf den Schein derselben geht, wird nicht fühlen, daß er Gefangener der kanzlerischen Majorität ist.« . . . sowie damit in Widerspruch, daß er die in dem Tagebuch niedergelegten Pläne und Vorschläge des Hochseligen Kaisers über die Gestaltung des Reichs als zu weit gehend und unpraktisch nicht gebilligt haben will.

Daß für die Publikation das Honorar nicht mitbestimmend gewesen, kann zugegeben werden, wenschon seine Angabe, daß er ein solches überhaupt nicht zu beanspruchen gehabt habe, mit der Aussage des Verlegers Paetel, wonach er kontraktmäßig für den Druckbogen seiner Aufsätze 200 M. zu erhalten hatte und für den vorliegenden Fall nicht Anderes verabredet war, in Widerspruch steht.

Die Motive und Endzwecke der Veröffentlichung liegen auf ganz anderen Gebieten.

Der Angeschuldigte zählt sich zur deutschkonservativen Partei mit streng kirchlicher Richtung, was ihn jedoch nicht abgehalten hat, in seinen Briefen an den Freiherrn von Roggenbach auch über diese Partei höchst abfällig zu urtheilen und sie in dem Briefe vom 4. August 1880, unter rühmender Anerkennung des Verhaltens des Centrums und der Fortschrittspartei, denjenigen Parteien beizugesellen, »bei denen die Versumpfung unter der Fuchtel und Korruption des Bismarck'schen Regiments bereits so weit vorgeschritten sei, daß man nur von einer Reaktion in den Wählerschaften Besserung erwarten könne«. Zu der sogenannten Großdeutschen Partei will er nie in Beziehungen gestanden und, abgesehen davon, daß er in der Schleswig-Holsteinschen Frage seiner Zeit für die Kandidatur des Herzogs von Augustenburg eingetreten sei, was ihm Anfangs 1866 eine von ihm zurückgewiesene Dankadresse schleswig-holsteinscher Vereine eingetragen habe, auch keinen partikularistischen Standpunkt eingenommen haben. Wenn er sich aber weiter als einen Anhänger der von dem Reichskanzler geleiteten Politik des Deutschen Reichs bekennt und sich zum Erweise dessen auf seine Schriften, insbesondere auf den bereits oben erwähnten anonym erschienenen Aufsatz »Die auswärtige Politik Deutschlands« in dem Januar-Heft der »Deutschen Rundschau« von 1883/84 beruft, so ist es zwar richtig, daß in dem letzteren, von ihm verfaßten Artikel die auswärtige Politik des Reichskanzlers alle Anerkennung findet, allein dies beweist nichts für seine derzeitige Stellung zur Politik des Deutschen Reichs, denn hierüber giebt, ohne daß es auf seine späteren Schriften noch ankäme, seine Correspondenz mit dem Freiherrn von Roggenbach die zuverlässigste Auskunft und zwar dahin, daß er dieser Politik, und zwar nicht bloß der inneren, dieser aber auf fast allen Gebieten, und zugleich der Person des Reichskanzlers auf das Feindseligste gegenübersteht. Die Briefe sprechen für sich selbst. Die persönliche Feindseligkeit ist übrigens nicht erst neueren Datums; denn er äußerte sich in einer Abendgesellschaft, welche vor etwa zehn Jahren in Barmen stattfand, und in welcher, als das Gespräch auf den Fürsten Bismarck kam, dessen Verdienste allgemein anerkannt wurden, in höchst erregter Weise, daß sich demselben kein einziger edler Charakterzug, kein Zug von Freundlichkeit oder Barmherzigkeit nachweisen ließe.

Nach der Correspondenz stellt der Angeschuldigte sich zugleich als eine im höchsten Grade von sich eingenommene, ehrgei-

zige Persönlichkeit dar, die sich befähigt und berufen glaubte, eine große politische Rolle zu spielen und über die Nichtanerkennung seiner vermeintlichen Verdienste und über getäuschte Hoffnungen mißvergnügt war. Nach dem Tode des Kaisers Friedrich glaubte er in der Veröffentlichung des Tagebuchauszuges eine Handhabe gefunden zu haben, die Verdienste des Reichskanzlers um das Zustandekommen des Reichs zu verkleinern und zugleich dessen Politik zu verdächtigen. Es fällt im Hinblick auf den von ihm auf etwa 750 Seiten angegebenen großen Umfang des excerptirten Tagebuchs auf, daß bei der Veröffentlichung die zur Diskreditirung der Politik des Reichskanzlers dem Auslande gegenüber geeigneten Stellen — es gehören hierher die oben unter Nr. II bis V besprochenen Nachrichten, — einerseits und die Lobsprüche auf den Freiherrn von Roggenbach andererseits, cfr. z. B. Seite 16 der »Rundschau« unter⁸⁰: »Roggenbach ist und bleibt der einzig⁸⁰ vernünftige und zuverlässige unter den anwesenden Staatsmännern«, eine unverhältnißmäßige Berücksichtigung gefunden haben.

Hand in Hand mit diesem Versuch der öffentlichen Diskreditirung der Reichspolitik, welcher mit dem Antritt der Besuchsreise Sr. Majestät des regierenden Kaisers nach Süddeutschland zusammenfiel, ging das Unternehmen des Angeschuldigten, im Geheimen die Politik des Reichskanzlers bei Sr. Majestät in Mißkredit zu bringen. Ueber dieses Unternehmen geben die bei dem Angeschuldigten in Beschlag genommenen Briefe des Freiherrn von Roggenbach vom 24. August und 6. September 1888, welche der Anklage als Anlage beigefügt sind, nähere Auskunft. Die Anregung zu der Denkschrift hat der Letztere gegeben, jedoch will er später bei genauerer Prüfung derselben sie als ungeeignet zur Unterbreitung an Se. Majestät gefunden, sich dabei auch des Gefühls nicht haben erwehren können, daß die Ueberreichung der Mißdeutung einer beabsichtigten Intrigue ausgesetzt sein würde. Er habe deshalb den Wunsch des Angeschuldigten vor Jedermann geheim gehalten, und, als er von dessen Verhaftung gehört, den nicht aus seinen Händen gekommenen Denkschriftsentwurf an dessen Vertheidiger mit dem späteren Ersuchen um Abgabe an den Untersuchungsrichter gesandt. Die sich jetzt bei den Akten befindende, sehr umfangreiche Schrift mit der Aufschrift: »Ausblicke auf die Regierung Kaiser Wilhelm's II. Eine Denkschrift« hat folgenden Inhalt:

I. Auswärtige Politik. Bundesverhältniß und Reichstag. Aenderung des Wahlsystems. Abschaffung des geheimen Stimmrechts. Die Stellung des Reichskanzlers. Preußische Selbstverwaltung.

Nothwendigkeit einer Landgemeinde-Ordnung für die östlichen Provinzen. Die offiziöse Presse und ihre Schädlichkeit.

II. Soziale Politik. Das Sozialistengesetz; seine Erfolglosigkeit. Rückkehr zum gemeinen Recht. Positive Maßregeln der Sozialreform. Mängel der sozialen Gesetzgebung und Nothwendigkeit ihrer Reform. Mängel der Alters- und Invalidenversicherung in der vorgeschlagenen Form.

III. Kirchenpolitik.

Bezüglich der Stellung des Reichskanzlers wird hervorgehoben, daß, mit Ausnahme der militärischen Angelegenheiten alle Fäden der Reichsregierung in seiner Hand zusammenlaufen, daß noch nie ein Unterthan eine so allgewaltige Amtsstellung im Staat innegehabt habe, daß nur eine so gewaltige Kraft, wie die des Fürsten Bismarck den gestellten Aufgaben zu genügen vermocht habe und daß bei einem Wechsel der Persönlichkeit, wie er im Gange der Dinge unausbleiblich, die Wiederholung der Concentrirung einer Machtfülle vermieden werden müsse, welche auf die Länge der Autorität der Krone eine schwächende Konkurrenz bereiten und dem föderativen Charakter des Reichs widersprechen würde.

Anlangend die Kirchenpolitik, so hebt die Denkschrift hervor, daß auch jetzt kein dauernder Friede zwischen Staat und Kirche gesichert sei, daß eine gesetzliche Abgrenzung der Rechte des Staats und Roms geboten sei, daß die Maigesetze durch Uebergriffe in die inneren Angelegenheiten der Kirche über das Ziel hinausgeschossen hätten, daß Kanzler und Kultus-Minister im späteren Nachgeben ganz inkonsequent und das Hineinziehen des Papstes in den Kampf um das Septennat unklug gewesen sei, und spricht sich ferner gegen den Summepiskopat sowie für volle Unabhängigkeit der evangelischen Kirche vom Staat aus als das einzig wirksame Gegengewicht gegen die Unabhängigkeit der katholischen Kirche.

Der Angeschuldigte ist bei seiner Behauptung, daß ihm die Absicht, der Politik des Deutschen Reichs Schwierigkeiten zu bereiten, überall fern gelegen habe, verblieben und hat wiederholt hervorgehoben, daß er den Reichskanzler stets als den unentbehrlichen Rathgeber der Krone erachtet habe. Wenn er sich in letzterer Beziehung darauf beruft, daß der nach der Thronbesteigung des Hochseligen Kaisers und Königs Friedrich am 12. März 1888 durch den »Reichs- und Staats-Anzeiger« veröffentlichte Allerhöchste Erlaß an den Reichskanzler nebst dem gleichzeitig veröffentlichten Allerhöchsten Aufruf »An Mein Volk« von ihm verfaßt worden sei, so ist diese Thatsache richtig. Die Konzepte sind bei

ihm und Abschriften davon bei dem Freiherrn von Roggenbach in Beschlag genommen worden. Nach der Aussage des Letzteren, mit der die des Angeschuldigten und die des Staats-Ministers a. D., Generals z. D. von Stosch im Wesentlichen übereinstimmen, hat sich die Sache folgendermaßen zugetragen: Als der Hochselige Kaiser Wilhelm im Juni 1885 in Ems einen tiefen Ohnmachtsanfall gehabt habe und ein plötzliches Hinscheiden zu befürchten gewesen, sei ihm ein vom Kronprinzen früher geäußerter Wunsch, auf einen solchen Fall vorbereitet und namentlich gerüstet zu sein, die bei seinem Regierungsantritt erforderlichen öffentlichen Kundgebungen unverzüglich erlassen zu können, ins Gedächtniß gekommen und sei bei einer in jene Zeit fallenden Zusammenkunft mit dem Angeschuldigten auf dem Gute des Generals von Stosch zu Oestrich a. Rh. der Entwurf der erforderlichen Proklamationen besprochen worden. Dabei habe er betont, daß nach den Intentionen des Hochseligen Kaisers, damaligen Kronprinzen, in allen Kundgebungen Dessen Bestreben, Sich die Dienste des Reichskanzlers zu erhalten, den Ausgangspunkt bilden müsse. Dieser Instruktion gemäß habe der Angeschuldigte demnächst die beiden Kundgebungen entworfen und sie ihm mittels Schreibens vom 2. August 1885 übersandt, worauf er sie nach Vornahme einiger Abänderungen noch im Laufe desselben Monats dem Kronprinzen auf der Mainau persönlich übergeben habe. Die Entgegennahme scheint nach dem Briefe des Angeschuldigten vom 26. August 1885 Anfangs auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein.

Der Freiherr von Roggenbach und der General von Stosch haben sich übrigens bei ihrer Vernehmung zu Gunsten des Angeschuldigten dahin ausgesprochen, daß nach ihrer Kenntniß seiner Persönlichkeit und Gesinnung er sich nicht bewußt gewesen, daß die Veröffentlichung das Wohl des Deutschen Reichs zu gefährden geeignet sei. Darüber, ob sie selbst in den veröffentlichten Nachrichten eine Gefährdung dieses Wohls erblicken würden, haben sich Beide nicht geäußert.

Der in der Geffcken-vonRoggenbach'schen Correspondenz wiederholt genannte beiderseitige Bekannte und Vertraute Morier ist der früher der englischen Botschaft zu Berlin als Sekretär attachirt gewesene jetzige englische Botschafter Sir R. Morier zu St. Petersburg.

Demnach wird der Angeschuldigte angeklagt:

im September 1888 im Inlande durch die zu Berlin erscheinende Zeitschrift »Deutsche Rundschau« Heft 1, Oktober 1888 in dem Artikel mit der Ueberschrift: »Aus Kaiser Friedrich's Tagebuch

1870/71« vorsätzlich die oben unter Nr. I—VI bezeichneten Nachrichten, von denen er wußte, daß ihre Geheimhaltung den ebendort bezeichneten Regierungen gegenüber für das Wohl des Deutschen Reichs erforderlich war, öffentlich bekannt gemacht zu haben,

Verbrechen, strafbar nach §. 92 Nr. 1 des Strafgesetzbuchs und §. 20 des Reichs-Preßgesetzes vom 7. Mai 1874.

Beweismittel:

A. Die in der Anklageschrift in Bezug genommenen Schriftstücke.

B. Zeugen:

- 1) der Hausinspektor des Reichstages, Wilhelm Krug zu Berlin, Leipzigerstraße 4;
- 2) die Wittve des Haushofmeisters Krug, Anna, geb. Andres, zu Berlin, Linienstraße 130 prt.;
- 3) der Schriftsteller Dr. Julius Rodenberg zu Berlin, Margarethenstraße 1;
- 4) der Verlagsbuchhändler Elwin Paetel zu Berlin, Karlsbad 16;
- 5) der Student der Philosophie Heinrich Geffcken zu Berlin, Mittelstraße 46 IV;
- 6) der Professor der Theologie Ernst Achelis zu Marburg;
- 7) der Schriftsteller, Geheime Rath Dr. Gustav Freytag zu Wiesbaden;
- 8) der badische Wirkliche Geheime Rath Freiherr von Roggenbach auf Ehnerfarnau bei Schopfheim im Großherzogthum Baden;
- 9) der Staats-Minister a. D., General der Infanterie z. D. von Stosch zu Oestrich am Rhein.

C. Sachverständige:

- 1) der gerichtliche Stadtphysikus, Geheime Medizinal-Rath Dr. Wolff zu Berlin;
- 2) die noch zu benennenden Beamten des Auswärtigen Amts. Leipzig, den 16. Dezember 1888.

Der Ober-Reichsanwalt.

Tessendorff. *)

*) Es empfiehlt sich, am Rande der Seite einen Artikel zu wiederholen, den ein nach allgemeinem Glauben der Regierung zur Verfügung stehendes Blatt, die Kölnische Zeitung, am 20 Januar 1889 gebracht hat:

Der gegenwärtig dem Bundesrat vorliegende Briefwechsel zwischen Professor Geffcken und dem Freiherrn v. Roggenbach erstreckt sich über

Jahre hinaus und trägt den Charakter des vertraulichsten Gedankenaustausches zwischen Gesinnungsgenossen, welche in politischen und sonstigen Anschauungen übereinstimmen. Der Haß gegen den Reichskanzler, die Hoffnung auf die durch den Kronprinzen verkörperte Zukunftsregierung, die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Politik auf dem innern und äußern Gebiet und die grenzenlose Ueberschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit, das sind die roten Fäden, welche sich durch die Briefe ziehen, die bis zum Tode Wilhelms I. ausgetauscht wurden. Durch die Briefe aus der neuesten Zeit weht der leidenschaftliche Ausdruck der Hoffnung, daß es gelingen möge, Wilhelm II. die Anschauungen der vereinigten Freunde mundgerecht zu machen. Mit den Beweisen politischen Strebertums Hand in Hand gehen die Beweise, daß die Briefschreiber die außergewöhnliche Gunst, welche ihnen von höchstgestellten Persönlichkeiten bewiesen wurde, durch ihre Gesinnung nicht verdienten. In vielen Briefen Geffcken's finden sich unehrerbietige Bemerkungen über den Kronprinzen, der als pessimistisch und verbittert hingestellt und von dem beklagt wird, daß er nicht ordentlich arbeite; in einigen liest man deutlich zwischen den Zeilen, wie lebhaft sich der Schreiber ärgert, daß der Kronprinz mit dem Reichskanzler, dessen Treiben der Kronprinz nach der Ansicht Geffcken's nicht zu durchschauen vermochte, in ganz freundlichem Verhältnisse stand. Einen empörenden Eindruck macht es, daß an einzelnen Stellen der Kronprinz zwischen den Zeilen geradezu so dargestellt wird, als ob er nicht von pietätvoller Gesinnung gegen den greisen Vater beseelt sei. An Indiscretionen ist in den Geffcken'schen Briefen niemals Mangel; einmal erzählt er dem verehrten Freunde Roggenbach, daß ihm der Kronprinz die Denkschrift zum Lesen gegeben habe, die der Reichskanzler für den Thronerben über die damalige Phase des Culturkampfes angefertigt hatte, und bespricht den Inhalt derselben. Ein andermal teilt er dem Gesinnungsgenossen Roggenbach brüherwarm mit, was ihm der Großherzog von Baden im vertraulichen Privatgespräch über elsäß-lothringische Dinge gesagt hatte. Von dem jetzigen Kaiser wird durchweg in unpassendem, der Ehrerbietung gänzlich ermangelndem Tone gesprochen. Aus den Briefen geht ferner hervor, daß der ehemalige Staatsminister Admiralitätschef v. Stosch mit den beiden Freunden in regem Gesinnungsaustausch stand. An zwei Stellen sind ferner Namen von noch activen Generälen genannt. Auch Morier ist häufig erwähnt, aber dieser stand Geffcken und Roggenbach offenbar nicht so nahe wie Herrn v. Stosch. An einer Stelle heißt es sogar ausdrücklich, es dürfe ihm nicht mitgeteilt werden, daß Geffcken den von Kaiser Friedrich III. bei seiner Thronbesteigung veröffentlichten Erlaß und Aufruf verfaßt hatte. Große Sorge legt Geffcken auch dafür an den Tag, daß Bismarck hiervon nichts erfahre.

Dieser Artikel gab Anlaß zu Verhandlungen im deutschen Reichstage vom 5 Februar 1889 (amtliche Berichte 801 ff.) und im Abgeordnetenhaus des preußischen Landtages vom 12 Februar 1889 (amtliche Berichte 366 ff.). Da die amtlichen Berichte über diese Verhandlungen auf jeder Bibliothek zu finden sind, habe ich von einem Abdrucke derselben Abstand genommen: sie müssen unbedingt von allen Lesern der Anklageschrift nachgelesen werden.

20.

Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der
Georg-Augusts-Universität zu Göttingen. 1889. Stück 11.

Kleinigkeiten.

1.

Se non è vero, è ben trovato.

In dem Nachworte zu meiner im Januar 1889 erschienenen Ausgabe der opere italiane des Giordano Bruno 2 799 habe ich angemerkt, daß die Phrase *Se non è vero, è ben trovato* von Bruno gemünzt sei: sie stehe bei Wagner 2 415, bei mir 2 730₁₂ in einem Zusammenhange, der für Bruno als Urheber bürge.

Herr Oberbibliothekar Reinhold Köhler in Weimar hatte die große Güte unter dem 12 März 1889 mir Folgendes zu schreiben.

In den Londoner Notes and Queries vom 19. Mai 1881 (6. Series. Vol. III, pg. 387) hat ein Herr N. Tr. das Vorkommen der Worte *Se non è vero, u. s. w.* in Brunos Werken ed. Wagner II, 415, nachgewiesen und angefragt, ob etwa ein Leser der N. and Qu. die Worte noch früher nachweisen könne. Letzteres ist bisher meines Wissens in den N. and Q. nicht geschehen. Im October 1881 theilte ich mit andern Nachträgen die Notiz der N. and Qu. Büchmann mit, und darauf hat Büchmann in der 1882 erschienenen dreizehnten vermehrten und umgearbeiteten Auflage seiner geflügelten Worte S. 224 die Redensart als in Brunos *Gli eroici furori* stehend angeführt, leider mit dem Druckfehler (Wagner Bd.) 1 (S. 415). Der Herr N. Tr. der Notes and Queries ist so gut wie sicher der Londoner Buchhändler Nicolaus Trübner.

2.

Giordano Brunos Vispure.

In des Herrn Domenico Berti vita di Giordano Bruno (1868) 347 erzählt Bruno, er sei von Paris per causa de' tumulti (GBru-

nos Weltanschauung und Verhängnis, von HBrunnhofer, 58) nach Germania gegangen, e feci prima recapito a Mez, alias Magonza[,] che è una città Arciepiscopeale e è il primo elettore dell' Imperio. Hier fehlt natürlich über Mez ein Strichlein: das Protokoll der Inquisition wird Mēz bieten = Menz: wer ein klein wenig die deutsche Litteratur kennt, weiß, daß SebMünster stets Mentz schreibt, nicht Mainz, welche Form an Brunos Ohr sicher nicht geschlagen hat. Vergleiche in meiner Ausgabe Brunos 7₂₄ tentadolo, 13⁴/₅ mategono, 16₆ senteze, 18₃₄ fermamete, usw.

Bruno fährt fort: non trovando ne qui ne in Vispure luoco poco lontano de li trattenimento a mio modo, andai a Vittimberg in Sassonia. Jenes Vispure hat die Biographen Brunos viel gequält: weder Weißenburg kann es sein, das weit südlich von Mainz liegt, noch Wiesbaden, da pure nicht baden ist.

Im Codex diplomaticus Nassovicus WSauers urkundet § 484 der Rheingraf Embricho am 2 April 1240, und nennt unter anderen Besitzthümer molendinum in Wissebura. Ebenda § 757 bestimmt ein für die Wetterau ausgemachter Landfrieden vom 15 Mai 1265 als die Eine Grenze seines Gebiets aquam que dicitur Wieschebure prope Lorche. Diese LandfriedensUrkunde war schon 1817 in CWGrote's historisch-geographisch-statistisch-literarischem Jahrbuche für Westfalen und den Niederrhein 190 ff., und 1836 im ersten Bande des Codex Moenofrancofurtanus JFrBoehmers 134 (Datum hier: 6 Mai 1265) gedruckt worden. Es erhellt, daß diese aqua die bei Lorch¹⁾ in den Rhein mündende Wisper²⁾ ist. Nahe

1) Grote 192 glaubt, es sei Lorsch gemeint, das im Bache Weschinte stehe: er deutet Wieseborn oder Wäschborn, und weist auf die Weschnitz der neuen Landkarten. Allein die Wetterau greift nie auf das linke Rheinufer über: Starkenburg wie Aschaffenburg sind als Grenzen des Friedebezirks genannt, nicht in denselben einbegriffen, der omnibus hominibus, immo etiam et Judeis zu Gute kam. Nach der Wieschebure wird die Wilne genannt (Heinrich Graf von Wilnowe = Weilnau ist einer der Urkundenden), nach der Wilne die Logena = Lahn, darauf Bischoveskirchen, d. h. das Solmsische Bißkirchen, in welchem Namen dieselbe Verkürzung von *Bischofs* eingetreten ist wie in Bismarck, meine Mittheilungen 2 318r. Herr Hirsch Graetz hat sich für seinen siebenten Band folgende Stelle des in Rede stehenden Landfriedens entgehen lassen: Item quia nonnulli effrenes homines in civitatibus, plerumque non parcente Deo, in cuius passionis memoriam Iudeos sustinet ecclesia sancta dei, nec etiam Imperio deferentes, ad cuius cameram pertinere noscuntur, facile tumultuant statutum est quod

2) „Der Nachtwächter gieng vorbei, und sagte: »Ei! was pfeift der Wispelwind heut närrisch im Rheingau!«“ Clemens Brentano, Märchen³, 1 32. Bekanntlich spielt Brentanos erstes Märchen zwischen Rüdesheim und Mainz: ich führe den Satz an, um zu zeigen, wie nahe bei Mainz die Wisper mündet. FFreiligrath:

der Quelle dieses sieben Stunden langen Flusses liegt das Dorf Wisper, über welches der zu Frankfurt am Main 1747 erschienene Wetterausische Geographus 414 schreibt:

Wisbert, Wisper, Dorf in dem Fürstenthum Hessen-Rheinfels, im Amt Hohenstein, anderthalbe Stunden von Langenschwalbach, zwey von Nastett. Unweit von hier entspringt die Wisberbach.

KMüllenhoffs deutsche Altertumskunde liefert mir 2 233^r folgende Analogien für Wissebure-Wisper (der Name fehlt bei Förstemann): aus Lüntzel Hildesheim 355 360 vom Jahre 1022 Alabure für Oelper, und aus Dronkes traditiones Fuldenses 41, 4. 23 Suilbore für Schwülper. Zu Müllenhoffs Sammlungen füge man die westfälische Ennepe, von der ein Goettinger Mathematiker († 24. 3. 1885) Enneper hieß. Halte man nicht etwa Vispure für eine dem Lautstande des Jahres 1586 nicht entsprechende Form. Das *e* in dem Vispure der Akten ist das von den Süditalieniern, wann sie Lateinisch sprechen, an jeden EndConsonanten angehängte: ich hörte einst consiliumme čepitte omnesse professoressa convocare, und Forumme ist in Rom sogar beim Volke alltäglich. So bleibt Vispur, was dem im Jahre 1586 zu erwartenden Wisper nahe genug steht. Vom Wisperwinde spricht man im ganzen Rheingau: leicht konnte dem Bruno, als er zu Thale fuhr, die Wisper, von deren Winde er gehört haben mochte, vorgestellt, und er so den Namen des Flusses als den Namen desjenigen Ortes anzusehen verleitet werden, bei welchem sie in den Rhein fällt.

Natürlich wird Bruno nicht in dem Dorfe Wisper, sondern in dem an der Mündung der Wisper gelegenen Lorch sich aufgehalten haben, das er, in England lebend, ohne Englisch zu verstehn — er schildert das ja in der Cena selbst —, in Deutschland, ohne ein Wort Deutsch zu können, leicht nach der Wiscebure = Wisper genannt haben kann, deren „Wisperwind“ ihm besser gefallen haben mag als die Stadt Lorch, und deren Namen ihn unbedenklicher dünken mußte als „Lorche“ oder „Loriche“.

„Der Wisperwind, der Wisperwind,
den kennt bis Oestrich jedes Kind;
des Morgens früh von vier bis zehn,
da spürt man allermeist sein Wehn!
Stromauf aus Wald und Wiesengrund
haucht ihn der Wisper kühler Mund.“

Die arabischen Geographen kennen im Meere Thalwinde, die an der Mündung der Flüsse wehen: ein ThalWind ist der Wisperwind, der durch die zwischen der Temperatur des engen Wisperthales und der des breiten Rheingaus von selbst sich machende Ausgleichung alle Tage neu entsteht.

Ich vermute, daß den Professoren der Geschichte der Philosophie zwischen Rüdesheim und Aßmannshausen vorzunehmende Nachforschungen behaglicher vorkommen werden als das Studium der Werke, namentlich der italienisch geschriebenen Werke, Brunos: so wollte ich rathen, zu Ehren des Nolaners einmal in Lorch Aufenthalt zu nehmen, und dort nach „Reliquien“ des Ahnherren der jetzt geltenden Weltanschauung zu suchen.

3.

Súra.

Der Stamm Qurais̄ liebte nicht, in der Mitte der Wörter den Consonanten Alif zu hören: ThNoeldeke, Geschichte des Qorans, an den in meiner „Uebersicht“ 115^r angeführten Stellen. Folglich beweist ein von den Qurais̄ gebrauchtes سورة nicht unbedingt, daß dies سورة zu سار gehört.

Die in Spanien angesiedelten Araber sprachen, wie die im zwölften Jahrhunderte angefertigte lateinische Uebersetzung des Koran durch ihr Azoara, wie ausdrücklich arabische Schriftsteller bei EWLane bezeugen, über dem و von سورة ein ء, d. h. sie leiteten سورة von سر* = شيار* ab.

Da سار Mauer und سور Mauer die übliche Verschiebung der Laute س و zeigen, ist سور nicht aus dem Aramäischen entlehnt: es ist dies um so gewisser nicht, als die Araber, wann sie [BA 2633] entnehmen, باشورة mit ش sagen. Herr SFränkel theilt die letztere, von seinem Lehrer ThNoeldeke entdeckte Thatsache 238 mit, und meint gleichwohl, سور Mauer für ein aus dem Aramäischen stammendes Fremdwort halten zu dürfen.

سار ist nicht ein سار, sondern سار springt, dessen Weiterbildung سار GHOFFMANN GGA 1871¹²²⁵ ff. erläutert hat. سار = سوار: ein سار ist hoch kennt nur Herr SFränkel, kein Araber. Für Anfänger erwähne ich, daß سور Gastmahl Gawâlîqî 86^e Vullers 2 346¹, سوار Armband (Plural اسوار) = دستوار (so Lane: Vullers 1 875¹), اسوار Ritter den Arabern durch die Arsaciden oder Sásâniden aus Erân zugekommen sind. Herr Noeldeke, Geschichte des Qorans 24^r, gibt dem سورة, das er zu سور stellt, die Bedeutung Stufe: ich bezweifle, daß ein vernünftiger Mensch die Stufen einer Treppe Sprung genannt haben werde, da wenigstens bei uns Stufen und Treppen gelegt werden, um das Springen und Klettern zu ersparen. سور = شيار liefert — die و haben alle ء — سور und سورة Neige im

1) Nicht kleine Mauer, wie Herr Noeldeke übersetzt, sondern יקל Isa 26¹ = فصیل a wall of enclosure having little height, before, or in front of, a fortress.

Becher, *Rest* der Jugendkraft, von Jagdfalken *nicht* aufgefressenes Futter. Der Name *سورة* Kapitel dürfte zu *שׂוּרָר* kaum gehören.

Wie aber, wenn *سورة* ein Lehnwort wäre?

Dann dürfte es im Hebräischen nur mit *שׂ*, im Syrischen nur mit *ܫ* anlauten: wenigstens wäre das die Regel.

Durch diese Erwägung allein ist der oft nachgesprochene Einfall des Herrn Noeldeke widerlegt (Geschichte des Qorans 24), *سورة* sei

שׂוּרָר, d. h. eigentlich eine Reihe von Steinen in der Mauer, dann eine Linie in Büchern und Briefen; so konnten daher leicht die einzelnen Abschnitte des Qorâns genannt werden.

Wo ich von „leicht“ nicht reden würde: „a linea“ gibt es bei Gesetzentwürfen im deutschen Reichstage, kaum im Koran.

Auch wäre „Reihe“ für Kapitel doch höchstens dann denkbar, wann der Verfasser von vorne herein die Absicht hatte, ein aus vielen „Reihen“ bestehendes Buch zu schreiben. Ich bezweifle, daß diese Absicht bei Muḥammad bestanden hat, als er seine Offenbarungen von sich gab. Dieser „große“ Mann lebte wie wenige von der Hand in den Mund.

Sodann: woher stammt „*שׂוּרָר* Reihe von Steinen in der Mauer“? Aus dem ATe nicht: man befrage nur die Staatsräthe. Es stammt aus dem 1639 erschienenen Lexicon chaldaicum IohBuxtorfs 2354: freilich „von Steinen in der Mauer“ ist eine aus unbekanntem Beutel, vermuthlich in Folge einer Combination von „*שׂוּרָר*“ Reihe mit *שׂוּרָר* Mauer in die Erscheinung getretene Zuthat des Herrn Noeldeke.

Allerdings ist *سورة* hebräisch, und allerdings ist *سورة* das von Buxtorf 2354 besprochene Wort: nur muß dies Wort *שׂוּרָר*, wenn man will, *שׂוּרָר*, mit *שׂ* sinistrum, geschrieben werden. Nur dies kann als „Lehnwort“ *سورة* (mit *س*) lauten.

Und dies *שׂוּרָר* — nicht aber *שׂוּרָר* — findet sich bei Isaias 28²⁵. Dies *שׂוּרָר* hat (nach wem?) David Qamhî mit *מְשׂוּרָרָה* ¹⁾ in Verbindung gebracht. *שׂוּרָר* (bei Buxtorf) sind die lineae quas transsilire impune non possumus, wenn man will, die normae et regulae: *اشار* [wohlverstanden richtig mit *ش*] er zog solche Linien, wies einer Handlung die Richtung: *مشير* Feldmarschall.

1) Paral. α 23²⁹ Ezech. 4^{11 16} Levit. 19³⁵, und bei Aquila Isa. 9⁸ = *mensura*, für *מְשׂוּרָרָה*: meine Semitica 1 16. Daß, obwohl Herr ENestle in der theologischen Literaturzeitung 1878²⁵⁰ auf dies *מְשׂוּרָרָה* Aquilas aufmerksam gemacht hat, Herr Vollers ZAT 4 10 und Herr Ryssel ebenda 5 126 wie „Micha“ 123 von demselben keine Notiz nehmen, befremdet nicht. Ⓞ Mich. 7⁴ *מְשׂוּרָרָה* *αανών*?

Herr Noeldeke behauptet 24^r, die Bedeutung *Stufe* sei dem Worte *سورة* „durch mehr⁸⁰ Belegstellen aus alten Dichtern gesichert“. Wenn er diese Stellen nur angeführt hätte. Ich kenne Nâbigas Vers 5₇ D = 10₇ A, und was Muhibaldîn شرح شواهد الكشاف 109₂₀ ff. zu Zamakšarî 1 51₂₇ [Calc.] beibringt: bei Nâbiga ist *سورة في المجد* ebenso gewis nur eine Phrase, wie das gleich darauf folgende *ليس غرابها بعمار* eine Phrase ist. Bei Muḥammad ist *سورة* nicht mehr. Will man es übersetzen, so schreibe man *κανών*.

Ob *ء* der Spanier etwas Anderes sollte als die Aussprache *sórat* sichern? *שָׂרָה* stimmt zu *sórat*. Es wäre in der Ordnung, daß die am nördlichsten, den Juden am nächsten, wohnenden Araber, welche nachmals Spanien semitisierten, eine richtigere Aussprache des Fremdwortes hätten, als die weit ab vom Jordan ihr Wesen treibenden Quraiš.

Arabisch ist *شارة شרה = صورة* oder *هيئة*.

4.

Kastanie und Oelbaum.

Des Herrn Alphonse de Candolle Buch über den »Ursprung« der »Cultur«pflanzen, dessen von Herrn EGoeze besorgte Uebersetzung mir vorliegt, scheint bei unseren Botanikern sich eines guten Rufes zu erfreuen: wie denn die Arbeit eines funfzehnfachen Akademikers eines solchen sicher sein darf.

Der Philologe, der genau wissen, d. h., der die Beweise für eine Behauptung klar überschauen will, würde anders arbeiten als die Herren VHehn und AdeCandolle gearbeitet haben.

Der Philologe würde ein Buch über den »Ursprung« der »Cultur«pflanzen mit einer sorgsam durchgeprüften Liste aller der Zeugnisse anheben, durch welche die Wanderung einer — aus Gottes Hand entstandenen — Pflanze ausdrücklich in Raum und Zeit festgelegt wird. Er würde an diese Liste eine mit Hülfe eines Geographen, eines Kenners der Handelsgeschichte und eines Botanikers, vielleicht eines Palaeontologen, gearbeitete Kritik derselben anschließen, und nur über den in dieser Liste nicht auftretenden Rest der Pflanzen sich Vermuthungen erlauben.

Herr VHehn⁴ 318 ff. hat — aus dem nicht genannten Thesaurus HEstiennes abgeschriebene — Stellen zusammengetragen, in denen von paphlagonischen *Διὸς βάλανοι*, von Sardiani *balani*, von *σινωπικὰ κάρυα*, von *ponticae nuces* die Rede ist, ohne entscheiden zu wollen, ob in den einzelnen Fällen von Haselnüssen, von Kastanien oder noch anderen Früchten gehandelt wird.

Er hat nicht erwogen, daß das von ihm 496 richtig nach Zeuß [der die Thatsache nicht zuerst gefunden hat] mit unserem Hasel zusammengestellte *κόρυλος* [für *κόσυλος*] die Hasel als in Griechenland alt-heimisch erweist, wie denn unser Gottesglaube, und ich vermüthe auch derjenige der Kelten, durch die der Hasel sichere Heiligkeit meines Erachtens ausschließt, daß die Hasel erst „in verhältnismäßig später Zeit aus dem mittleren KleinAsien, besonders aber aus den Pontusgegenden weiter gewandert“ sei: ich meine, jene Stellen bei Estienne reden von *Castanea vesca*.

Er hat — wie er unverantwortlicher Weise pflegt — sein Buch nicht weiter geführt, wenn er 321 schreibt:

Nicht in den semitischen, wohl aber, wie wir glauben, in iranischen Idiomen, besonders im AltArmenischen, würden Kenner dieser Sprachen vielleicht den Ursprung und eine Erklärung des Namens Kastanie entdecken können.

Herr VHehn ist, wie sich alsbald zeigen wird, schon im Jahre 1877 bedient worden: meine armenischen Studien gaben im § 1115 alles Nöthige.

Herr AdeCandolle citiert 446 Plinius 19, 23 [schreibe 15 23 = 92], nimmt aber von dem erträglich deutlichen *provenere primum* des Römischen Polyhistor keine Notiz, und behauptet „es läßt sich aus dem Original [das er mithin gelesen zu haben erklärt] dieses Autors nicht ersehen, ob die Römer den Maronenbaum besaßen“. Ich denke, Andere werden ersehen was Herr AdeCandolle zu ersehen nicht vermocht hat. Denn Plinius schreibt:

Proxuma corpori membrana et in his et in nucibus saporem, ni detrahatur, infestat.

Man wird unten von Mattioli lernen können, daß die RossKastanie diese *membrana* nicht hat. Der Herr AdeCandolle meint trotz dieses Satzes des — von ihm, allerdings falsch, citierten — Plinius zweifeln zu dürfen, ob die Römer die Maronen besaßen.

torrere has in cibis gratius. moluntur etiam et praestant ieiunio feminarum quandam imaginem panis . . . Tarentinae faciles, nec operosae cibo . . . populares nigrae quae coctivae vocantur. patria laudatissimis Tarentum, et in Campania Neapolis. ceterae suum pabulo gignuntur.

PAMattioli, der erste, der die RossKastanie kennt, schreibt am unten angeführten Orte, von der *Castanea vesca* handelnd (vgl. VCordus zu Dioscorides [1561] 22 § 146):

In Welschland in Hetruria sindt der Kestenbäumen zwey geschlecht, nemlich der zäme vnd wilde. Die Zämen sindt widerumb zweyerley. Der eine bringt grosse Castanien,

der ander kleine. Die Zämen Castanien, so sie ein wenig gelegen haben, lassen sie sich abschelen, haben einen lieblichern vnd süssern geschmack. Aber die wilden lassen sich nicht schelen, dann man siede sie zuuor, gehören mehr für die Sewe, dann für die menschen.

Ich wiederhole ausgeführter, was ich 1877 im § 1115 meiner armenischen Studien kurz gesagt habe, freilich ohne zu erwarten, daß die Herren VHehn und AdeCandolle es je benutzen werden.⁵

Auf Armenisch heißt die Kastanie kask, und der Kastanienbaum kaskeni.

Ciakciak 754³ կասկ orzo mondato, castagna. Daß orzo mondato hordeum decortiatum bedeutet, beliebe man von der Crusca zu lernen, die als Crusca über dergleichen Dinge Bescheid wissen mußte. Ich vermute, daß orge mondé = orzo mondato und avoine mondée = avena mondata unsere Gerstengraupen und unsere Hafergrütze sind. Das armenisch geschriebene armenische Wörterbuch des Jahres 1837 setzt 1 1059¹ statt orzo mondato zu կասկ die Worte գարի կեղևեալ [= κριθή λεπισθείσα, armenische Studien § 1139] մաքուր [ebenda § 1461] և եփեալն գարույ և ցորենոյ որպէս հերիսայ.

Hier muß ich zuerst հերիսայ erklären, das in den mir zugänglichen Wörterbüchern fehlt. Es ist עֲרִיסָה, ein längst mit עֲרִסָן des Talmûd und עֲרִיסָה der Syrer zusammengehaltenes Wort. עֲרִיסָה können nur die durch die Assyrer nach „Medien“ in das Elend geschleppten Israeliten des NordReichs nach Armenien gebracht haben: עֲרִיסָה und עֲרִסָן, obwohl derselben Wurzel wie עֲרִיסָה entsprossen, zeigen ganz andere Bildung, sodaß aus ihnen հերիսայ nicht geflossen sein kann. Das հ des herisa' = ע, das ս = σ = ס [das also im Reiche Ioseph vor 725 nicht wie kš oder š klang], ե, für i stehend, nach meiner Uebersicht 113₁₇ zu erklären: die Wurzel ein friša. Also ein Mus, ein Gemüse in dem alten Sinne des Wortes (noch bei Hebel Hafermus), wäre עֲרִיסָה = հերիսայ. Und kask nicht bloß Kastanie, sondern auch geschrotene reine Gerste, und ein Geköch [dies fränkische Wort lernte ich vor 45 Jahren von Friedrich Rückert] von Gerste und Weizen gleich einem Muse.

Nun lehrt Elias aus Nisibis in meinen Praetermissa 35^{ss} الكشك (1) خشكار, ich selbst habe, an

1) Ich habe in den Beiträgen 52₁₂, in den armenischen Studien § 1830, in den Mittheilungen 1 146 ff. die Πατισχορεῖς Strabos, den Padaşkwar-gar der Perser, den Patizahar der Armenier besprochen. Die Landschaft erscheint als Patuś'arra in einem Assyrischen Texte in des Herrn FHommel Geschichte Babyloniens und Assyriens 722, ohne daß Herr Hommel das Land erkannt hätte. Peś-kwar ist das vor Kwar Χοαρήγη liegende Gebiet.

Semitica 1 41 Symmieta 2 110 denkend, obwohl ich richtig EWLane MCME⁵ 2 223^r [= MI nights (1883) 2 424] dazu citierte, الخشك gedruckt.

کشک wird in Persien kašk, von den das Wort entlehrenden Arabern kišk gesprochen, und von EWLane aaO. so beschrieben:

Kishk (as the word is commonly pronounced, but properly keshk) is prepared from wheat, first moistened, then dried, trodden in a vessel to separate the husks, and coarsely ground with a hand-mill: the meal is mixed with milk, and about six hours afterwards is spooned out upon a little straw or bran, and then left for two or three days to dry. When required for use it is either soaked or pounded, and put into a sieve, over a vessel; and then boiling water is poured on it. What remains in the sieve is thrown away: what passes through is generally poured into a saucepan of boiled meat or fowl, over the fire. Some leaves of white beet, fried in butter, are usually added to each plate of it.

Man kann jetzt auch RDozys Artikel کشک im Supplément 2 472 nachlesen.

Es wäre nun sehr nett, wenn einer der Wiener Mķifaristen, so lange in Wien deutsche Hausfrauen noch geduldet werden, erkunden wollte, was der oesterreichische Topfen ist: mich daucht, ein dem *كشك* *كشك* ganz ähnliches Ding, und im Topfenknödel höchst wohlschmeckend.

Daß *كشك* *orzio mondato* mit *كشك* identisch ist, dürfte einleuchten. Ich will zum Ueberflusse noch anführen, da *كشك* *كشك* wie *كشك* „Gerstenwasser“ bedeutet, einen bei den alten Aerzten sehr beliebten Trank. Aber wie kommt *كشك* dazu, auer *orzio mondato* auch *castagna* zu bedeuten? Mag Iohannes Leunis³ 2 § 606 Seite 511 für mich antworten:

Die Früchte [der Edelkastanie] sind in SudEuropa für die ärmeren Landbewohner ein wichtiges Nahrungsmittel. Sie werden etwas geröstet, damit sie nicht verderben, dann vor dem Verspeisen in Wasser aufgequellt, mit Salzwasser gekocht, und zu einem Mehlbrei (Chatigna) zubereitet.

Oder der deutsche Mattioli 73² = 74²:

Auff den gebirgen, da es am getreide mangelt, neeren sich die einwoner von den Castanien, denn sie braten sie, vnd essens. Auch machen sie mehl vnnnd brot darau, derhalben da uil Castanien wachsen, darff man sich keiner hungernot besorgen.

Ich merke noch an, da *πισάνη* Geopon. ιξ 15₃ von meinem

Syrer $\iota\gamma$ 13 = 103²² durch ܟܫܟ übersetzt wird, und bitte, man wolle sich aus Galens Buche περὶ πτι[σ]δάνης bei Kühn 6 816 ff., in der Baseler Ausgabe 2 489 ff., unterrichten, was $\text{πτιδάνη} = \text{ܟܫܟ}$ ist. Die Staatsräthe werden das natürlich nicht thun. Auch HEstienne bringt viel Lehrreiches über die πτιδάνη bei.

Nun gibt es ein Zeitwort Կասուլ օլոօն — Corinth. α 9¹⁰ Isa. 41¹⁵ Jerem. 5¹⁷ Michaeas 4¹³ Paral. α 21²⁰ (Concordanzgelahrt-heit) —, das ich im Januar 1854 in meiner Schrift »zur Urgeschichte der Armenier« 522, in welcher nach Herrn AWeber allerdings das Neue nicht gut, und das Gute nicht neu war, mit dem awestischen 𐬎𐬀𐬎 und mit Կախաս [armenische Studien § 1114 1791] in Verbindung gebracht habe: kaçyâo später mit κακίων .

Von diesem Կասուլ օլոօն möchte ich Կասի abgeleitet glauben, weil die Kastanie wie in der Provence zur châtagna, so in Armenien zu einem Muse zerrieben genossen wurde.

In ܟܫܟ ein š, in Կասի ein s: ersteres aus einem hier des Raumes wegen nicht zu erörternden Grunde.

Ich habe die mir — wie Alles was ich auf dem Gebiete der armenischen Philologie gearbeitet und gefunden habe — plaudente plebe auf die ehrloseste Weise gestohlene Entdeckung gemacht (Abhandlungen [1866] 298), daß wir im Armenischen eine zwei- bis dreifache Garnitur von Vokabeln finden, haikische, arsaidische, sâsânidische. Կասի Kastanie ist alt, denn es gibt noch einen heimisch gewordenen neuPersischen Ausdruck für Kastanie im Armenischen, den das Wörterbuch von 1837 2 457³ als շագանակ oder շաղգանակ oder շաղղանակ aufführt, der in der unter dem Namen des Moses Kōrenazi umlaufenden Geographie neben $\text{ղառիկ} = \text{زرنیق}$ [armenische Studien § 757] als Erzeugnis der Provinz Կորճասխ — Werke (Venedig 1843) 608¹⁶, in Patkanows $\text{армянская география}$ 19² — als շահնակ erscheint: im Venediger Drucke am Rande die Varianten շագանակ շաղղանակ աշահանակ , letzteres mit der Glosse $\text{ղանդար փշոյ սերմն Same des Dornes ڪنڌر}$: ich darf mich hier weder auf diese Glosse noch auf šâhdâna einlassen, das unten 222 wiederkehren wird. Patkanow schreibt شهدانك mit einem ? daneben. Ganz sicher das Persische $\text{شاه دانہ Königs-kern}$, d. h. eine königliche Frucht, die Königin der Früchte. Den Namen erläutere ich aus VHehn⁴ 322 323 (man lese auch oben das aus Mattioli Ausgezogene nach):

So sehr sind die Früchte der Kastanien zur allgemeinen Volksnahrung geworden, daß man in Frankreich die Trägheit der Corsen ihren Kastanien zugeschrieben, und deshalb den Untergang dieser Bäume gewünscht hat.

Auch im rauhen italienischen Apennin lebt der Gebirgs-

bewohner, da wo der Ackerbau unmöglich oder unergiebig^{so} geworden ist, einen großen Theil des Jahres von Kastanien und Kastanienmehl [𐬕𐬀𐬎𐬎] [,] und geräth in große Noth, wenn einmal in einem ungünstigen Jahr[e] die Ernte spärlich ausfällt.

Wie nun von 𐬀𐬎𐬎𐬀 *Apfel* = 𐬎𐬀𐬎𐬀 𐬀𐬎𐬎𐬀𐬎𐬎 *Apfelbaum*, von 𐬀𐬎𐬎𐬀 = 𐬎𐬀𐬎𐬀 *Dattel* 𐬀𐬎𐬎𐬀𐬎𐬎 *Dattelpalme*, von 𐬎𐬀𐬎𐬀 *Mandel* [𐬎𐬀𐬎𐬀 *süß*] 𐬎𐬀𐬎𐬀 *Mandelbaum*, so stammt von 𐬕𐬀𐬎𐬎 *Kastanie* 𐬕𐬀𐬎𐬎𐬎𐬎 *Kästenbaum*. Die Endung 𐬎𐬎 habe ich in den Beiträgen 15₁₀ ff. awestischem aēnya gleich gesetzt: daß sie griechischem *ανεος* entspricht, folgere ich mit der Bestimmtheit, welche die Verschiedenheit von 𐬎𐬎, awestischem 𐬎𐬎 und 𐬀𐬎𐬎 *αιξ* zuläßt, aus dem neben *αργανεη* stehenden 𐬀𐬎𐬎𐬎 *αργειος* Hebr. 11₃₇ (vgl. 𐬀𐬎𐬎𐬎 *schweinish*, 𐬀𐬎𐬎𐬎 *löwenartig* usw.), ohne *αργανεη* für etwas Anderes als den Bumarang zu halten: 𐬀𐬎𐬎 muß den Stamm *α-ιν* haben: die Awestier brauchen 𐬎𐬎* ohne 𐬎𐬎.

𐬕𐬀𐬎𐬎𐬎𐬎 und *καστανέα* entsprechen sich nach dem eben Gesagten vollständig, wenn man das τ aus einer Dissimilation des anderen κ erklärt.

Ich gehe nun dazu über, auseinanderzusetzen, was die von mir gefundene Gleichung „armenisches *κασκενι* = griechischem *καστανέα*“ für die Geschichte der *Castanea vesca* wie für die Geschichte der Sprache erkennen lehrt.

Eugène Burnouf hat in seinem *Commentaire sur le Yaçna* die Lautgesetze der Sprache behandelt, welche wir jetzt in *Ermangelung* eines besseren Namens die awestische nennen. Ich habe dann im Mai 1851 den Nachweis geführt, daß es eine Reihe von Idiomen gibt, welche die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Awestischen mit diesem theilen: ich nannte diese Idiome damals arische, da die sie sprechenden Völker sich selbst als Arier ansehen. Die »Sachverständigen« des Jahres 1851 waren in ihrer eigenen Terminologie befangen, nach welcher Arisch dem jetzt umlaufenden Ausdrucke *Indogermanisch* oder *Indoceltisch* entsprach: die Herren Friedrich Spiegel, ChrLassen, AWeber haben gar keine Ahnung davon gehabt, daß ich in meinen *Arice* den Radius angegeben, der einen eigenen Kreis geschlagen. Man hat später diese von *mir* Arisch geheißenen Idiome iranische oder besser eranische genannt: „*Erân*“ ist ein Genetiv Pluralis, welcher älterem *Airyanañam* = 𐬀𐬎𐬎𐬎𐬎 *Arice* entspricht: *Ērânšahr* = Reich [kšatra = kšatra] der Arier, *Ērânšâh* = König der Arier. Die jetzige Terminologie, soweit ich dieselbe kenne, nennt Arier die gemeinschaftlichen Vorfahren der „*Eranier*“ und der vedischen Inder.

Zu den Eraniern zog ich — nicht aus Vermuthung, sondern

darum, weil die von Burnouf nachgewiesenen charakteristischen Lautgesetze des Awestischen auch im Armenischen, Phrygischen und Lydischen gelten — die Armenier, die Phrygier und die Lyder. In Betreff der Lyder wird man meine gesammelten Abhandlungen 266 ff. nachzulesen haben.

Indisches *çarad*, das im Griechischen und Lateinischen mit einem *k c q*, im Germanischen mit einem *h* anlauten müßte, findet sich im Lydischen als *σάρδις Jahr*: so schon mein Heft zur Urgeschichte der Armenier, in dem „das Neue nicht gut, und das Gute nicht neu“ war: jetzt Mittheilungen 2 25.

Jedem armenischen *σ* — hier nicht auseinander zu setzende Ausnahmen abgerechnet — muß im Griechischen ein *κ* gegenüberstehn: denn jedes armenische *σ* vertritt ein indisches *κ = ç*.

Armenisches *κασκενι Kästenbaum* hat mithin Einen Buchstaben, der im Griechischen *καστανέα* nur dann ebenfalls *σ* lauten kann, wann das Wort nicht urverwandt, sondern entlehnt ist. Vergleiche (die Gleichheitszeichen sind nicht streng zu nehmen):

indisch *drç* = *δέρον-εσθαι*, armenisch *tes-anel*:

daçan = *δέκα* decem, armenisch *tasn*:

çrôni = *κλονι-ς* clunis, armenisch *sroün-h*:

Armenisches *kaskeni* und griechisches *καστανέα*, welche Wörter beide den Kästenbaum bezeichnen, sind mithin nicht urverwandt, sondern das griechische *καστανέα* ist entlehnt.

Es ist in verhältnismäßig alter Zeit entlehnt, da die Endung *ανεια* in *καστανέα* älter als das jetzt, und zwar schon seit der Zeit der Bibelübersetzung (rund 431), im Armenischen umlaufende *eni* ist.

Ich habe das Glück gehabt, zweifelnd in den *Arica* 1851, sicher in dem genannten Hefte, in dem „das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut war“, im Januar 1854 das lydische *Κανδαύλης*, dessen Sinn *würgend* uns durch Hipponax, also unanfechtbar, überliefert ist, als identisch mit dem Armenischen *κeldaul würgend* zu erkennen, einem regelrechten, aber ausschließlich armenischen, Participle der alltäglichen Wurzel *κελδελ = κελδελ würgen*. Wie aus dem *α* von *Κανδαύλης* = *κeldaul* folgt, daß diejenigen, welche armenisches *ε* für ihre Phantasien vom „europäischen“ Charakter der Sprache Haiks verwenden*), irre gehn, so folgt aus dem *σ* des griechischen *καστανέα* = *kaskeni*, daß die Kastanie ein aus era-

*) Näheres gesammelte Abhandlungen 275²¹ 300³², NeuGriechisches aus Klein Asien 5r, armenische Studien § 986. *Κυνάγχα* ist nicht „Hundewürger“, sondern *συνάγχα*. Wegen des *μηρονιστι* des Hipponax hieß mich KUsener unter dem 12 December 1877 das rheinische Museum 23 336 nachlesen.

nischer Heimath nach Hellas verpflanzter Baum ist. *Κασταναία* ist eine VolksEtymologie: wenn in *Κάστανα* viel Kästenbäume wachsen, so sind sie darum dort noch nicht ursprünglich. Plinius sagt ausdrücklich — ich weiß nicht, aus welcher Quelle er für sein funfzehntes Buch schöpfte —, daß die Kastanie von Sardes aus weiter gewandert sei. Da die Beschaffenheit der Vokabel *καστανεία* = *կասկեմի* dem Plinius Recht gibt, wird an der Thatsache nicht zu zweifeln sein, daß die *Castanea vesca* aus dem eranischen Lydien nach Griechenland gekommen ist.

Ueber die Rosskastanie habe ich mich unterrichten können, weil ich in der Hoffnung, die arabische Uebersetzung des Dioscorides noch einmal herauszugeben, die Schriften des KGesner, des VCordus und des PAMatthiolus gelesen habe, und zum Theile sogar besitze. Aber schon 1879 hat mir Herr ThvHeldreich (Athen) das Wesentlichste von dem was ich hier zu sagen habe, vorweggenommen. Ich bin durch dieses Schriftstellers in MDeffners Archive für mittel- und neuGriechische Philologie 1880 1 89 ff. gedruckten Aufsatz — namentlich durch 96^r 97^r — auf die Verhandlungen des botanischen Vereins der Provinz Brandenburg 21 (vom Jahre 1879) 139 ff. aufmerksam geworden, in denen Herr von Heldreich nachweist, daß Matthiolus*) in der 1565 in Venedig erschienenen Ausgabe des Commentars zum Dioscorides 211 die *castanea equina*, wie sie in Constantinopel heiße, abbildet: den Zweig habe er von Guilelmus Quacelbenus Flander medicus insignis erhalten: und zwar hatte Quackelbeen die erste Nachricht von der *at-kastanési****) schon im Juli 1557 an Mattioli gelangen lassen.

Aber bereits 1563 bietet, was Herr von Heldreich nicht wußte, die höchst seltene deutsche Uebersetzung des neuen Kreüterbuchs des Matthiolus, welche mit Georg Melantrich von Auentin zusammen Felix Valgrisi, der venediger Verleger der Schriften jenes großen Arztes und Botanikers, durch Georg Handsch zu Prag veranstalten hieß — ich besitze das seltene Werk selbst — 74^e Folgendes:

Es ist noch ein ander frembd geschlecht der Castanien, welchs ich allhie wegen seyner schönen gestalt hab lassen abmalen.

Diesen Zweig sampt der Frucht hat mir von Constanti-

*) Ernst Meyer Geschichte der Botanik 4 366 ff., woselbst 372 auch der Beziehungen Mattiolis zu Wilhelm Quackelbeen^{so} gedacht wird. Gut, daß die Liebedienerei im sechszehnten Jahrhunderte noch nicht ganz so groß war wie heut zu Tage: sonst würden wir hinter der Berliner Universität und vor den Tuilerien unter Quackelbeenen lustwandeln.

**) at = *զօօ* Pferd, meine armenischen Studien Seite 111^r.

nopel gesendet der hochberümpfte Augerius*), des Christlichen Keysers Legat daselbst. Es ist ein langer baum, er tregt bletter, wie der Creutzbaum, die haben sechs spalten biß zum stil, der ist lang vnnd dünn. Die stachlichen schelffen vergleichen sich in der grösse mit den vnsern, aber sie seind gelblicht, in einer jedern ligt ein Castanien, dicker vnd runder dann die vnser. Die rinde an dieser Castanien ist schwartzlecht, ausgenommen an dem vorderteyl, da sie an den stachlichen schelffen hafftet, ist sie weislecht, vnd hat ein zeichen eines hertzen. Vnter dieser schalen ist kein ander heutle, wie in vnserer das rote runtzlechte. Sie schmecken fast wie die vnsern, sindt doch süsser, vnd nicht so lieblich zu essen. Die Türken nennens roßcastanien⁸⁰, darumb daß sie den keichenden rossen sehr behulfflich sindt.

Charles de l'Escluse, berühmt unter dem Namen Carolus Clusius (1526—1609), ein mir höchst sympathischer Gelehrter, berichtet (bei ThvHeldreich, Verhandlungen 21 140), er habe die 1576 in Wien gesäte Rosskastanie 1588 als einen Stamm von der Dicke eines Mannesschenkels und zwei „orgyiae“ oder mehr hoch verlassen. Das ist die erste Rosskastanie außerhalb der HaemusHalbinsel.

Theodor Fontane läßt 303 seine Grete Minde bald nach 1600 unter einem Paar alten Kastanien rasten: er hat nicht gewußt, daß es damals um Tangermünde herum alte Rosskastanien — solche meint er — nicht geben konnte. Er wird, auch wenn er dies Blatt lesen sollte, die Kastanien dort stehn lassen, denn er braucht sie für seine Erzählung, wie ich an einer Stelle meiner Strandlieder sie gebraucht habe.

Wende ich mich nun zu der Erörterung über die Heimath des Oelbaumes, so liegt die Sache für die Herren VHehn und AdeCandolle noch ungünstiger als sie bei der so eben beantworteten Frage lag. Die Zunft leidet nicht, daß meine Arbeiten bekannt werden: das soll zur Entschuldigung jener beiden Gelehrten von mir selbst geltend gemacht werden.

Für mich fängt die Untersuchung damit an, daß ich ausdrückliche Zeugnisse über den Oelbaum handelnder alter Schriftsteller zu finden versuche.

Herodot redet ε 82 von der Zeit, in welcher die Feindschaft

*) Augerius Ghislain van Busbeck [= Busbecqius] aus Commines in der Herrschaft Ypern, 1522—1592: allgemeine deutsche Biographie 3 633 ff.

zwischen Athen und Aegina ihren Anfang nahm. *Λέγεται ὡς ἔλαται ἦσαν ἄλλοθι γῆς οὐδαμοῦ κατ' ἐκείνον τὸν χρόνον ἢ ἐν Αἰθίῳσι.*

Damit stimmt nicht ganz Plinius NG 16 1: Hesiodus in primis cultum agrorum docendam arbitratus vitam, negavit oleae satorem fructum ex ea percepisse quemquam: tam tarda tunc res erat. Die griechischen Worte Hesiods sind uns nicht erhalten: es steht frei zu glauben, daß Plinius das Citat irgendwo abgeschrieben, nicht selbst es aus einem ihm vorliegenden Werke Hesiods eingetragen hat. Stammte die Stelle des Plinius aus Theophrast, dem der römische Beamte so viel verdankt, so wäre die Nachricht ernst zu nehmen. Immerhin folgt aus dem Satze, daß auch außerhalb Atticas Oelbäume lebten, nur freilich können sie nicht verbreitet gewesen sein: sie zu bauen, lohnte nicht. Homer nennt bekanntlich Oel und Oelbaum, ohne Näheres zu sagen.

Plinius aaO.: Oleam . . . Fenestella omnino non fuisse in Italia Hispaniaque aut Africa Tarquinio Prisco regnante, ab annis populi Romani CLXXIII, quae nunc pervenit trans Alpibus quoque et in Gallias Hispaniasque medias. Fenestella starb unter Tiberius: seine Gelehrsamkeit gilt für zuverlässig.

Hier mag des Herrn AdeCandolle 356 Bericht folgen:

Kein Oelblatt ist bis jetzt in dem Tuffstein des südlichen Frankreich, Toscanas und Siciliens gefunden worden, wo man doch den Lorbeer, die Myrte und andere noch jetzt dort vorhandene Sträucher nachgewiesen hat. Bis der Gegenbeweis geliefert wird, ist dies ein Anzeichen späterer Naturalisation.

Es ist Thatsache, daß זית זַיִת זֵיתֹן *Olivenoel**) bedeuten. Aus der Thatsache, daß das Olivenöl bei den Hebräern, den Aegyptern, den Armeniern augenscheinlich mit demselben Namen genannt wird, muß die Sprachwissenschaft etwas zu lernen wissen, um so mehr so, als (um von den Vokalen zu schweigen) der Anlaut der Vokabeln nicht identisch ist.

זית bedeutet allerdings nicht bloß *Oel*, sondern auch *Oelbaum*. Daß *Oel* der ursprüngliche Sinn von זית ist, schließe ich erstens aus der in meiner „Uebersicht“ 129¹⁹ ff. besprochenen Parallele von זית זַיִת זֵיתֹן *Most Ausbruch Oel Korn* und זית זַיִת זֵיתֹן *Wein*

*) זֵיתֹן (wie זית) bedeutet ab und zu auch den *Oelbaum*, der auf Armenisch eigentlich זֵיתֹןֵֿֿ heißt. Wie sich זֵיתֹן und das unten zu besprechende זֵֿֿ unterscheiden, müssen uns geborene Armenier lehren: ich habe den Unterschied nicht in den Kreis meiner Beobachtungen gezogen. Aegyptisch זַיִת in *זַיִת זַיִת זַיִת* zahmer *Oelbaum*, *זַיִת זַיִת זַיִת* wilder *Oelbaum*, Peyron 397¹.

PressOel Brot: ich schließe es zweitens daraus, daß die Araber *Oel* und *Oelbaum* unterscheiden. Die Armenier brauchen *زيت* *Oel* und *زيتون* *Oelbaum* unterscheiden. Die Armenier brauchen *Հէթ* fast nur für *Oel*: der *Oelbaum* heißt ihnen meistens *Հիթհնի*.

Die Aegyptologie hat erst vor wenigen Jahren angefangen, eine Wissenschaft zu werden: man muß mithin sehr vorsichtig sein.

Wie AErman, *Aegypten und aegyptisches Leben im Altertum*[e] 316, erzählt, haben im alten Aegypten Salben so sehr zu den Bedürfnissen des täglichen Lebens gehört, daß die unbezahlten, hungernden Arbeiter in Einem Athem darüber klagen, daß man ihnen nichts zu essen, und daß man ihnen keine Salbe gebe. Das wird im Klima gelegen haben: der Islâm hat die Salben vermuthlich dadurch unnöthig gemacht, daß er seinen Bekennern Bäder schenkte. „Wenn auch diese Arbeiter“ fährt AErman fort „sich gewis mit einheimischem Fette begnügen müssen, so fordern doch schon die Soldaten »Oel vom Hafen«, importierte Waare“. Diese Thatsache macht wahrscheinlich, daß Olivenoel in Aegypten nicht gewonnen wurde, weiter, daß *ⲭⲱⲓⲧ ⲭⲟⲓⲣⲧ* in Aegypten ein Fremdwort ist. Allerdings ergibt sich, wie mir GSteindorff brieflich mitgetheilt hat, aus dem großen Papyrus Harris (ich befolge hier Steindorffs Umschreibung, ohne sie zu billigen), daß es mit *ddt* bestellte Ländereien gibt, an denen Gärtner und viele Leute um *Oel* (*ⲛⲉⲒ*) zu fabricieren angestellt sind, daß die Frucht *ddt* mit Scheffeln gemessen wird. Aber das beweist so wenig etwas gegen das oben Gesagte, wie die Wollankschen Weinberge und die Weingärten auf dem Kreuzberge bei Berlin erhärten, daß *vitis vinifera* in der Mark Brandenburg heimisch ist.

Bekanntlich hat RLepsius 1855 in deutscher, 1863 in englischer Zunge (Standard Alphabet) sich über ein GeneralAlphabet vernehmen lassen, und obwohl schon dieses Gelehrten erster Versuch auf dem Gebiete der Alphabetik (AWeber in meinen Mittheilungen 2 42) ihn nicht als Alphabetiker, sondern als ABCSchützen erwiesen hatte, ist es gelungen, dieses Standard Alphabet zur Berühmtheit aufzuloben: vgl. meine *Symmicta* 2 97²⁸, meine Mittheilungen 1 159—161 2 43¹⁰. Schon in des gefeierten Mannes erstem Versuche begegnet 51 Ot'i für das von den Engländern Odji geschriebene Wort: im StandardAlphabet 9 197 erfahren wir, daß t' (t mit Accent daneben oder, in GardeTransscription, darüber) ty bedeutet. *Ἐθελοθησκεία*, weiter nichts: wenn man das lieber hören will, ein „Werthurtheil“.

HBrugsch, WB 4 1671 [vom Jahre 1868] nennt das in der Hieroglyphik alltägliche Schlangenbild „von uns durch t' um-

schrieben“. Er hätte seinem Rivalen ruhig sein Eigenthum belassen sollen: mindestens gab die Annektierung desselben keine Veranlassung zu einem Majestätsplurale. Noch 1882 WB 7 1380 ff. erscheint t' als Umschreibung jenes Schlangenbildes.

Herr SLevy bietet zu Turin 1887 in seinem vocabolario geroglifico copto-ebraico⁶⁰ statt jenes Akutkranken t ein z.

In Wahrheit entspricht, was die Herren Brugsch und Levy auch wissen, die Schlange dem neuAegyptischen α : die Form von α ist (LStern, koptische Grammatik Seite 83) aus dem von Brugsch 4 1690 ff. behandelten Hieroglyphenzeichen entstanden. Ich habe 1852, Entsprechungen semitischer und aegyptischer Wörter vorlegend, mit dem Satze geschlossen

möglicherweise gibt die Scheidung von k in K und G, von t in T und D Anlaß zu genauerer Bestimmung hieroglyphischer Zeichen:

ich möchte heute zu erwägen bitten, ob nicht wie *d* und *t*, *g* und *k*, die ja jetzt unterschieden werden können, auch α α α sich in der Hieroglyphenschrift verschieden spiegeln.

Da ich „immer etwas Apartes haben muß“, schreibe ich die Hieroglyphe Schlange durch den ihr im NeuAegyptischen entsprechenden Buchstaben α , also ġ oder ħ für NeuAegyptisches (je nach dem Dialekte), nur ħ für AltAegyptisches. Dann wissen doch wenigstens die Völker der Zukunft, die Slaven, was sie vor sich haben: aus t' d kennt sich niemand aus, nicht einmal Herr AdeCandolle.

HBrugsch Pascha WB [1868] 4 1672 $\alpha\epsilon$ $\alpha\epsilon\tau$, demotisch $\dot{\epsilon}\dot{\iota}\tau$ Oel neben $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ זית زيت.

Herr SLevy 5 89² „zet“ Oel: sonst wie HBrugsch Pascha.

KPiehl, dictionnaire du Papyrus Harris 112 (nur in Hieroglyphen), $\dot{\epsilon}\dot{\iota}\tau$ (für die Hand gebe ich d, für den Berg t) Olive, wann mit dem Baume, aber *fruits de l'olive*, wann außer dem Baume auch mit den drei Kreisen determiniert.

Es fragt sich nun, ob זית und $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ ein und dasselbe Wort sind.

Längst bekannt ist die Gleichung $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ Yâqût 3 364 s. GSteindorff versichert mich brieflich, daß auch צר *Túros*, צירן *Sιδών*, צמר *Σίμυρα*, צרפה *Σάραπα* als Anlaut die Schlange, also α , haben.

Daraus folgt, daß das Oel, falls sein Name $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ aus Palaestina nach Aegypten gekommen wäre, צירן gelautet haben müßte: denn צר, צירן, צמר, צרפה sind sicher eher palaestinisch gewesen als aegyptisch, das α in $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ $\alpha\epsilon\epsilon\tau$ spricht nicht für aegyptischen Ursprung des Namens: folglich ist α Ausdruck für α , nicht α Ausdruck für α .

Umgekehrt wird α eines eingeführten Wortes in Palaestina τ . IgnRossi hat in den zu Rom 1808 erschienenen *Etymologiae aegyptiacae* 125 das nachmals auch in hieroglyphisch geschriebenen Texten aufgefundene $\alpha\iota\alpha\alpha\alpha$ $\alpha\iota\gamma\alpha\alpha$ $\alpha\iota\alpha\alpha\alpha$ neben $\tau\tau\tau$ gestellt, das bei Isaias 23¹⁰ *Deich* bedeutet, und durch den Zusammenhang für mein Empfinden als ein aegyptisches Wort gekennzeichnet ist.

Mithin würde das Wort $\alpha\omega\tau$, falls es aus Aegypten nach Palaestina gewandert wäre, als $\tau\tau\tau$ nicht befremden.

Die Botaniker müssen sagen, ob der Oelbaum in Aegypten spontan sein kann: nach den oben aus Ermans Buche angeführten Zeugnissen glaube ich als Philologe nicht, daß er dies ist: darum glaube ich auch nicht, daß $\alpha\omega\tau$ die Mutter von $\tau\tau\tau$ sei.

1927 wird man wissen, was ich für die Erkenntnis des Armenischen gethan habe. Das armenische Wort für *Oel*, $\alpha\tau\theta$ = $\alpha\tau\theta$, enthält einen spezifisch alt-armenischen Consonanten, das α , das formell aus dem die Quetschung von k, also č, vertretenden σ Aegyptens entlehnt, der Sache nach haik-éränisches Aequivalent von α = α = χ ist. Beweis: $\alpha\tau\tau$ *Hand* (Genetiv $\alpha\tau\tau$, Ablativ $\alpha\tau\tau$, also Stamm $\alpha\tau$) = $\chi\epsilon\iota\theta$, Stamm $\chi\epsilon\theta$: $\alpha\tau\tau$ *Schnee* (Genetiv $\alpha\tau\tau$) = $\chi\iota\omega\tau$, Stamm $\chi\iota\omega$: $\alpha\tau\tau$ *ackern*, $\alpha\tau\tau$: $\alpha\tau\tau$ *Winter* (Genetiv $\alpha\tau\tau$), $\alpha\tau\tau$ $\chi\epsilon\iota\mu\omega\tau$ neben $\chi\epsilon\iota\mu\epsilon\theta\tau$: $\alpha\tau\tau$ Mittheilungen 2 368 ff. zu α , $\chi\acute{o}\alpha\tau\tau$ $\chi\acute{o}\alpha\tau\tau$ = $\chi\acute{o}\alpha\tau\tau$: $\alpha\tau\tau$ = $\alpha\tau\tau$ (die Vergleichung gelang FMüller) mit $\alpha\tau\tau$ $\alpha\tau\tau$ *Pardel, Löwe*, „Unze“. α genügt zu dem Erweise, daß $\alpha\tau\theta$ ein in Armenien alt-heimisches Wort ist.

Ganz unmöglich wäre θ = θ = τ in einem alten Worte: und alt wird doch das Wort $\alpha\tau\theta$ auf alle Fälle sein, da Niemand annehmen wird, daß der Oelbaum erst nach dem Anfange der SeleucidenHerrschaft nach [Süd]Armenien gewandert sei: mein Heft zur Urgeschichte der Armenier 1012, gesammelte Abhandlungen 255, Agathangelus 141: da die beiden zuerst citierten Werke längst vergriffen sind, wird es sich empfehlen, den Agathangelus nachzulesen: man wird ihn ja irgendwoher geliehen bekommen können. τ ist τ : erst nach Seleucus tritt für die $\tau\tau\tau$ die Gewohnheit auf, sie zwischen Vokalen anders zu sprechen als nach einem Consonanten. Ich erkläre das θ von $\alpha\tau\theta$, wie ich in den armenischen Studien § 1757 das θ von $\alpha\tau\theta$ *acht* erklärt habe, und fast so, wie ich $\theta\tau\theta$ = $\tau\tau\theta$ und Aehnliches erkläre. In $\theta\tau\theta$ = $\tau\tau\theta$ bleibt τ wirklich τ , in $\alpha\tau\theta$ = $\alpha\tau\theta$ τ altes τ . Diese θ sind $\tau\theta$ oder $\tau\theta$.

Nehmen die Armenier semitische Vokabeln auf, so umschreiben sie τ ; τ durch α , nicht durch α , $\tau\tau\tau$ durch α : ich habe längst nachgewiesen, daß das Zeichen α sogar aus dem syrischen α (man

Oel heißt auf altArmenisch $\mu\eta$ oder $h\eta$, armenisch geschriebenes WB von 1837 I 873, d. h. da die betreffenden Zeichen unmittelbar*) griechischen Zeichen entsprechen**), $\iota\lambda$ oder $\epsilon\lambda$. NeuArmenisch heißt *Oel* (ebenda 874 oben) $h\eta = \epsilon\lambda$. In Betreff des letzteren bemerke ich, daß die neuArmenischen Dialekte vielfach eine ältere Gestalt der Sprache zeigen als die Drucke unseres SchriftArmenisch: ich wiederhole das in meinen armenischen Studien 207 schon vor zwölf Jahren Ausgesprochene, daß, ehe nicht eine vergleichende Grammatik der neuArmenischen Dialekte und ein Wörterbuch derselben vorliegt, von einem wirklichen Verstehen des Armenischen keine Rede ist: vergleiche das oben über $\zeta h\rho h\sigma\eta$ = $\zeta h\rho h\sigma\eta$ Mitgetheilte. Ich wende mich mit diesen Sätzen an vernünftige Armenier, die an ein Königreich Armenien glauben: nicht wende ich mich an die Gelehrtenzunft des neuen Reichs.

Jedermann sieht, daß $\iota\lambda$ $\epsilon\lambda$ $\epsilon\lambda$ *Oel* mit $\epsilon\lambda\alpha\iota\omicron\nu$ verwandt ist. "*Ελαιον* ist für die Hellenisten unerklärbar: GCurtius⁵ 359 hält es für das Original der den Lateinern, Gothen, Lithauern, Slaven das *Oel* bezeichnenden Wörter. Allerdings thut er es aus einem nicht triftigen Grunde. Denn wenn *vielleicht* $\lambda\eta$ 'liquefacere' die Wurzel von $\epsilon\lambda\alpha\iota\omicron\nu$ ist, so darf man nicht schließen wie Curtius schloß:

im Griechischen ist der Vorschlag eines Vocals gerechtfertigt, nicht in den übrigen Sprachen. Dies der Hauptgrund für meine jetzige Auffassung.

*) Der Herr Akademiker FMüller, über den man die Seiten 200 ff. meiner armenischen Studien nachzulesen beliebe, hat den sonderbaren Einfall gehabt, das armenische Alphabet sei aus dem „dem“ semitischen Alphabete entstanden. Für unser Einen ist solche Behauptung einfach komisch: Herr Gardthausen hat sich ZDMG 30 74 ff. die Mühe gegeben, für besonders unwissende Personen sie ausführlich zu widerlegen. Jener Ephemere hatte, als Herr Gardthausen schrieb, bereits ausgelebt.

**) Dies zu sagen, ist aus zwei Gründen nöthig. Einmal wende ich mich gegen den modernen Fortsetzer des Herrn FMüller, Herrn Hübschmann [Symmicta 2 89—136, aus dem deutschen Gelehrtenleben 88 ff., Mittheilungen 1 140 ff. 2 38 ff.], der η nicht für λ , sondern für ι hält. Schon 1866 habe ich in den gesammelten Abhandlungen ix auseinandergesetzt, daß die Reihenfolge der Buchstaben $\alpha\lambda\mu$, in der α vor λ steht, erweist, daß das auf h folgende η , nicht das dem h vorausgehende $\iota = \lambda$ ist. Zweitens wende ich mich gegen die NeuArmenier, welche η *gh* sprechen (wie die Araber Balduin بغديوين): Bôghos ist Paulos, Ghûgas Lucas (der russische General Tergukassow der Sohn eines armenischen Priesters [$\mu\epsilon\lambda\rho$] Lucas): es erscheint einem mäßig gebildeten Linguisten nicht verständlich, wenn man η als ursprüngliches *gh* ansieht, und darum jenes alte $\omega\lambda$, weil es *jetzt* iugh gesprochen wird, mit türkischem ياغ *Oel* gleichsetzt. Ist *chew* = kauen, weil es jetzt $\check{c}y$ gesprochen wird, etwa mit einem $\check{c}y$ lautenden Papua- oder AbiponenWorte verwandt?

Der Obersatz des Schlusses müßte lauten :

ἔλαιον stammt *unbedingt* von 𐬀𐬎𐬌 ab.

Daß *ἔλαιον* das nicht thut, folgt mir auch aus 𐬀𐬎𐬌 𐬀𐬎𐬌 𐬀𐬎𐬌 .

Daß *ἔλαιον* mit den ihm entsprechenden gothischen und lithauisch-slavischen Vokabeln nicht *verwandt* ist, ergibt sich mir einfach daraus, daß im alten Gothen- und LithauSlavenLande Oelbäume nicht wuchsen.

Wenn G. Curtius *oliva* zu *ἐλαία* im gleichen Verhältnisse stehend denkt wie Achivi zu *Ἀχαιοί*, so würde er besser *oleiva* und *Acheivei* geschrieben, und in *ἐλαία* ein Digamma — wohin? — gesetzt haben.

Ich nehme jetzt die Aussagen des Herrn AdeCandolle, soweit sie für mich in Betracht kommen, einzeln durch. Obwohl sonst das Einrücken citierter Sätze dieselben als citiert zu erweisen genügt, füge ich hier » « noch zu dem Eingerückten hinzu: ich möchte nicht erleben — was mir schon begegnet ist —, daß was ich bekämpfe, als Mein Eigenthum ausgegeben werde.

»Es ist mir unbekannt, ob ein Zendname besteht.«

Ein Blick in F. Justis 1864 erschienenenes Handbuch der Zendsprache 347¹ würde gelehrt haben, daß Herr Justi ein Wort für *oliva* nicht anzuführen hat. Hätte Herr AdeCandolle dann bei Justi 251¹ das für *oleum* angegebene Wort aufgeschlagen, so würden ihm unter *raoghni** *oelbringende Pflanzen* aufgefallen sein, und †Vullers 277² hätte ihn gelehrt, daß das neuPersische *rôgan* jedes Fett, auch OlivenOel, bedeutet. Hätte er dann des Herrn Justi Belegstelle, Yašt 22₁₈, nachgeschlagen, welche in Westergaards Ausgabe 298₇ steht, und des Herrn von Spiegel Avesta 3 189 mit des Herrn James Darmesteter Zend - Avesta 2 318 verglichen, so würde sich ergeben haben, daß die Seele des Gerechten *zaremayêhê raoghnahê* erhält, — meinethalben einen *génitif partitif* —: *von dem goldnen Oele* (Justi), *of the oil of Zaremaya* (Darmesteter), [von] *dem vollen Fette* (Spiegel). Er würde am Rande des Herrn Darmesteter gelesen haben:

Zaremaya is the spring: the word translated oil might perhaps be better translated butter; the milk made in the middle of spring was said to be the best.

Hätte er dann noch einmal in Herrn Justis Handbuch 251¹ geblickt, so würde er auch erfahren haben, wo die Quelle für Herrn Darmesteters Anmerkung fließt: im „Minokhired“ in „Spiegels H.“ [andere Leute citieren, da das Buch einmal so heißt, »Einleitung in die traditionellen^{so} Schriften der Parsen«] 2 140“. Dort befiehlt Gott:

„Bringt ihm die besten Speisen von jenem fetten Maidyo^{so}-zaremayā herbei“. Wenn Herr AdeCandolle dann auch dies hätte kontrollieren wollen, so würde er des Herrn EWWest Pahlavi texts 3 21 aufgeschlagen, und erfahren haben, daß Maidhyô-zarm rôghan, *Frühlingsbutter*, bei den Dogmatikern, welche nicht ahnen, daß ein Hirtenvolk sich das Leben nach dem Tode anders als Sie vorstellt, the spiritual representative of butter made during the mid-verdure festival bedeutet. Er würde schließlich des Herrn FCAndreas Mainyô-i-khard 14 citieren.

Er würde vielleicht sich noch dadurch als Ketzler erweisen, daß er über das Verhältnis von âzûiti und अहुति etwas ultra Iustum sapere möchte.

Jedenfalls erhellte aus dem was Herr AdeCandolle gethan haben *würde*, wenn er nicht Herr AdeCandolle wäre, daß im Awesta Olivenoel nicht bekannt ist.

Wer erst gelernt hätte, bevor er zu lehren anhöbe, würde auch an den Bundehesch denken. Es genügt, da des hochverdienten Anquetil du Perron Buch selten ist, FWindischmanns zoroastri-sche Studien [1863] 108 109 zu citieren, welcher 109⁵ an der entscheidenden Stelle Punkte setzt, weil er nicht verstanden hat. Herr FJusti hat in dem seiner Ausgabe angehängten Wörterbuche 170⁴ wie in seiner Umschrift (= 65₁₂ Westergaard) زندق gelesen, was Herr EWWest, Pahlavi texts 1 102, in den Text aufnimmt, und am Rande „perhaps zêtô ‘olive’, as Anquetil supposes, and Justi assumes“ dazuschreibt. Es ist eine nicht zu qualificierende Leistung, زندق für زندق zu erklären.

زندق steht nach کنجیت = neupersischem کنجید (kungîd) Farhang-i-suûrî [Constantinopel] 2¹ 277₁₃, das IohLeunis Synopsis der Pflanzenkunde³ 2 § 665⁵ als Kuntschut = *weißer Sesam* auf-führt: nach דושדאנק *Uebelkorn* und שאהדאנק *Königskorn*, welches letztere ohne Frage Hanf bedeutet, meine gesammelten Abhand-lungen 82, ILoew § 156.

»Der semitische Name Sait muß auf^{so} ein hohes Alterthum zurückgehen^{so}, denn er findet sich gleichzeitig im neupersi-schen Seitun und im arabischen Zeitun Sjetun.«

Das älteste Denkmal des neuPersischen stammt aus dem zehnten Jahrhunderte nach Christi Geburt — ich meine Daqîqîs in Firdausî's Königsbuch aufgenommene Bruchstücke —: ob in ihm زيتون vorkommt, weiß ich nicht. Käme زيتون bei Daqîqî oder Firdausî vor, was es bei Letzterem nach Vullers 2 166 thut, so würde der Schluß des Herrn Akademikers doch nicht erlaubt sein: jeder Perser hat gewußt, und weiß, daß زيتون aus dem Arabischen ent-

lehnt ist. Die älteste Belegstelle für زيتون, die Ich in Persien kenne, die älter als eine Stelle bei Firdausi wäre, findet sich bei Muwaffaq aus Herât, fundamenta pharmacologiae ed. FR Seligmann, 132 Ende: Muwaffaq schrieb um 990 nach Chr.

»Auch im Türkischen und bei den Tataren der Krim findet es sich als Seitun wieder, was auf einen turanischen Ursprung oder auf den sehr entlegenen Zeitpunkt der Vermischung semitischer und turanischer Völker schließen lassen könnte.«

Ein Blick in Meninskys Wörterbuch² § 184² hätte dem Herrn AdeCandolle zu der Erkenntnis verholfen, daß زيتون bei den Türken ebenso gewis aus dem Arabischen entlehnt ist, wie bei den Persern. Der Koran hat als Nummer 95 eine سورة الزيتون: überall wo der Koran bekannt wurde, lernte man durch ihn زيتون kennen: die Muhammadaner haben zwar kein „Schriftprincip“, kennen aber den Koran besser als die pro ministerio geprüften Candidaten des Protestantismus ihre Bibel. Durch das eben Nachgewiesene ist der Schlußsatz des Herrn AdeCandolle als das was er ist, erkennbar gemacht.

»Die alten Aegypter bauten den Oelbaum an, welchen sie Tat nannten.«

Herr AdeCandolle hat übersehen, daß das T des Wortes Tat einen Akut führt, den er sich über oder rechts neben dem T denken, den er aber nicht auslassen darf: dies t'at liest sich čat, wenn man anders beweisen kann, daß der — nicht geschriebene — Vokal ein a war, was Ich nicht beweisen kann.

»Der von dem semitischen ganz verschiedene aegyptische Name deutet ein den ersten Dynastien vorhergehendes Auftreten an.«

Oben ist gezeigt, daß die Aegyptologen gar nicht daran denken čet zet [čdt, zu trennen čd-t] für „ganz verschieden“ von dem semitischen טׂר zu halten: im Gegentheile. Was weiß denn Herr AdeCandolle von den „ersten Dynastien“ Aegyptens? hält er dieselben für semitisch? man sollte es meinen. Welche Sprache redete der Name, als er dem Herrn Akademiker „Andeutungen“ über sein „Auftreten“ machte?

Herr AdeCandolle fährt fort:

»Es ist eine sehr eigenthümliche Thatsache, welche die Philologen weder bemerkt noch weiter erörtert haben, daß der berberische Name für den Oelbaum und seine Frucht, die Olive, in Uebereinstimmung mit dem Tat der alten Aegypter, Taz oder Tas zur Wurzel hat. Nach dem von der französ-

sischen Regierung veröffentlichten französisch-berberischen Wörterbuche nennen die Kabylen von Algerien den wildwachsenden Oelbaum Tazebboujt, Tesettha*) Ou' Zebbouj, und den gepfropften Oelbaum Tazemmourt, Tazettha^{so} Ou' Zemmour Dies sind gute Anzeichen von dem hohen Alter des Oelbaums in Afrika.«

Es ist bereits nachgewiesen worden, daß den Aegyptern nicht einfällt, den Oelbaum Tat zu nennen, der vielmehr *ôdt* heißt, meinet halben *ⲁⲓⲧ*, da Peyron (oben 215^r) ein *ⲁⲓ ⲡⲁⲓⲧ ⲑⲟⲟⲧ* *wilder Oelbaum* kennt.

Schwindet schon hierdurch die Aehnlichkeit des Berberischen mit dem Aegyptischen, so wird die Sache für den Herrn Akademiker noch hoffnungsloser dadurch, daß das T dieser berberischen Wörter nichts als BildungsBuchstabe, daß nämlich zu trennen ist:

t-azebbouj-t,
t-asettha ou'zebbouj,
t-azemmour-t,
t-asettha ou'zemmour.

Es ist vielleicht nöthig, AHanoteaus 1858 erschienenen *Essai de grammaire kabyle* zu citieren, der dem Herrn AdeCandolle ebenso zugänglich war wie mir, und wie das von ihm benutzte *dictionnaire français-berbère*. Hanoteau lehrt 17 19 20

Pour former le féminin singulier, on met un *th* devant le nom masculin et un autre à la fin. Beaucoup de noms féminins, cependant, ne se terminent pas par le *th*, les terminaisons *a* et *i* surtout sont très-fréquentes. Mais il est à remarquer que la plupart de ces noms ne caractérisant aucun sexe, n'ont pas de masculin.

Dans le nombre singulier kabyle, on doit distinguer l'idée collective du genre ou de l'espèce, comme :

azemmour l'espèce olivier greffé.
aslen le frêne.
oulmou l'orme.

Et l'idée d'individualité.

thazemmourth un olivier greffé.
thaslent[h] un frêne.
thoulmouth un orme.

*) Der Bediente des Herrn AdeCandolle hat ungenau *tesettha* beschrieben: der benutzte, 1844 auf Befehl des Kriegsministers zu Paris herausgegebene *dictionnaire français-berbère* hat 389 das Richtige. Ou' Zebbouj usw. schreibt nur Herr AdeCandolle: seine Vorlage ou'zebbouj usw.

Ich bemerke, daß Hanoteau und der Dictionnaire ت verschieden umschreiben, jener *th*, dieser *t*: ich bemerke weiter, daß Hanoteau ausdrücklich sein Hauptaugenmerk auf den Dialekt der Igaouaouen oder Zouaoua richtet, welche in Deutschland als Zuaven bekannter sind denn als Zouaoua.

Hätte Herr AdeCandolle sich ein wenig umgeschaut, so würde ihm Seite 41 des von ihm gelobten Wörterbuchs *arbre tasettha* entgegengetreten sein: sein *Tas* ist noch erheblich vergnüglicher als sein *Taz*. Hätte Herr AdeCandolle sich die Zeit genommen, seine Seite 355 noch einmal zu überlesen, bevor er sie dem Setzer in die Hände gab, so würde er aus seinem eigenen Manuscripte gelernt haben, daß

»die Araber von Algerien Zenboudje für den wildwachsenden Oelbaum sagen«,

und

»die Andalusier den wildwachsenden Oelbaum Azebuche nennen«.

Es wäre erlaubt gewesen, das azebouj des Berberwortes, das Zenboudje der Araber Algeriens, das Azebuche der Andalusier (die Berbern genug in ihrem Lande gehabt haben) für eine und dieselbe Vokabel zu halten. Herr AdeCandolle mußte wissen, daß *j* der Franzosen = *ž*, *dj* der Franzosen = *ğ*, und *ch* der Spanier = *č* ist: er verstand doch auszusprechen was er schrieb, und konnte über die Verwandtschaft von *ž* *ğ* *č* kaum im Zweifel sein. RDozys Gesinnungen empfahlen ihn der französischen Schweiz gewis: Dozys Ausgabe von Engelmanns glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'Arabe (1869) hätte zu Rathe gezogen werden können: sie lehrt 32, daß spanisches *acebuche*, portugiesisches *azambujo* arabisches *زنبوچه* ist, das dann RDozy in einer Anmerkung unter Benutzung des auch von Herrn AdeCandolle eingesehenen dictionnaire français-berbère für das berberische *t-azebbouj-t* erklärt (die Trennungsstriche gebe ich dazu). Obwohl Herr AdeCandolle als Historiker keine Neigung zeigt, die Quellen aufzusuchen, will ich ihm doch den Weg zu dem Wasser weisen, an welchem er trinken konnte: Pedro de Alcala 108² 21 meines Neudrucks. Er sehe RDozys Supplément 1 605², mehr aber noch ein ihn sehr nahe angehendes Werk, des braven, bescheidenen J-JClément-Mullet livre de l'agriculture d'Ibn-al-Awam, Paris 1864, 1 215 [= Banqueris libro de agricultura, Madrid 1802, 1 234] (welche Stelle auch dem Herrn Engelmann gute Dienste geleistet haben würde).

Nun geht mein Elend an: denn jetzt spreche ich — zitternd vor dem Zorne eines Gerechten, der nur sieht was vor Augen ist — eine Vermuthung aus. Der gepfropfte Oelbaum *t-azemmour-t*

wird uns eine punische Wurzel זמר offenbaren, woher זמר* . Daß זמר aus einer Semitischen Sprache, aber nicht aus dem Arabischen, stammt, dürfte für Unbefangene keinem Zweifel unterliegen. Ich bitte aber, sich das irgendwo „bestätigen“ zu lassen. Habe ich Recht, so ist der Oelbaum in NordAfrica, wo er in wildem Zustande angetroffen werden mag, erst durch die Punier kultiviert worden.

Mein Ergebnis: Castanea (vesca) trägt einen éranischen Namen, und ist zu einer Zeit, deren sich die Alten noch entsannen, über Lydien nach Griechenland gekommen. Der Oelbaum stammt von der Südküste KleinAsiens, ebenfalls aus éranischem Gebiete, ist von da sowohl zu den Chananäern wie zu den Aegyptiern, von ersteren nach Carthago gelangt: die Punier haben die Kunst der Veredelung des wilden Oelbaums den Numidiern gelehrt. Der Name ελαιον ist den Griechen von Stammverwandten der Armenier zugeführt worden. Die Kultur des Oelbaums ist nach Fenestella in Italien nicht älter das siebente Jahrhundert vor Christo.

Zum Schlusse mache ich darauf aufmerksam, daß die bei den Israeliten und Juden umlaufende Fluthsage den Oelbaum nach Armenien setzt, da die aus der gestrandeten Arche Noes ausgesandte Taube doch wohl das berühmte „Oelblatt“ — schreibe: Oelbaumblatt — aus keiner anderen Landschaft als אררט, dem Lande der Αλαρόδιοι (diese Identificierung gehört HKiepert), geholt hat. Auch die Taube ist vermuthlich eine Eranierin: וַיָּבֵא יוֹנָתַן.

5.

Der Titel des Patriarchen Ioseph.

In der Genesis 41⁴⁵ wird erzählt, wie der König von Aegypten den keuschen, weisen und brauchbaren Ioseph „charakterisiert“ hat. Der Titel צִפְנָת פַּעֲנָה = Ψονθομφανήχ & ist bisher ein Räthsel gewesen, an dessen Lösung sich nicht wenige Gelehrte versucht haben. Mir stand früher nur Eines fest: daß in פַּעֲנָה peneq oder πανωq enthalten sei: moderne*) Juden schreiben פ für e, den Griechen liefert פ ihr o.

Unter dem 31 December 1887 theilte mir mein Schüler Georg Steindorff mit, צִפְנָת פַּעֲנָה sei ε ε πογιτε εσωνε *Es spricht Gott und er lebt.* Wo ich das *und* zu streichen bitte.

*) Ich mache auf das von ENestle entzifferte Alphabet am Hochaltare der KiliansKirche in Heilbronn aufmerksam: Lübke, Geschichte der Plastik 536 ff.

Steindorff schrieb mir damals:

Die Erklärung liegt sehr nahe: es ist, wenn auch in anderer Zusammensetzung, einer der häufigsten aegyptischen Eigennamen Die LXX haben den Namen schon nicht mehr verstanden Ich will meine Erklärung in Stades Zeitschrift veröffentlichen; auch zeitlich ist sie interessant, da der aegyptische Name erst im achten Jahrhundert gebräuchlich wird.

Ich erwiderte meinem jungen Freunde unter dem 1 Januar 1888: Ihre Erklärung ist gewis richtig, und das Datum sehr von Belang. Es stimmt zu der Zeitbestimmung der Urkunde, die ich im Kolleg vortrage. Der Name ist wohl in Aegypten aus religiösen Gründen einmal Mode gewesen Können Sie nachweisen, wann der Name aufhört gebraucht zu werden, so wäre das noch wichtiger, da wir Theologen dann auch einen Terminus ad quem erhielten. Versuchen Sie doch auch zu ermitteln, warum gerade diese Formel in die Mode kam. Dieselbe hat doch eine ratio essendi in Zeitanschauungen. Die Laute stimmen prächtig.

Heute (am 25 April 1889) erhalte ich von GSteindorff einen Ausschnitt aus der Zeitschrift für aegyptische Sprache und Alterthumskunde, in dem das 1887 Entdeckte etwas weiter ausgeführt ist: ich darf nunmehr öffentlich von GSteindorffs wichtigem Funde reden. Ich habe zur Form nur die Eine Bemerkung, daß η sowohl π als φ ist, und frage an, ob statt $\eta\eta\sigma\gamma\tau\epsilon$ das nordAegyptische $\phi\eta\sigma\gamma\tau$ gesetzt werden muß: Herodot hörte (*πίρωμις ἐκ πιρώμιος*) nord-, nicht südAegyptisch. φ muß in alter Zeit η sein, פֶּעֶנַח = $\epsilon\varphi\omega\eta\zeta$ ist wegen des σ jung. Ich merke an, daß um 680 η auch zwischen Vokalen noch ein schlichtes t ist.

GSteindorff berichtet im Drucke:

Eigennamen der besprochenen Form vermag ich zuerst im Anfange der xxii Dynastie

also bald nach Salomon, unter den Bubastiten

nachzuweisen, häufig werden sie erst in saitischer Zeit

also unter Psammetich I und Necho II.

Da auch die Namen Ns-nt

= אַסְנַת, von der Neith, dem verschleierten Bilde in Sais, benannt und Petepre'

פּוּטִיפָרֵס, hier muß Steindorff meine Genesis 172^e berücksichtigen, wo er eine südAegyptische Form als Variante der nordAegyptischen antreffen wird: beiläufig gesagt, ist Πεντεφαρη Πεντεφαρη für mich verständlicher als פּוּטִיפָרֵס, der Putipharus der Vulgata. GStein-

dorffius et AErmanus viderint ne quid detrimenti capiat theologia. derselben Epoche angehören, so haben wir in ihnen ein überaus wichtiges Hilfsmittel zur Datirung von Genesis 41⁴⁵, wie des

ersten

Elohisten überhaupt.

Wer meine Grundanschauung über אֱלֹהִים und יְהוָה kennt, wie ich sie seit 1874 (Psalterium iuxta Hebraeos Hieronymi), nicht einmal für Diebe nutzbar, oft vorgetragen habe, weiß, daß ich Elohim-Urkunden — ich nehme Pentateuch, Psalter, Iob, wodurch ich mich von den Facultätstheologen unterscheide, stets zusammen, — daß ich Elohim-Urkunden stets entweder in eine Zeit versetze, in welcher man von Erfüllung der Verheißungen nichts spürte, oder aber in die Tage der Entstehung des Pharisaeismus. Die Möglichkeit, Elohim-Urkunden frisch zu schreiben, beginnt deshalb meines Erachtens mit der Vernichtung des Reiches Iosephs. Der erste Elohist schrieb mithin nach dieser Vernichtung: wie lange nachher, ist hier nicht zu erörtern¹⁾, doch muß ich auf zwei Thatsachen aufmerksam machen.

In Aegypten erscheint in Eigennamen der von GSteindorff besprochenen Art nicht θεογονε *der Gott*, sondern irgend ein Eigenname eines Gottes: beispielshalber heißt es *Es sagt Osiris Er lebt*. Ein solcher Eigenname konnte einem Israeliten — ich suche den ersten Elohisten, darin auch mit Herrn Dillmann in Uebereinstimmung, im Nordreiche — im Titel seines verehrten Ioseph nicht passen. Die Einsetzung des θεογονε ist also eine willkürliche: sie kann nur von Jemandem gemacht sein, der Aegyptisch verstand: daß dieser Mensch schon theoretisch-monotheistisch empfand wie seine Nachfahren heut zu Tage, ist für die Geschichte des Israelitismus interessant. „Von den ägyptischen Dingen hat er die besten Kenntnisse“, rühmt Herr Dillmann dem Manne nach, der in Genesis 45 redet. Dieser Mann weiß nichts von dem albernen, von mir in den Symmicta I 117²⁷ ff. — zu Niemandes Nutzen — besprochenen und erklärten Wahne des jüngeren Elohisten (Genesis 17), daß die Beschneidung ein Unterscheidungsmerkmal des ausgesuchten Volkes sei: wer Aegypten kannte, wußte, daß jeder Aegypter beschnitten war, mithin in der Behandlung seines Gliedes der Israelit

1) Als vernichtet habe ich das Reich Iosephs von der Zeit an betrachtet, in welcher Achaz (Regn. δ 16₁₀) als Vasall Assyriens in Damascus — sagen wir, dem Erfurt WestAsiens — vor dem Heerführer des Königs von Ninive erschien, und in welcher zum ersten Male aus Ioseph deportiert wurde. Der äußerliche Fall Iosephs erfolgte bekanntlich 709.

— gerade durch das »BundesZeichen« — sich vom Aegypter *nicht* unterschied.

Zweitens: in Sais, dem Hauptorte derjenigen Dynastie, unter welcher die hier in Rede stehende Namensgruppe am häufigsten erscheint, wurde vor anderen Gottheiten die Neit verehrt. Ns-nt = נְסַנְת *der Neit gehörig* ist ebenso wie Petep \hat{r} ê [oder Petephrê] *das Geschenk[?] des Sonnengottes* ein Eigenname der Zeit des Psammetich I und des Necho II, und dem ersten Elohisten aus demselben Grunde geläufig, aus welchem er den Titel זֶפְנֵי הַיָּמִים an Ioseph vergeben werden läßt: er war ein Zeitgenosse der zweiten Saiten-Dynastie, und muß das Aegypten dieser Dynastie gekannt haben. Er ist mithin nicht, wie ich lange gelehrt habe, jünger als 729 oder 709, aber nicht viel jünger, sondern er gehört in das siebente Jahrhundert. Neit und die Sonne galten dem älteren Elohisten wohl als diejenigen Gottheiten der Aegypter, deren Diener noch am ersten werth waren, mit einem Ioseph in Verwandtschaft zu treten.

נְסַנְת = נסנת = φνοπτ des Namens זֶפְנֵי הַיָּמִים ist הַיָּמִים , also genau das, was dem Sprachgebrauche, weil dem Empfinden, des „Elohisten“ entsprach. Meine Orientalia 1 104.

Die Absicht des Jahwisten war die, seinem sündigen Volke einen Spiegel der Art vorzuhalten, wie ihn Stephanus in der Apostelgeschichte den Juden weist. Das Reich muß noch gestanden haben, als der Jahwist schrieb: denn dieser arbeitet im Sinne der besseren Prophetie. Auch der Jahwist kennt nach Ausweis des Kapitels 47 der Genesis Aegypten: hat er dem Minister Ioseph, um ihn zu tadeln oder um ihn zu loben, die KornwuchererHumanität nachgesagt, durch welche die Krone Aegyptens die alleinige Grundbesitzerin des Reichsbodens geworden sein soll? Ein socialistisches Königthum von einer nur für irgendwie „Gläubige“ unbedenklichen Art. Von der „Charakterisierung“ des Ioseph berichtet nicht der Jahwist.

21.

Noch einmal meine Ausgabe der Septuaginta.

Meine der Septuaginta gewidmeten Studien haben eine ganz außergewöhnliche Theilnahme gefunden. Diese Theilnahme besteht freilich nicht darin, daß die Exegeten des alten Testaments und sonstige „Theologen“ meine (auf meine Kosten gedruckten) für die Förderung dieser Lebensarbeit bestimmten Bücher kaufen, sondern darin, daß sie schöne Worte machen, mit denen ich den Setzer,

Drucker, Papierhändler, Buchbinder, Buchhändler in dieser nicht besten Welt leider nicht bezahlen kann.

Alle Unterstützungen — mit Ausnahme der in Berlin nicht freiwillig gegebenen, sondern von mir ertrotzten — sind mir von England gekommen: auch ganz kürzlich wieder, durch Professor RSDriver.

Es schien mir für mich selbst wünschenswerth, einige Aktenstücke zu veröffentlichen, die in Sachen PdeLagarde v. Septuaginta aufgelaufen sind.

Das erste ist ein Theil eines auf Befehl des Ministers von Mühler am 16 Juni 1870 erstatteten Berichts, das andere der vierte Bogen meiner im Januar 1885 veröffentlichten „Probe“, den ich aus hier nicht zu erörternden Gründen damals nicht mit ausgegeben habe.

Jetzt hinzu gefügte Anmerkungen sind in eckige Klammern eingeschlossen.

*Erklärung des Professor Paul de Lagarde zu Göttingen über
eine von ihm beabsichtigte Ausgabe der Septuaginta.*

Wenn ich unternehme, in thunlichster Kürze die Grundsätze darzulegen, nach welchen ich eine Ausgabe der sogenannten Septuaginta ausarbeiten würde, so verhehle ich mir nicht, daß ich eigentlich nur Dinge auseinander setze, welche sich beim heutigen Stande der Wissenschaft von selbst verstehn, da ich nur die in der griechischen, lateinischen, deutschen und in der letzten Zeit auch in der romanischen Philologie allgemein anerkannte Methode auf ein Werk richte, welchem diese Methode bisher noch nicht zu Gute gekommen ist.

Es ist klar, daß ein Gelehrter, welcher einen aus dem Alterthume überkommenen Text herausgeben will, zunächst alle, und, falls dies nicht angeht, möglichst viele, Zeugen über die Gestalt des Schriftstückes abzuhören hat, welches er kritisch zu edieren gedenkt: daß er danach die Aussagen seiner Zeugen nach Gruppen ordnen wird: daß er drittens alle die Punkte, in welchen die ältesten Zeugengruppen unabhängig von einander übereinstimmen, für dem ältesten uns erreichbaren Texte seines Autors angehörig halten muß: daß er viertens Jedem, der es sich zutraut, dann überlassen darf, ob er den so gewonnenen Text für den ursprünglichen des Verfassers ansehen, oder aus wissenschaftlichen Gründen, welche er darzulegen haben wird, an einzelnen oder vielen Stellen ändern will.

Die Zeugen, welche für die Septuaginta abzuhören sind, zerfallen in drei Klassen. Es sind:

- a. Handschriften zu vergleichen,
- b. ausdrückliche oder beiläufige Citate von Kirchenvätern zu sammeln,

und

- c. die kirchlichen Uebersetzungen des höheren christlichen Alterthumes, so wie einige in etwas späterer Zeit, namentlich von Syrern, zu wissenschaftlichen Zwecken unternommene Versionen zu kollationieren.

Dieses Zeugenverhör vollständig vorzunehmen, übersteigt Eines Menschen Kraft durchaus. Denn wir haben in Europa (falls man Rußland zu Europa zählen will, und Griechenland als in dieser Hinsicht nicht durchforscht außer Ansatz läßt) etwa vierhundert bis fünfhundert Handschriften von größeren oder kleineren Theilen der Septuaginta. Wir haben mit Ausnahme der von mir 1862 herausgegebenen apostolischen Konstitutionen keinen einzigen patristischen Text, der den kritischen Apparat in leidlicher Vollständigkeit bei sich hätte: wir haben nur wenig patristische Texte, die sich in einem erträglich zuverlässigen Zustande befinden, und gerade die wichtigsten Väter (ich nenne nur Origenes, Cyrill von Alexandrien, Theodoret, Hieronymus, und Augustinus) haben das kurzathmige Geschlecht der letzten funfzig Jahre durch den Umfang ihrer Schriften von jeder ernstlichen Arbeit an ihnen zurückgeschreckt. Woraus folgt, daß, wer Kirchenvätercitate für die biblische Textkritik verwenden will, die betreffenden Kirchenväter wenigstens in den von ihm beizuziehenden Stellen mit möglichst alten Handschriften zu vergleichen hat, um gegen falsche Schlüsse aus Werken sicher zu sein, welche Unwissenheit, Nachlässigkeit und dogmatische Befangenheit in ziemlich ausgedehntem Maße gefälscht haben. Was endlich die Versionen anlangt, so kommt zwar leider die altlateinische als nur höchst unvollkommen erhalten wenig, die äthiopische als zum Theile erst im vierzehnten Jahrhunderte aus sekundären Quellen gemacht, und auch in ihren älteren Theilen sehr verderbt, und, so weit sie überhaupt herausgegeben ist, zwar grammatisch höchst korrekt, aber kritisch völlig unzuverlässig ediert, gar nicht in Betracht. Wenn Ceriani und Martin mit ihren Drucken der syrischen Texte des alten Testaments fertig sein werden, was in zwei Jahren der Fall sein soll, wird möglich sein, die syrisch-hexaplarische Version und die Uebersetzung des Jakob von Edessa auszunutzen: die armenische Uebertragung ist wohl schon jetzt verwendbar: die niederägyptische verlangt noch Collation neuer Manuskripte: die oberägyptische, eine der wichtigsten von allen, muß aus den Handschriften in Neapel, Rom und vielleicht Paris erst noch so gut wie vollständig neu abgeschrieben werden. Aber selbst angenommen, daß diese Versionen vollständig in verlässigen Abschriften oder Drucken vorlägen, so könnten sie

doch nur in der mühseligen und zeitraubenden Weise verglichen werden, welche ich in einem 1857 erschienenen, 1866 in meinen gesammelten Abhandlungen wiederholten Programme skizziert habe.

Da nun Hülfe von Anderen für das Abhören der eben genannten drei Zeugenkategorien zu erhalten mir stets schwierig geschienen hat, jetzt aber, nachdem ich die akademische Jugend wieder etwas näher kennen gelernt habe, geradezu unmöglich scheint, ich selbst aber nicht Zeit und Kraft genug habe, das Zeugenverhör allein in voller Ausdehnung anzustellen, so bleibt nichts übrig, als dasselbe entweder so zu beschränken, daß Ein Mann, dem gewisse Handlangerdienste allerdings auch dann, wenn irgend möglich, geleistet werden müssen, es bewältigen kann — und das wird nicht angehn, weil die zu treffende Auswahl entweder eine vom subjektiven Ermessen diktierte, oder eine durch die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, Dokumente zur Einsicht zu erhalten, also durch Zufälligkeiten bedingte, oder beides zugleich, also keinesfalls eine nach wissenschaftlicher Erwägung angestellte sein würde — oder aber sich bei dem vorhandenen Protokolle des ersten Verhörs bis zu einem gewissen Grade zu beruhigen. Schon 1863 habe ich die große Oxforder Ausgabe der Septuaginta als lange nicht ausreichend benutzt und bis zu einem gewissen Grade sehr brauchbar bezeichnen können. Ich habe jetzt vor — die Noth drängt dazu —, von dem kritischen Materiale auszugehen, welches in ihr in wüstem Durcheinander aufgeschichtet ist, und es in d^{er} Art zu ordnen, daß ich auf die Quellen der Lesart zunächst gar nicht aus bin, sondern nur die Lesart selbst klar hinstelle. Das Material des Variantenschatzes der Septuaginta wird damit so ziemlich vollständig gewonnen sein. Ich werde dann alle mir zugänglichen Handschriften, Väter und Versionen darauf durcharbeiten, zu sehen, welche Lesarten sie in den einzelnen Fällen bezeugen.

Ich komme zu der zweiten Aufgabe eines Herausgebers, der, die Zeugenaussagen nach Gruppen zu ordnen. Dies kann für die Septuaginta wie für das neue Testament (und nicht einmal bei diesem ist es gethan!) nur nach der großen Gliederung des kirchlich-nationalen Lebens im römischen Kaiserreiche geschehen. Es wird sich darum handeln, wenn irgend möglich, den Text Aegyptens, NordAfrikas, Galliens, Italiens, KleinAsiens, Syriens zu finden, nicht in der Meinung, daß jene Provinzen bewußt eine sogenannte Recension der Septuaginta einer anderen vorgezogen, sondern weil die Gewöhnung der kirchlichen Lesung und der Zwang, aus den zur Hand befindlichen Exemplaren die nöthigen neuen Abschriften zu machen, den Text der einzelnen Provinzen leidlich

konstant erhielt. Ich werde zu diesen Gruppen die ältere der hellenischen Synagogen fügen, so weit diese aus Iosephus, Philo und einer Anzahl kleinerer, meist fragmentarischer Texte erkennbar ist. Von wesentlichem Nutzen für diesen Theil der Untersuchung werden mir die Citatenregister zu Kirchenvätern sein, welche ich mit Hülfe meiner Frau ausgearbeitet, zum Theile (wie zu Augustin und Origenes) ganz und gar deren Güte verdanke.

Ist diese Arbeit gemacht, so läßt sich ganz im Sinne RBentleys, IABengels und KLachmanns aus der Uebereinstimmung abendländischer und morgenländischer Zeugnisse schließen, daß an allen den Stellen, wo eine solche Statt hat, der Text nahezu eben so alt ist, wie die Entstehung der christlichen Kirche: und durch die hellenistischen Juden, so weit deren Aussagen überhaupt reichen, gelangen wir dann noch etwa funfzig bis hundert Jahre weiter aufwärts.

Es wäre schon sehr viel erreicht, wenn man den bisher geschilderten Weg bis zu Ende gegangen wäre, d. h., wenn man aus dem Consensus der ältesten Kirchen den Text der apostolischen Zeit, wenn man aus dem Consensus dieses apostolischen Textes mit dem von Iosephus und Philo gebrauchten der hellenistischen Synagogen die Gestalt der Septuaginta gewonnen hätte, welche etwa unter Tiberius die herrschende gewesen, und wenn unter das so gewonnene Wortgefüge die Varianten der verschiedenen Zeugen-
gruppen in sauberer Ordnung unter sorgfältiger Angabe der kritischen Gewähr gesetzt würden. Aber es bleibt noch ein viertes Geschäft übrig. Der so gewonnene Text ist nichts weniger als fehlerfrei, aber doch nicht so verderbt, daß nicht ein der griechischen Sprache und des hebräischen Originals hinlänglich Kundiger und für Konjekuralkritik begabter Gelehrter eine ganze Reihe zum Theil recht grober Fehler aus ihm entfernen könnte.

Bisher habe ich nur die allgemein geltende philologische Methode auf die Septuaginta angewandt, jetzt komme ich zu einem Punkte, der sich nicht aus der allgemeinen Methode, sondern nur aus den konkreten Verhältnissen gerade der Septuaginta beurtheilen läßt. Die Varianten nämlich, welche sich in den christlichen Handschriften der Septuaginta finden, sind von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit. Neun Zehntel derselben sind gar nicht durch die Nachlässigkeit und Dummheit von Abschreibern hervorgerufene Entstellungen des ursprünglichen Wortgefüges, sondern absichtliche Korrekturen der Septuaginta nach einer unserem jetzigen masoretischen Texte ziemlich nahe stehenden Recension des hebräischen Textes. Es liegt die Vermuthung nicht ferne, daß diese sogenann-

ten Varianten alle in den späteren griechischen Uebersetzungen des alten Testaments ihren Ursprung haben, welche uns leider ja nur sehr bruchstückweise bekannt sind: von einer nicht geringen Anzahl dieser Varianten läßt sich ein solcher Ursprung urkundlich nachweisen. Um es kurz zu sagen: der Werth der Septuaginta liegt in ihren Abweichungen von dem jetzt geltenden, gewis pharisäischen Texte, der Werth des kritischen Apparates zu ihr in den Uebereinstimmungen mit demselben: vergleiche meine Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien 1863, meine Materialien zur Geschichte und Kritik des Pentateuchs 1867 I xi xij. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit, alle Ueberreste der späteren griechischen Uebersetzungen, natürlich in möglichst berichtiger Gestalt und unter sorgfältiger Angabe des Fundorts, in den Apparat zur Septuaginta aufzunehmen. Mir wenigstens scheint es unvernünftig, unter den Text der Septuaginta Lesarten zu setzen, von denen ich weiß, daß sie aus späteren griechischen Versionen des alten Testaments stammen, andere aber, von denen ich weiß, daß sie eben daher stammen, nicht darunter zu setzen, nur weil sie zufälliger Weise in den bisher uns zugänglichen Handschriften nicht im biblischen Texte, sondern irgend wo und wie am Rande sich gefunden haben. Eine Ausgabe der Septuaginta ohne vollständige Aufnahme des sogenannten hexaplarischen Materials halte ich für unwissenschaftlich. Ich kann meine Ueberzeugung nur dahin aussprechen, daß wir gar nicht verschiedene Recensionen des Septuagintatextes haben, sondern daß uns nur Eine allerdings ziemlich verderbte Gestalt dieser wichtigen Version erhalten ist, welche nur nach den in verschiedenen Gegenden verschieden vorgenommenen Korrekturen aus dem pharisäischen, übrigens selbst erst nach Hieronymus[*]) in die heutige Gestalt gebrachten Urtexte ein verändertes Ansehen erhalten hat.

Ich fasse mich zusammen:

Ich habe vor, den auf dem angegebenen Wege gewonnenen Text der Septuaginta, welcher, die überhaupt erst später übersetzten Stücke ausgenommen, ungefähr mit dem Kaiser Tiberius gleichalterig sein wird, unter konjekturaler Emendation der Stellen, welche sicher emendiert werden können, mit einem vollständigen Apparate zu begleiten, der nicht allein die sogenannten Lesarten der Septuaginta, sondern das ganze hexaplarische Material in möglichst sauberer Sichtung und unter genauer Angabe, wann und wo eine Lesart verbreitet oder auch nur bekannt ist, zusam-

[*] Mittheilungen 2 50/51.]

menstellt. Nach Beendigung dieser Arbeit läßt sich leicht eine Handausgabe drucken, welche den Text allein ohne jeden Kommentar geben würde.

Ausdrücklich muß ich mir aber vorbehalten, falls der kritische Apparat zu sehr anwachsen sollte, ihn in drei Oktavbänden vorweg zu liefern, und den hergestellten Text erst nach Beendigung jener kritischen Sammlung drucken zu lassen. Welchen der beiden Wege ich einschlagen will, muß lediglich meinem eigenen Ermessen anheim gestellt bleiben. [*]

Vierter Bogen der im Januar 1885 ausgegebenen Probe einer neuen Ausgabe der lateinischen Übersetzungen des alten Testaments vorgelegt von Paul de Lagarde.

Dieser vierte Bogen ist am 13. Januar 1885 gedruckt worden, vierzehn und ein halbes Jahr nach dem so eben mitgetheilten Berichte.

In meinen *Symmicta* 2 138—148 habe ich über meine Septuagintastudien berichtet, was zu anfang des Jahres 1880 über dieselben zu berichten war. Ich bitte den auf Seite 222 stehenden Nachtrag zu dem 145, 1 Gesagten nicht zu übersehen, und habe nach Einsicht in einen am 15. März 1853 von mir geschriebenen Brief zu dem 140, 5 Geäußerten hinzuzufügen, daß ich die syrisch-hexaplarischen Handschriften Londons 1853 nicht nur darum verschmäht habe, weil sie unvollständig waren, sondern auch, weil O'Tullberg sie bereits in der Absicht sie herauszugeben, kopiert hatte.

Meine im Januar 1882 veröffentlichte »Ankündigung einer neuen Ausgabe der griechischen Übersetzung des alten Testaments« erzählt was seit 1880 mir an Liebe und Leid widerfahren ist. Über dieses, wenn ich mich nicht täusche, nach mehr als einer Seite hin wichtige Heft, in welchem auch ein reichlich Teil Politik steht, hat Herr Hollenberg in der theologischen Literaturzeitung vom 8. April 1882, Herr Nestle im literarischen Centralblatt vom 13. Mai 1882, Herr Oort in der Leidener theologischen Zeitschrift 1882, 285—301 ausführlicher, Herr Siegfried in seinem Jahresberichte für 1882 kürzer geredet, so daß die Machthaber sich nicht damit entschuldigen dürfen, sie seien über die Bedeutung meiner Studien nicht unterrichtet worden: die vier mir persönlich unbekanntem Herren, welche

[*] Vergleiche meine gesammelten Abhandlungen 85—119, Ostern 1857, so wie die Vorrede zu meiner Ausgabe der griechischen Genesis, April 1868.]

ich genannt, dienen in ganz verschiedenen heeren, so daß ihre übereinstimmung etwas beweist.

Die pars prior Lucians erschien im August 1883: am 19 September 1884 äußerte sich Herman Strack in dem theologischen literaturblatte über sie, und gelegentlich erwähnten sie die herren von Gebhardt, Siegfried, Zoekler. in die korrektur dieses bogens kann ich noch die nachricht einfügen, daß am 17 December 1884 herr Siegfried in der protestantischen kirchenzeitung sich zu gunsten meiner arbeit an die deutschen theologen gewendet hat. sonst herrschte in Deutschland über dieses buch, über Harizi, meine »mitteilungen« und Pedro de Alcala das tiefste schweigen.

Da mir die wissenschaft am herzen liegt und ich von einem ernsthaften studium gerade der theologie, der königin der wissenschaften, auch für mein vaterland die segensreichsten folgen erwarte, habe ich, von vorne herein gewis, daß die dinge sich in den gelehrten kreisen so entwickeln würden, wie sie sich nachmals entwickelt haben, unter dem 2 Oktober 1883 an des kaisers majestät folgendes gesuch gerichtet:

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser,
gnädigster Kaiser, König und Herr!

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät hat in den ersten Apriltagen des Jahres 1865 aus den Händen des durch meinen väterlichen Freund, den General der Infanterie von Brandt, für mich interessierten Flügeladjutanten Strubberg ein Gesuch entgegengenommen, welches durch die Gnade Eurer Majestät für mein Leben die wichtigsten Folgen gehabt hat: auf Befehl Eurer Majestät bin ich 1866 von meinem Schulamte entbunden, und 1869 zum Ordinarius an der Göttinger Universität ernannt worden.

Mit allen Kräften habe ich mich bestrebt, der allerhöchsten, 1852 durch Eurer Majestät in Gott ruhenden Herrn Bruder, 1865 durch Eure Majestät selbst mir erzeugten Gnade würdig zu sein, und ich habe nicht allein meine Amtspflichten zu erfüllen mich bemüht, nicht allein auf meinem eigentlichen Arbeitsgebiete, der Kritik des Bibeltexes und der eng mit dieser zusammenhangenden Patristik, sondern auch sonst geschafft was ich konnte: das Verzeichnis meiner zum weitaus größten Theile auf meine eigenen Kosten in zehn verschiedenen Sprachen veröffentlichten, auf zwei weitere Sprachen sich beziehenden Publikationen ist deß Zeuge.

Das, worauf ich vorzugsweise aus war, als ich mich dem Throne Eurer Majestät im Jahre 1865 nahte, die an sich sehr wohl zu bewirkende Herstellung des echten Textes der alten griechischen Uebersetzung des alten Testaments, hat mir in Folge nicht

vorherzusehender Geschicke, der hin und wieder sogar geflissentlichen Hinderung meiner Studien, des weitgehenden Mangels an Theilnahme für diese schweren und folgenreichen Untersuchungen nicht gelingen können: einen ersten und als solcher wesentlichen Schritt habe ich, Dank der ohne mein Nachsuchen angebotenen und darum annehmbar gewesenen Hülfe englischer Gönner, welche mir zur Vergleichung der nöthigsten Handschriften nach Rom zu reisen ermöglichten, schließlich dennoch gethan.

Mit Rücksicht auf die mir 1865 bewiesene allerhöchste Gnade bitte ich um die Erlaubnis, Eurer Majestät unterthänigst den Band überreichen zu dürfen, in welchem wenigstens für die Hälfte des alten Testaments zum ersten Male nicht eine einzelne, mehr oder weniger willkürlich herausgegriffene Handschrift der werthvollen Version, sondern Eine der drei amtlich anerkannten Gestalten derselben vorgelegt wird: was ich biete, ist — im Großen und Ganzen sicher, im Einzelnen noch gar sehr weiterer Forschung bedürftig — die in den nachmaligen Patriarchaten von Antiochia und Konstantinopel seit etwa dem Jahre 300 nach Christus geltende Ausgabe. Als eine ganz besondere Freude empfinde ich es, dem ersten deutschen Kaiser sagen zu können, daß mein Text der ist, welchen der Erste, der das alte Testament in einen deutschen Dialekt übersetzte, der gothische Bischof Ulfilas, seiner Uebertragung zu Grunde gelegt hat. Daß der von mir hergestellte Text auch der von allen slavischen Kirchen anerkannte sei, ist zur Zeit nur noch eine Vermuthung, welche zur Gewisheit zu erheben mir vorläufig die Hilfsmittel fehlen.

Leider sehe ich mich gezwungen, an die Bitte, das beiliegende Exemplar annehmen zu wollen, die andere zu knüpfen, es wolle Eurer Majestät zu befehlen gefallen, daß für die Bibliotheken der preußischen Gymnasien Exemplare meines Werkes angekauft werden. An jedem Gymnasium müssen die Lehrer der Religion und des Hebräischen eigentlich in der Lage sein mein Buch zu brauchen, und von Rechts wegen müßten sie es neben den bisher umlaufenden Ausgaben täglich benutzen. Es ist unumgänglich nöthig, für die Theologie mehr Arbeiter zur Stelle zu schaffen: am ehesten werden solche Arbeiter unter den Gymnasiallehrern zu finden sein, wenn diese einmal ernstlich daran erinnert werden, wie viel Segen und Ehre durch ernste theologische Arbeit gewonnen werden kann: es ist auf dem Gebiete der Theologie noch geradezu Alles zu thun.

Auch darf ich hervorheben, daß die Erwerbung einer Anzahl Exemplare durch die Regierung mich der doch von vorne

herein durchaus nicht ausgeschlossenen, unzweifelhaft nach allen Seiten hin höchst unerwünschten Nöthigung auf jeden Fall entheben wird, wenn die Kosten meines Drucks nicht einmal in dem in Aussicht genommenen Umfange durch freihändigen Ankauf gedeckt würden, die Hülfe der in meiner Vorrede genannten englischen Gönner anzunehmen, an deren Spitze im Jahre 1880 ein damals in Cambridge Theologie studierender Sohn des Grafen von Kintore, Jon Keith-Falconer, persönlich noch heute mit mir nicht bekannt, nur auf meine Schriften und meine Lebensschicksale hin mir im Namen seiner Freunde zuerst eine Gehaltszulage anbieten, und nachdem ich diese als dem Decorum widersprechend abgelehnt hatte, zweimal die für wissenschaftliche Reisen nach Italien nöthigen Summen schicken ließ.

Ich habe unter großen Opfern meine zahlreichen Urkunden zum Drucke gebracht, aber die Theologie, welche ich seit dreißig Jahren und länger mich bestrebe als eine Unterabtheilung der Geschichtswissenschaft erkennen zu lassen, die, völlig objectiv, mit den Mitteln der aller Orten geltenden Methode arbeitend, jede erwiesene Thatsache anerkennt und einreihet, die, keiner Partei Magd und niemals von der Politik Weisungen annehmend, vor allem an die Wahrheit und deren Unschädlichkeit und Nutzen, wie an die von Gott geordnete, von uns nur zu findende Harmonie aller ihrer Facta glaubt, sie ist nirgends zur Geltung gekommen.

Ohne König Friedrich Wilhelm des vierten Theilnahme für den durch Fürsprecher der verschiedensten Richtung — Bunsen, Humboldt, Radowitz, Gerlach — empfohlenen Anfänger würde ich 1852 und 1853 die syrischen Documente nicht haben sammeln können, welche den Anstoß zu einer Neubelebung der syrischen Philologie und mittelbar auch der griechischen Patristik gegeben haben, ohne Eurer Majestät Eingreifen in das Leben des ungerecht zurückgesetzten Mannes 1865 nicht in eine mehr Arbeit ermöglichende Lage gekommen sein: ohne Eurer Majestät ausdrücklichen Befehl werde ich auch heute mein Buch nicht an die Gelehrten bringen, an welche es kommen muß, wenn die so dringend nöthigen Herzen und Hände für das brach liegende Feld der Theologie gewonnen werden sollen: denn ich ziehe meine Straße, weil ich nur der Sache, nie irgend einer Faction diene, fast einsam, und in weiteren Kreisen weiß von mir Niemand.

Für die Monumenta Germaniae, die griechischen und lateinischen Inschriften, Tabaris arabische Annalen, das ägyptische Totenbuch sind große Summen und viele Kräfte verfügbar: ich

rode seit einem Menschenalter in einem Walde, in den mir ja einige der Besten, aber viel zu Wenige gefolgt sind, als daß ich nicht versuchen sollte, weitere Arbeiter für ein Gebiet zu gewinnen, das mit hundertfältiger Frucht lohnen wird, und auf dem selbst zu schaffen ich in nicht langer Frist aufhören muß.

In tiefster Ehrfurcht ersterbe ich,
 allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser,
 gnädigster Kaiser, König und Herr,

Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät unterthänigster
 Goettingen den 2 Oktober 1883. Paul de Lagarde.

Darauf ist unter dem 20 Februar 1884 — also nach sorgfältiger prüfung und überlegung — folgender bescheid an mich abgelassen worden:

J. N^o U I 3794 U II. Berlin, den 20ten Februar 1884.

Ew. Hochwohlgeboren benachrichtige ich auf die an Seine Majestät den Kaiser und König gerichtete und auf Allerhöchsten Befehl zur Prüfung und weiteren Veranlassung an mich abgegebene Immediatvorstellung vom 2. Oktober v. Js., daß ich beschlossen habe, von Ihrem Werke: »*Librorum Veteris Testamenti Canonicorum*« neun Exemplare behufs Ueberweisung an die evangelisch-theologischen Seminare der preußischen Universitäten käuflich zu erwerben.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren diese Mittheilung mache, bedauere ich, daß Ihrem weiteren Antrage wegen Ankaufs des Werkes für die Gymnasial-Bibliotheken diesseits nicht entsprochen werden kann, da die Ergänzung der genannten Bibliotheken als zur Kompetenz der einzelnen Gymnasien gehörig behandelt wird.

vGoßler.

hierauf[*]) ist zu bemerken, daß die eingabe nicht erbeten hatte,

[*]) *Ich wiederhole hier ein fliegendes Blatt, das ursprünglich im ersten Bande meiner Mittheilungen 242 243 gedruckt werden sollte, aber einzeln in die Welt ausgesandt worden ist.*

Die pars prior der LXX Lucians ed. P. de Lagarde betreffend.

Goettingen 9 Mai 1884.

Da es 1865 der könig von Preußen gewesen war, welcher gegen den willen des mir damals vorgeordneten ministerialrats sich meiner studien erbarmt hatte, hielt ich zu anfang October 1883 für geboten, seiner majestät ein exemplar der pars prior Lucians einzusenden. ich knüpfte an die einsendung die bitte, um mir die vielleicht an mich herantretende nötigung zu ersparen, weiterhin die beihülfe des auslandes anzunehmen, welche ich im gesamtetrage von 200 R anzunehmen bereits gezwungen gewesen sei, und um die an den gymnasien als lehrer der religion angestellten männer, gewis nicht zum schaden des vaterlandes, zur mitarbeit an dem so schlimm daniederliegenden und völlig unerläßlichen studium der

seine majestät möge den gymnasien die anschaffung meines buches befehlen, sondern, Sie möge jedem der 210 gymnasien (unter einem

theologie heranzuziehen, für die lehrerbibliotheken der preußischen gymnasien exemplare meines buchs anzukaufen. es würde die gewärung der bitte eine auslage von 210 mal 14 oder 2940 mark, noch nicht 150 £, bedungen haben. diese bitte war aus gutem grunde (ankündigung 25) an den könig, nicht an die regierung, gerichtet: der könig steht über den parteien, und als herr über den ministerien: des königs sohn wird die jetzt geltende theologie verschwinden, des königs enkel eine wirkliche theologie erwachsen sehen, welche mir danken, und dem könige Wilhelm es nicht vergessen wird, daß er 1865 sich meiner so angenommen hat wie er getan.

unter dem 20 Februar 1884, U I 3794 U II, hat der minister von Goßler, welchem mein gesuch zur bescheidung überantwortet worden war, mir eröffnet, daß er »beschlossen habe, neun exemplare [der pars prior Lucians] behufs überweisung an die evangelisch theologischen seminare der preußischen universitäten käuflich zu erwerben«. für die bibliotheken der gymnasien das werk anzuschaffen sei »zu seinem bedauern« unmöglich, »da die ergänzung der genannten bibliotheken als zur kompetenz der einzelnen gymnasien gehörig behandelt wird«. geschenke erhalten diese unbeschadet dieser rücksicht, wie ich als gewesener bibliothekar des Werderschen gymnasiums weiß, wie auch die programme ausweisen: ich selbst habe durch das ministerium und direkt für gegen 10000 mark meiner publikationen diesen bibliotheken zugewandt, und die amtlichen dankschreiben — unnütze höflichkeit, denn kein lehrer hat je meine bücher gelesen, und ich verlor durch meine gabe nichts als die frachtspesen — zeigten, daß niemand ein bedenken gegen die verabfolgung von solchen geschenken hegte. die Dieterichsche buchhandlung zu Göttingen liefert jährlich dem minister auf dessen rechnung zehn exemplare des Philologus, welche dieser an zehn gymnasien weiter gibt.

bis heute — 9 Mai 1884 — ist allerdings bei meiner commissionsbuchhandlung eine auf neun exemplare der pars prior lautende bestellung aus Berlin noch nicht eingegangen, doch bin ich über die aussicht, neun mal vierzehn (je sechs mark vom exemplare bekommt der buchhandel) oder 126 mark — etwa ein neunzigstel meiner seit dem November 1881 für meine drucke geleisteten baren auslagen, reisekosten nicht gerechnet — dereinst durch den staat zu empfangen, welcher für anstalten, die so wie so mein buch kaufen müßten, eintritt, so froh, daß ich gerne alles tue, meine studien so hoher und wertvoller unterstützung gemäß weiter zu führen. vielleicht helfen die in Symmicta 2, der ankündigung, der schrift aus dem deutschen gelehrtenleben behandelten fachgenossen dazu, mich vor übermut zu schützen.

möchten die folgenden blätter nicht in zu schreiendem widerspruche mit der mir verheißenen huld stehn. wenn der bergpredigt gemäß der wohlthäter die linke nicht wissen lassen darf was die rechte tut, so hat doch der empfänger des almosens die pflicht zum gegenteile, und wer meine Symmicta 2 76 gelesen, wird den durch dreißig jahre schwerer arbeit verdienten fortschritt von 30 auf 42 taler zu schätzen wissen, welcher ja freilich dadurch sich verringert, daß die pars prior drucken zu lassen erheblich mehr kostete als die herausgabe der didascalía apostolorum, und daß jene 30 gezahlt, diese 42 bisher nur in aussicht gestellt worden sind.

Paul de Lagarde.

kostenaufwande von 210 mal 14 oder 2940 mark) ein exemplar des werks zum geschenk machen heißen. geschenke erhalten die gymnasien unbeschadet jener kompetenz, wie ich als gewesener bibliothekar des Werderschen gymnasiums weiß, wie auch die programme der anstalten ausweisen: ich selbst habe durch das ministerium und direkt für gegen zehntausend mark meiner veröffentlichungen zum geschenk gemacht, one daß je jemand ein bedenken gegen die verabfolgung dieser geschenke gehegt hätte. in einzelnen fällen liegen die mir übersandten dankschreiben noch vor: zum beispiel ein erlaß U 8769 vom 7 Mai 1866, gezeichnet vMühler. »des herrn ministers excellenz« oder »das unterrichtsministerium« schenkte nach Schleusingen (programm von 1883, 228 14) Steinmeyers zeitschrift für deutsches altertum, Crelles journal für mathematik, das rheinische museum, das corpus reformatorum, Kellers deutsche schulgesezsammlung, alles in den gerade fälligen bänden, Schmidts grafen AvHohenberg: nach Quedlinburg (programm von 1883, 224 12) monumenta Germaniae, corpus reformatorum, Sallets zeitschrift für numismatik — die fälligen bände: nach Erfurt (programm von 1883, 211 23) die publikationen aus den preußischen staatsarchiven I—XV, welche auch Norden (288 11) und dem ratsgymnasium zu Osnabrück (289 11) zugewandt wurden: nach Norden (programm von 1883, 288 11) Poggendorf-Wiedemanns annalen der physik, die fälligen bände: nach Hildesheim an das Andreanum (282 12) die fortsetzung von Händels werken: an das Wilhelmsgymnasium zu Hannover (281 15) und an das Andreanum zu Hildesheim (282 12) die fortsetzung von Mozarts werken: nach Osnabrück an das ratsgymnasium (289 11) und nach Hildesheim an das Andreanum (282 12) Kellers schulgesezsammlung von 1882: nach Osnabrück an das Carolinum (290 18) die fälligen bände der monumenta Germaniae: an das realgymnasium zu Erfurt (237 31) am 19 Juni 1882 des professor Peters naturwissenschaftliche reise nach Mossambique usw usw usw. daß so etwas auch noch im spätherbste 1883 vorkam, zeigen die programme auch dieser zeit: so wurden exemplare einer neuen ausgabe von Luthers werken vom minister verschenkt. die Dieterichsche buchhandlung liefert dem unterrichtsminister jährlich auf dessen rechnung zehn exemplare des Philologus, welche an zehn gymnasien weiter gehn.

wo die schulkollegien schenken, wird in den meisten fällen der eigentliche geber ebenfalls der unterrichtsminister sein.

aber nicht allein geschenke empfangen die gymnasien, sondern es wird ihnen auch »empfohlen«, das heißt, befohlen, bestimmte bücher anzuschaffen, zum beispiel unter dem 8 Oktober 1864 des

herrn L Wiese, eines beamten des ministeriums, der sich somit selbst verbreitete, buch über das höhere schulwesen Preußens, unter dem 23 März 1865 des herrn Martus mathematische aufgaben, unter dem 26 September 1865 des herrn Troschel zeichenschule, unter dem 22 November 1865 des herrn Ludwig Hahn, eines beamten des ministeriums des innern, geschichte Friedrichs des großen (dies werk aus verständlichen gründen lieber gleich zur verwendung bei prämienvverteilungen), und so weiter.

auch »empfehlungen« ganz neuer schriften erscheinen mit der rücksicht auf die kompetenz der anstalten noch 1883 verträglich in Wilhelmshaven (293 19 20), Seehausen (229 11), Wittenberg (234 5), Naumburg (220 xiv). wann das schulkollegium zu Magdeburg und das zu Hannover empfiehlt, so empfiehlt in wahrheit der auftraggeber beider, das unterrichtsministerium zu Berlin. das wohlgefallen der vorgesezten behörden erregte Toselowskis schulhygiene, des bauinspectors Hilgers bauverwaltung in haus und hof, Fricks (des herausgebers der Halleschen probebibel) seminarium praeceptorum an den Franckeschen stiftungen.

daß die aus dem eben mitgetheilten sich ergebenden grundsätze bis in die allerneueste zeit hinein im unterrichtsministerium in geltung geblieben sind, erhellt aus folgendem, in der vossischen zeitung vom 21 December 1884 abgedruckten, unter dem 18 December an die schulkollegien aller provinzen gerichteten erlasse des herrn staatsministers von Goßler:[*]

Die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Iacob Grimm, der 4. Januar 1885, belebt zu erneuter Frische das Bild des wahrhaft deutschen Mannes, dem die Begründung der Wissenschaft von deutscher Sprache und deutschem Alterthum verdankt wird; durch die ungestörte Gemeinschaft, welche Iacob und Wilhelm Grimm zu gegenseitiger geistiger Ergänzung in treuer Eintracht während eines langen arbeitsreichen Lebens bewahrt haben, wird der Gedenktag des älteren Bruders zu einer Erinnerungsfeier der Brüder Grimm. Ich darf voraussetzen, daß die Lehrer des Deutschen in der obersten Klasse unserer höheren Schulen nicht versäumen werden, ihren zum Verständnisse gereiften Schülern die wissenschaftliche und nationale Bedeutung

[*] Es wäre interessant zu erfahren, ob die im Folgenden erwähnten Exemplare der kleinen Schriften der Brüder Grimm etwa auf Ansuchen der Verlagsbuchhandlung, Harrwitz und Goßmann, zur Vertheilung angekauft worden sind. Es wäre weiter interessant, die Geschichte dieser, jetzt nicht mehr bestehenden Verlagsbuchhandlung zuverlässig kennen zu lernen.]

der Brüder Grimm zu vergegenwärtigen und die Gesinnung dankbarer Hochachtung vor ihrer geistigen und sittlichen Größe der nachfolgenden Generation zu überliefern. Im Hinblick darauf, daß die Bibliotheken mancher unserer höheren Lehranstalten die werthvolle Sammlung der kleineren Schriften der Brüder Grimm nicht besitzen, lasse ich bei diesem Anlaß dem Königlichen Provinzial-Schulkollegium zwei Exemplare der bisher erschienenen Bände dieser Sammlung mit dem Auftrage zugehen, dieselben an zwei höhere Lehranstalten seines Amtsbereiches zu überweisen. Die Namen dieser Anstalten sind mir nachträglich anzuzeigen behufs der seiner Zeit herbeizuführenden Uebersendung der noch fehlenden Bände der Sammlung.

nachdem man dies alles erwogen hat, wolle man freundlichst den schluß des unter dem 20 Februar 1884 an mich gesandten amtlichen schreibens des herrn staatsministers von Goßler excellenz noch einmal lesen.

die seminarien der evangelisch-theologischen fakultäten der neun preußischen universitäten waren ebenso wie die professoren der exegeese des alten testaments verbunden, aus eigenen mitteln mein buch zu beschaffen. hätte der herr minister seinen beschluß ausgeführt, so würde er mir eine unterstützung von neunmal vierzehn oder 126 mark zugewandt haben: für meine ausgabe der didascalia apostolorum erhielt ich nach Symmicta 2 76 im jare 1855 dreißig taler, so daß der fortschritt — von 90 auf 126 mark — für mich allerdings unverkennbar gewesen wäre, obwol er eine erhebliche hülfe nicht gebracht hätte.

Ganz unerwarteter weise gieng noch folgendes anschreiben bei mir ein, welches eine unterschrift nicht aufweist:

U. I. N^o 1414. U. II. Berlin, den 23. August 1884.

Seine Majestät der Kaiser und König haben das von Ew. Hochwohlgeboren mit der Immediateingabe vom 2. Oktober v. Js. eingereichte Exemplar Ihres Werkes »Librorum veteris testamenti canonicorum pars prior« Huldreich anzunehmen und zu befehlen geruht, daß Ihnen dafür der Allerhöchste Dank durch mich ausgedrückt werde.

Indem ich Sie im Allerhöchsten Auftrage hiervon in Kenntniß setze, bemerke ich zugleich im Verfolg meines Erlasses vom 20. Februar d. Js. — U. I. 3794. U. II. — ergebenst, daß ich mir wegen käuflicher Erwerbung von 9 Exemplaren des qu. Werks für die evangelisch-theologischen Seminare der preußischen Universitäten weitere Mittheilung einstweilen noch vorbehalten muß.

In Vertretung:

Ω¹

Ich habe trotz' alle dem meine arbeiten an der LXX fortsetzen wollen, nur natürlich, nachdem mir ziemlich alle möglichkeit erschöpfend zu tun, von denen abgegraben worden war, welche mir die möglichkeit für diese arbeiten, wo sie nicht vorhanden gewesen wäre, zu schaffen verbunden gewesen sein würden, in den engen grenzen, in denen ich mich überhaupt noch bewegen konnte.

meine absicht war, die von mir für die sogenannte Itala gesammelten zeugnisse vorzulegen. wo die alte übersezung von Hieronymus und infolge dessen von Sixtus dem fünften und Clemens dem achten beibehalten war, diente sie als der text, dem meine sammlungen unterzulegen waren, wodurch ich den vorteil hatte, die vulgata zu kritisieren, und das verhältnis, in welchem die ausgaben von 1590 und 1592 zu einander stehn, genau darzulegen. daß ich dabei mit dem psalter anfangen mußte, war ein unglück, einmal weil bei diesem buche am wenigsten herauskam, da es variantenarm ist, zweitens weil bei ihm eine geradezu erdrückende zal von citaten vorlag. ich hätte mit dieser arbeit erstens der kritik der LXX gedient, da was die lateinischen väter des westens gelesen, aus vermutlich recht alten handschriften des ostens entnommen gewesen sein wird. ich hätte zweitens für das studium der lateinischen übersezungen des alten testaments durchaus nicht unerhebliches beigetragen: die abweichungen Augustins von Hilarius und anderen wären, wenn vollständig vorgelegt, höchst belehrend gewesen. ich hätte drittens den text der patres richtig behandeln lernen. meine ansicht über Wilhelms von Hartel Cyprian ist jetzt in meinen Symmicta 1 65—78 bequem nachzulesen: aus dem vorliegenden hefte 9 wird man ersehen, daß dieser gelehrte falsche grundsätze gehabt hat: er mußte die citate Cyprians mit einander vergleichen, und wenn ihm etwa de habitu virginum 1 und im vierten briefe psalm 2, 12 von seinen handschriften in wesentlich identischer fassung geboten wurde, daraus lernen, welche codices der testimonia Cyprians den echten text Cyprians, welche eine nach bibeln anderer provenienz korrigierte gestalt boten, da eine schrift auf jüngeren pergamenten in echterer gestalt vorliegen kann, als sie es auf älteren tut. endlich wäre durch eine liste wie ich sie vorhatte, ermöglicht worden, jedes irgendwo aus den von mir ausgezogenen vättern gemachte citat, woferne es nur eine beziehung auf das alte testament enthielte, in den werken dieser väter one zu große mühe aufzufinden: ich habe zum beispiel die liste in meinen Symmicta 1 ¹³/₁₄ mittelst meiner citatenregister über griechische väter sehr leicht aufstellen können.

was Bianchini, Martianay und andere herausgegeben haben,

schien mir längst unverwendbar: jetzt ist durch JBelsheim' und JWordsworth dem gläubigsten der beweis, wenigstens was Martianay anlangt, erbracht worden, daß auf diesen mann auch in den grenzen, in welchen man sich auf den sorgsamsten menschen allein verlassen darf, verlaß nicht ist.

das werk ist in großem quart zu drucken angefangen worden. ich habe es abbrechen (und in oktav umbrechen) lassen müssen. einmal weil ich meine kräfte der unglaublich mühseligen arbeit nicht mehr gewachsen fand: — man hat zu bedenken, in welcher*) weise ich ein mühseliges menschenalter hindurch vor stumm darein schauenden fachgenossen mishandelt worden bin, und wie ich diese behandlung in warmem herzen empfunden habe —: viermal ist jedes citat geprüft worden, nachdem es mit mühe in die richtige reihenfolge gebracht worden war. was das besagen will, wird der begreifen, welcher jetzt, nachdem alle citate in einer sachlichen ordnung sauber gedruckt vorliegen, die citate eines einzigen bogens durch nachschlagen zu kontrollieren sich die mühe gegeben haben wird. sodann weil ich jetzt nichts bewegliches mehr besize, und die kosten des druckes außerordentlich hoch, der nach dem absatz meiner anderen werke zu schätzende absatz des buches ein außerordentlich geringer werden mußte.

analoge listen für die griechischen väter mitzuteilen, was ich hätte tun können, fieng ich gar nicht erst an. sie herzustellen war in mancher beziehung schwerer als die über lateinische väter laufenden, da zum beispiel bei Frobens Basilius und den akten des concils von Ephesus die anführungen erst an den rand zu schreiben gewesen waren, nicht von diesem abgelesen werden konnten. übrigens hatte ich für diese listen schon lange jare hindurch treue, allezeit willige hülfe zur hand.

Man wird aus meiner ankündigung, dieser probe, dem ersten hefte der Orientalia und meinen andern büchern lernen, natürlich, wenn man es lernen will, daß ich nicht müßig gewesen bin. ich war es schon nicht, als ich in Berlin zum innersten behagen der mit mir befaßten »gläubigen« beamten mich mit vierzig und mehr wochenstunden unterrichtens ernährte. dem minister von Mühler, dem ich, so sehr er mich anfangs, als er noch ganz von seinen räten abhängig war, bei seite geschoben hat, stets darum ein dankbares andenken bewahren werde, weil er zugab, daß ein staatsbe-

*) Symmicta 2, ankündigung, aus dem deutschen gelehrtenleben, mittheilungen: alles zu beurteilen nach dem, was am 29 December 1734 LvMosheim (bei Rößler die gründung der universität Goettingen 175 § 4) an GAvMünchhausen schrieb,

amter dieselbe pflicht wie jeder privatmann habe, ein begangenes unrecht gut zu machen, diesem minister habe ich schon am 16 Juni 1870 den operationsplan*) für die herstellung der LXX entwickelt. man mag den einmal hervorziehen und drucken: ich weiß noch heute nichts besseres zu sagen, und alles was andere taugliches zur sache gesagt haben, ist direkt oder indirekt aus meiner niemandem geheim gehaltenen lehre geflossen.

Ueber den wert der sogenannten theologie das publikum und durch dieses die persönlich nicht sachverständigen, sondern irgend einer öffentlichen meinung folgenden unterrichtsminister aufzuklären ist nicht möglich. denn unsere presse ist ausschließlich eine parteipresse, und jede unserer politischen parteien hat kartellverbindung mit einer partei der »kirche«.

im anderen bande der Symmicta 107 habe ich aus der berliner nationalzeitung vom 2 November 1877 folgende säze eines gewissen Isidor oder Iulius Kaftan (professor in Berlin?) mitgeteilt, der frech genug, aber doch nicht völlig unumwunden, sich so äußerte: mit schwert und scheiterhaufen operiert allerdings unser zeitalter nicht mehr, um sich unbequemer geister zu entledigen. unsere verfolgungspraxis ist methodischer geworden, aber darum nicht minder empfindlich den von ihr heimgesuchten fühlbar.

*) das wesentliche meiner dem herrn von Mühler gemachten ausföhrungen ist in meiner ankündigung wiederholt worden: ich verweise auf sie. man kann jetzt in meinen »mitteilungen« 200 bis 205 nachlesen, wodurch ich gehindert worden bin, zum wiederfinden der recension des Hesychius durch eine ausgabe der çaidischen übertragung des alten testaments zu helfen: erfreulich sind die dort erzählten erlebnisse nicht.

bekanntlich berichtet Hieronymus (meine pars prior xiii), die verschiedenen Palaestina geheißenen provinzen läsen die *codices quos ab Origene elaboratos Eusebius et Pamphilus vulgauerunt*. ich will hier mitteilen, was ich für die recension an nicht genügend benutzten hilfsmitteln zu benutzen vorgehabt hatte. außer den werken des Origenes, von denen eine neue ausgabe, falls man von den fragmenten absieht, leicht herzustellen wäre und herzustellen hochnötig ist, und den reden des Cyrill von Ierusalem käme des Hieronymus übersezung des Iob in betracht, deren von Martianay herausgebener codex in Tours als 18 des katalogs Doranges noch vorhanden ist, und mit dem 1862 von GBickell besprochenen, zuerst von EGrabe eingesehenen der bodleiana 2426 verglichen werden muß. sodann habe ich die parallela rupefucaldina wiedergefunden, nach denen ich 1870 Symmicta 1 22, 21 mich sehnte: mein hülferuf ist natürlich so nuzlos verhallt, wie die anderen notschreie, über welche ich in den gesammelten abhandlungen 118 geredet. die parallela rupefucaldina, ein werk Palaestinas, liegen in des Sir Thomas Phillipps aus Middlehill nach Cheltenham gekommener bibliothek. ich habe schritte getan sie herauszugeben: ob diese schritte erfolg haben werden, weiß ich noch nicht, behalte mir aber bis auf weiteres das recht auf diese arbeit vor.

mit einer offenherzigkeit sonder gleichen hat die vossische zeitung in der ersten beilage irer nummer 269 von 13 Juni 1882 ire und irer genossinnen grundsätze [*]) in betreff des totsichweigens formuliert. ein herr Laake hatte von ihr verlangt, eine erklärung abzudrucken. sie behauptet, es sei ihr recht, diese bitte abzulehnen, und fügt hinzu:

auch des herrn Laake berufung auf den saz *audiatur et altera pars* kann uns nicht bewegen, auf unser recht zu verzichten. wenn herr Laake das nicht verstehn sollte, braucht er sich nur bei den redactionen ihm sympathischer blätter zu erkundigen, wie sie sich verhalten würden, wenn inen zugemutet werden sollte, irem standpunkte entgegengesetzten artikeln ire spalten zu öffnen: sie werden ihn belehren, daß sie sich nur zur aufname tatsächlicher berichtigungen verpflichtet fülen.

die praxis hat sich weiter dahin entwickelt, daß wenn ein mann gelobt werden soll, er von demselben freunde gelegentlich gleich in mehreren zeitschriften gelobt wird. dadurch wird dann der consensus gentium erhärtet. die goettingischen gelehrten anzeigen, ein blatt, welches allem strebertume und allem scheine so weit dies irgend möglich ist, entgegentritt, und welches darum nur einen kleinen abonentenkreis hat, sind zum beispiel am 26 Januar 1881 (seite 97), am 23 und 30 März 1881 (seite 416) folgendes zu erklären genötigt gewesen:

es wird bei den goettingischen gelehrten anzeigen als selbstverständlich betrachtet, daß wer eine schrift dahier bespricht, dieselbe nicht auch anderwärts, auch nicht »in kürzerer form« anzeigt.

[*) Dieselbe Zeitung äußerte sich am 30 März 1889 — kein »Blatt«, seine Besitzer mögen eine Livrée tragen, welche sie wollen, denkt und handelt anders — folgendermaßen:

Der Redakteur einer Zeitung [und der Herausgeber weitaus der meisten »wissenschaftlichen« Zeitschriften unserer Tage] behandelt die ihm zugehenden Beiträge seiner Mitarbeiter als Materialien, welche er in die Zeitung nach selbständiger Prüfung und Entschließung aufnimmt, oder als ungeeignet zurückweist. Er verarbeitet sie für seine Zeitung, und setzt sie in dieselbe ein; der einzelne Artikel kommt allein, und an und für sich, nicht in Betracht, sondern als ein Theil der Zeitung nach der bestimmten Tendenz und Richtung derselben; in dieser Tendenz und Richtung wird er dem Publikum von dem Redakteur vorgelegt.

Das heißt: die öffentlichen Blätter thun so, als ob sie ihren Lesern die zur Gewinnung eines Urtheils nöthigen Thatfachen mittheilen: aber sie unterdrücken alle Thatfachen, aus denen für offene Köpfe und warme Herzen andere Ansichten sich bilden würden, als der das betreffende Blatt bezahlenden Partei oder — Nation vortheilhaft ist.]

diese erklärung ist mit der überschrift »auf mehrfache anfrage« noch einige male wiederholt worden, und die anfragenden hat man sich vom halse gehalten.

eines herrn Fligier schlechthin wertlose beiträge zur ethnographie kleinAsiens hat mit unterschrift seines namens herr Georg Gerland in Straßburg am 6 November 1875 in der jenaer literaturzeitung, und als gG am 29 Januar 1876 im literarischen centralblatte besprochen.

umgekehrt tadelt wer die öffentliche meinung zu ungunsten irgend jemandes beeinflussen will, zu gleicher zeit an verschiedenen orten. herr Fritz Hommel hat gegen herrn Paul Haupt innerhalb Eines monats dreimal, in Leipzig, London, München, das wort ergriffen: Lagarde mitteilungen 137.

mir ist von einer verlagsbuchhandlung, welche über den wert und die verkäuflichkeit einer angebotenen arbeit von mir ein gutachten zu haben wünschte, eines viel bewunderten, sogenannten theologen brief vorgelegt worden, in welchem der schreiber die zusicherung gab, falls man das in rede stehende buch in verlag neme, werde die gesammte gläubige presse Deutschlands, Scandinaviens, Englands, Americas es loben.

mir ist bekannt, daß zeitschriften sogar dann, wann sie recensionsexemplare ausdrücklich erbeten haben, schweigen, sobald die überzeugungen des zu besprechenden inen in iren kram nicht passen. so erbat die kreuzzeitung noch unlängst (am 25 Oktober 1884) ein exemplar meines programms für die konservative partei Preußens »behufs besprechung«: diese besprechung habe ich noch nicht zugeschickt bekommen, werde sie auch nie erhalten.

dann denke man an den reptilismus, über welchen ich in dem eben erwänten programme § 5 7 mich genügend ausgelassen habe.

So war es möglich, daß die zeitschrift der deutschen morgenländischen gesellschaft ein viertel jahrhundert hindurch über mich so gut wie völlig schweigen durfte, one anstoß zu erregen: erst in dem augenblicke, wo es erfolg zu bieten schien, die schleußen ihres zornes zu ziehen, kam ich für sie in betracht. ähnlich handelten theologische zeitschriften und theologische individuen. ich habe über Jahwe*) dinge erwiesen, welche tief in die theologie

*) nummer zehn des kirchenblattes für die reformierte Schweiz, in welchem herr Schrader Jahwe nicht — wie ich — als causativum von hawa *er wurde*, sondern — völlig zu eigenem vorteile oder schaden — als causativum des mit Jahwe und hawa schlechterdings nicht in beziehung zu bringenden chaya = chawa *er lebte* erklärt haben soll, hat die Dieterichsche buchhandlung von Meyer

eingreifen: aber der herr geheime kirchenrat Delitzsch kennt in der protestantischen realencyclopädie der theologie 6 503, 11 meine arbeiten nicht, obwol er gegen mein Psalterium Hieronymi, in welchem ich mich am ausführlichsten über Jahwe geäußert, einen langen an mich gerichteten, mir unbekannt gebliebenen brief hat drucken lassen. ein gewisser herr König folgt in der schrift »die hauptprobleme der altisraelitischen religionsgeschichte« dem geliebten meister im schweigen, obwol er nicht bloß was ich über Jahwe, sondern auch was ich über El (jetzt auch in den »mitteilungen« zu lesen) vorgetragen, in den kreis seiner betrachtungen zu ziehen hatte. vergleiche meine persischen studien 42.

in Deutschland geht jetzt gewalt vor recht, das interesse der partei vor wahrheit. überall tut es das, aber am meisten da, wo die absicht des verfolgten auf die wiedergeburt unseres schwer unglücklichen vaterlandes gerichtet ist. die presse dient allen parteien one ausname nicht mehr dazu die warheit zu finden, sondern überall da, wo das interesse der partei und die warheit einander ausschließen, nur dazu die warheit zu verbergen. was man verstecken muß, damit es die anständigen genossen der partei nicht zwingt von der partei abzufallen, ist gerade dadurch, daß man es versteckt, als wahr, als weiterführend erwiesen. kein mann, der nicht irgend eine livrée trägt, darf darauf rechnen (ich sage: rechnen), seine arbeiten erwänt zu sehen, wenn sie lobenswert sind und die sache fördern. nur tadel wird laut, niemals lob, so lange nicht der wunsch ein freixemplar zu erwerben, irgend einen urheber öffentlicher meinung veranlaßt, ein buch zu recensieren, und lob bei dieser gelegenheit nicht ganz umgangen werden kann. und wer eine livrée trägt, hat sicher nur die posaune der als bläser angestellten mitglieder der eignen faction zu gewärtigen. meine freunde machen auch als kritiker eine ausname, aber irer ist eine geringe zal.

ich füre das an, um die preußischen unterrichtsminister bis zu einem gewissen grade zu entlasten. ein syndicus des oberkirchenrats, ein staatsanwalt, ein landrat, der zum unterrichtsminister ernannt wird, hat natürlich ein eigenes urteil über die von ihm zu verwaltenden angelegenheiten nicht: er muß mit anderer leute augen sehen. ich wünschte zu zeigen, daß die pressé ihm diese anderen leute nicht in befriedigender weise bietet.

aber auch die solchem minister durch die von ihnen eingenommenen plätze als sachverständige empfohlenen gelehrten, ganz ab-

und Zeller in Zürich nicht erhalten können: sie ist angeblich »vollständig vergriffen«.

gesehen davon, daß die meisten dieser herren selbst parteileute sind, können nichts helfen.

die königsberger fakultät der protestantischen theologie stellte für die bei ihr immatrikulierten studenten ein thema, welches keiner irer ordinarien zu bearbeiten im stande gewesen wäre, welches ein auf der höhe theologischen und philologischen wissens stehender mann erst nach jaren geduldigster vorarbeit auf den ambos nemen würde. diese fakultät wußte also gar nicht zu ermessen, wie schwer dies thema ist. sie beherrschte die literatur, welche ein von ihr sogar studenten zum studium besonders empfohlenes problem behandelte, so wenig, daß sie einem burschen, der ihr schamlos ein plagiat vorschüttete, nicht als plagiator erkannte. sie nam diesen burschen wenige jare nachdem dieser sie so arg beschämt hatte, zum licentiaten der theologie an. und worauf nam sie ihn an? auf eine arbeit, welche den Elias als urheber des segens Mosis erweisen will. würde wohl ein philologe promoviert werden, welcher des Apicius kochbuch der nympe Egeria zuschriebe? PdeLagarde *Symmicta* 1 2—4 108—112.

ein professor der theologie, ein mann, der eine einleitung in das alte testament herausgegeben hat, jetzt akademiker in Berlin, herr Schrader, gab in der jenaer literaturzeitung am 11 April 1874 ein urteil über das Psalterium der herren Bär, Delitzsch, Tischendorf ab, und sagte daselbst:

insbesondere übernahm es C. Tischendorf auf grund des textes Vallarsis und unter hinzuziehung des codex amiatinus sowie auch der varianten Sabatiers den hieronymianischen[!] text zu edieren, eine aufgabe, deren sich der hochverdiente palaeograph mit gewohnter sorgfalt entledigte.

er wußte also nicht, daß Vallarsis text fast wörtlich der Martianays war, nicht, daß der amiatinus eine überarbeitung, nicht das original, der version bietet, nicht, daß Sabatiers allbekanntes buch nur Martianays recension wiederholte (Sabatier 2 8 ende), so daß es eine unbeschreibliche torheit war, Vallarsi abzudrucken und Sabatier auch nur zu nennen, welcher varianten zum Psalterium Hieronymi überhaupt nicht gibt, so daß jeder seinen dummköpfen von lesern sand in die augen streute, welcher behauptete, Sabatiers gar nicht vorhandenen apparat zum psalterium Hieronymi in erwägung gezogen zu haben. das weitere findet man in der vorrede zu meiner, weil sie größen der zeit in der empfindlichsten weise bloß stellt, gefissentlich tot geschwiegenen ausgabe. was derselbe Schrader als Assyriolog leistet, hat unlängst Joseph Halévy in der revue critique (1884 stück 29 und 30) in wahrhaft ver-

nichtender weise klar gelegt, nachdem AvGutschmid in den neuen beiträgen zur geschichte des alten orientis und JOppert GGA 1879, 769—808 das nötigste gesagt hatten.

ein superintendent, jetzt professor der theologie zu Rostock, herr Nösgen, schrieb in der zeitschrift für kirchengeschichte 2^{224/225}:

Endlich bezeichnet Hegesipp das Geschlecht Iesu als ein *θεῖον γένος*, was er aber nur kann, wenn er bei dem Unterschiede, den er zufolge der Bezeichnung des Iudas als eines »κατὰ σάρκα Bruders Iesu genannten« *κατὰ πνεῦμα* zwischen Iesus und seinen Verwandten angenommen haben muß, in Iesu Gott im Fleisch offenbar geworden sein ließ.

herr Nösgen bezieht sich am rande der seite auf des Eusebius kirchengeschichte δ 22, 4 (man kann dazu Rouths reliquiae sacrae² 1 255 [zu Eusebius γ 32, 6] aufschlagen, um zu lernen, daß Christopherson, bischof von Chichester, in seiner lateinischen übersetzung Eusebs genau dieselbe auffassung wie herr Nösgen hatte): *ὁ ἐκ θείου τοῦ κυρίου, ὁ τοῦ Κλωπᾶ* würde ziemlich jeder meiner lieben tertianer *der sohn eines oheims des herrn, der sohn des Klopas* übersetzt, und in jedem semester würde jeder meiner untersecundaner etwas von den verwandten Iesu erfahren haben: man pflegte damals den schülern Iohannes 19, 25 anzuführen. der herausgeber der in rede stehenden zeitschrift, professor der kirchengeschichte Brieger, hatte zu der argumentation seines herrn mitarbeiters nichts zu bemerken.

zwei ordinarien der theologie, die herren staatsräte Mühlau und Volck, liefern den personen, welche hebräisch zu können scheinen wollen, ein wörterbuch zum alten testamente, über welches ich in meinen mitteilungen 208—239, herr Siegfried in der theologischen literaturzeitung 17. 11. 1883, herr Strack im theologischen literaturblatte Luthardts 30. 5. 1884 ein und dasselbe urteil fällen. und die unbrauchbarkeit dieser sudelei war jare lang von niemandem gemerkt worden: das bedürfnis nach warheit ist so gering, daß das machwerk, welches allerdings geld einbringen mag, immer von neuem aufgelegt wird, daß alle »theologen« es weiter brauchen.

über die probebibel, welche durch sechsundzwanzigjährige arbeit der »berufensten theologen«, denen allen »anerkannte autorität« beiwohnte, im auftrage der kirchenbehörden hergestellt ist, habe ich mich in einer auch in einem sonderdrucke vorliegenden recension unlängst ausgesprochen.

die Benedictiner-ausgabe des Augustinus war in der goettinger bibliothek noch vor wenigen jaren, wo ich zufällig den mangel entdeckte (ich brauche sie nicht zu entleihen, denn ich besize sie

selbst) nicht vorhanden, one daß sie irgend wem gefehlt hätte. wie viele lehrer der kirchengeschichte verfügen über eine nennenswerte eigene bibliothek? da doch one eine solche nichts geleistet werden kann. wie viele theologen lesen einen griechischen text vom blatte? da doch die kenntnis des griechischen für alle theologen, am meisten aber für kirchenhistoriker unerläßlich ist. wie viele von inen haben sich gegen das dreiste, aber zur bequemlichkeit verhelfende wort aufgelehnt, die geschichte der christlichen kirche beginne mit 1518?

Ich bitte, mir einige fragen zu beantworten.

im Hebräischen und der kenntnis des alten testaments werden die kandidaten des höheren schulamts im auftrage des staats in Königsberg von dem professor der kirchengeschichte Tschackert, in Kiel von dem professor der kirchengeschichte Möller, in Bonn von dem professor der exegese des neuen testaments Mangold geprüft — auf die anderen universitäten, an denen es ebenfalls zum teil eigentümlich aussieht, gehe ich hier nicht ein. verhalten sich die herren Tschackert, Möller, Mangold zur hebräischen philologie und dem alten testamente wie — ich exemplificiere mit goettinger kollegen — wie Ulrich von Wilamowitz, Herman Sauppe, Karl Dilthey zur klassischen philologie, wie Ernst Schering und HA Schwarz zur mathematik, wie Herman graf zu Solms zur botanik, wie Herman Wagner zur geographie? wenn sie das nicht tun, sind etwa August Müller in Königsberg, Georg Hoffmann in Kiel, Iohannes Gildemeister in Bonn nicht mehr am leben, oder unterliegen sie irem charakter oder irem wissen nach dem mindesten bedenken, daß man sie mit der prüfung in den von inen im auftrage des staats vertretenen fächern nicht betrauen dürfte? würde die regierung bei Ulrich von Wilamowitz gegenliebe finden, wenn sie ihn, etwa mit der motivierung, er habe doch einmal ein abiturientenexamen in der mathematik bestanden, die prüfung der kandidaten in der mathematik zu übernehmen ersuchte? ist die regierung der ansicht, daß ein professor der kirchengeschichte muß genug genieße, um sich in nebenstunden mit dem alten testamente und dem Hebräischen so zu beschäftigen, daß er mutig genug sein dürfte, in diesen fächern als examiner aufzutreten? ist der regierung bekannt, daß die philologie des Hebräischen ganze männer fordert? die antwort auf alle diese fragen ist leicht. jeder minister wird sie genau ebenso geben wie ein fachmann. ernennt ein minister gleichwol männer wie die oben genannten und ires gleichen zu examinatoren des Hebräischen, so will er damit etwas sagen. und was kann er sagen wollen, als daß es auf das He-

bräische nicht ankomme, daß er es pro forma dulde, aber gerne habe, wenn es nicht gelernt werde? was müht sich dann aber ein nur auf die macht der warheit angewiesener, jedes unsaubere mittel verachtender privatmann damit ab, die wissenschaft des alten testaments auf solide grundlagen zu stellen?

Ich habe seit dem November 1881 an die papierhändler (hauptsächlich an Ferdinand Flinsch in Leipzig), den drucker (WFKästner in Goettingen), den buchbinder (ADeppe in Goettingen) 13159 mark 53 pfennige bezalt, und für verkaufte exemplare der ankündigung, des Harizi, des Pedro de Alcalá, der pars prior Lucians, der Aegyptiaca, der mitteilungen durch die Dieterichsche sortimentsbuchhandlung 3928 mark 40 pfennige eingenommen. die beläge stehn zur einsicht offen. ich habe mithin einen schaden von 9231 mark 13 pfennigen erlitten. unnüz waren die sechs werke kaum.

dieser schaden ist in wahrheit noch größer, da ich zum beispiel, um im November 1881 das papier auf Einem brette zalen zu können, habe borgen, und die geborgte summe bis zu deren abzalung habe verzinsen müssen: da ich außerdem bücher zu kaufen genötigt war, deren preis hier nicht verrechnet ist, da sie doch meinen erben mit einem teile ires wertes zu buche stehn werden. dafür ist noch nicht alles 1881 bezahlte papier verbraucht.

dieser schaden wird um 3000 mark kleiner, wenn ich die summe einbeziehe, welche mir meine englischen gönner im November 1884 zum geschenke gemacht haben: allerdings haben sie für die colleges in Cambridge und wen sonst WWright zu bedenken wünschte, die aequivalenz dieser 3000 mark in büchern als gegengabe anzunehmen die güte gehabt: der leistung steht mithin eine gegenleistung gegenüber, und die leistung darf anständiger weise, nicht kapitalisiert, sondern muß für reisen zum besten der LXX und für ähnliches verausgabt werden.

zu jenen 13159 mark 53 pfennigen treten als weitere kosten die beträge von 1200 mark für eine 1874 nach London, von 4000 mark für vier 1881 1882 1883 nach Rom, London, Florenz und Turin unternommene reisen: so daß in wahrheit die für die oben genannten werke nötige summe die höhe von 18359 mark 53 pfennigen erreicht. für mich sind aber diese 5200 mark nicht in ansatz zu bringen: denn jene 1200 mark habe ich auf meinen antrag von dem herrn staatsminister Falk, die 4000 mark von meinen englischen gönnern erhalten, so daß sie in credit und debet glatt durch die rechnung laufen. sie werden hier nur erwähnt, weil sie

dem laien eine vorstellung davon geben, was es kostet, nach England und Italien zu faren und monate lang dort zu leben. dabei habe ich jeden luxus vermieden: ich wohnte in London so erbärmlich, daß ich mich bei meinen alten freunden gar nicht zeigte, um nicht ire gegenbesuche empfangen zu müssen, meist für acht schilling die woche: 1878 in 12 Montague Street nach hinten hinaus unter dem dache desselben hauses, in welchem 1880 ein noch nicht einmal habilitierter anfänger durch die unterstützung des preußischen unterrichtsministeriums sich zwei treppen hoch nach der straße zu 21 schilling unterzubringen in den stand gesetzt war. ich habe mir mithin nicht vorzuwerfen, daß ich meine mittel (1878 waren sie durch den verkauf eines teiles meiner bibliothek beschafft) irgendwie vergeudet habe. etwas hatte ich 1874 1878 1881 doch schon geleistet, was in England anerkannt war, wenn auch die für Preußen maßgebenden personen davon nichts wußten. ich würde dies alles nicht erwänen, wenn nicht die lezten ergebnisse mich zwingen abzurechnen, um die unmöglichkeit auf dem betretenen wege weiter zu gehn, öffentlich nachzuweisen.

ich habe mit jenen 9231 mark 13 pfennigen, ich habe mit den zusammen rund 25000 mark, welche ich aus meiner tasche in den morast geworfen habe, um eine brücke über ihn zu bauen, nichts, schlechthin nichts erreicht als die behandlung, welche man aus den oben 245^r citierten schriften und dieser probe kennen lernen kann.

falls ich mit demselben fleiße, mit welchem ich zum besten der theologie in zehn sprachen texte ediert, unter den bittern entsagungen, welche ich mir auferlegt, bei einem rechtsanwalte bogen abgeschrieben hätte, so hätte ich mein geld behalten, und mindestens soviel dazu verdient wie ich vergeudet habe.

jezt habe ich nichts mehr zu vergeuden.

ich lege die feder aus der hand, für immer aus der hand, was systematische arbeit zu gunsten der theologie anlangt. arbeiten werde ich weiter, weil ich eine arznei brauche, um mir über das bewußtsein wo und wie ich zu leben habe, hinwegzuhelfen: aber nur für mich und meine freunde werde ich arbeiten.

ausdrücklich halte ich die vorbehalte aufrecht, welche ich in betreff der benutzung meiner texte wiederholentlich gemacht habe. wer diese one meine — unter umständen sehr leicht zu habende — ausdrückliche genemigung nachdruckt oder übersezt, ist und bleibt in meinen augen ein dieb, und wird von mir vor den gerichten zum schadenersaze angehalten werden.

Ich habe jare hindurch für zwanzig mann geschafft, und bin

jezt für funfzig mann müde. die kritik wird sich sorgsam hüten, sich an dieser probe die finger zu verbrennen.

Sylvester 1884.*)

*) Des Herrn Ministers Excellenz hat fast genau zwei Jahre nach der an des Königs Majestät gerichteten Eingabe in erfreulichem Widerspruche zu seinem oben 239 abgedruckten Erlasse 250 Exemplare der Pars prior Lucians zur Vertheilung an die Bibliotheken preußischer Lehranstalten erworben, und dafür 3500 Mark baar ausgezahlt.

Durch Erlaß vom 19 Januar 1871 U 32102 waren mir die — nicht erheblichen — Summen bewilligt worden, welche ich in dem oben 230 ff. abgedruckten Berichte an den Minister von Mühler zum Besten meiner LXX, und zwar auf Veranlassung des Ministers, nicht aus eigener Initiative, gefordert hatte.

Es darf gehofft werden,
schrieb Herr von Mühler

daß die zum Druck des Werks demnächst erforderliche, auf 3000 Thaler angegebene Summe bei eintretendem Bedarf werde hergegeben werden können. Ich hatte unter dem 13 Mai 1871 auf alle Bewilligungen verzichtet, und mich erboten, das schon (zur Anschaffung von Büchern und als Gehaltszulage) Empfangene zurückzuzahlen, da durch den Krieg mit Frankreich alle Pariser Handschriften, vielfach auch die Handschriften Italiens für einen Deutschen unzugänglich, und darum mein Werk nahezu unmöglich geworden sei.

Mein Anerbieten wurde unter dem 2 Juni 1871 U 12238 in wohlwollendster Weise abgelehnt.

Warum ich den Erlaß 1871 U 12238 dem Ministerium gegenüber 1883 nicht geltend gemacht habe, entzieht sich vorläufig, und hoffentlich für die Zeit meines Lebens, der Oeffentlichkeit.

Nachdem die Pariser Bibliothek wieder zugänglich geworden war, wurde ich auf die in den Symmicta 2 143 ff. (222 Ende) angegebene Weise behandelt. Ich will mündliche Mittheilungen Goepperts, so fest sie in meiner Erinnerung haften, nicht wiedergeben, da ich für Goepperts Worte keinen Gewährsmann außer mir selbst habe. Ich bin es mir aber schuldig, aus einem unter dem 10 Januar 1880 an mich gerichteten Brief Iolshausens Folgendes mitzutheilen:

ich habe kein Bedenken getragen, Goeppert nach dem Grunde Ihrer Beschwerde zu fragen. Er wußte nicht, worauf sich dieselbe beziehen könne, es sei denn, daß es dem Ministerium nicht gelungen sei, Ihnen von außerhalb die Benutzung einer Handschrift

Irrthum: es handelte sich um mehrere, und um alle

zu verschaffen, an der Ihnen lag. Die Schuld lag aber nicht am Unterrichts-Ministerium, sondern am auswärtigen Amte, welches seine (unentbehrliche) Vermittelung nicht eintreten zu lassen wünschte; — weshalb nicht, ist mir unbekannt; aber eine Rancune gegen Sie kann doch dabei nicht im Spiele gewesen sein.

Meine deutschen Schriften liegen jetzt in einer — nicht mehr mit lateinischen Lettern gedruckten — Gesamtausgabe vor: jeder NichtBediente und NichtProtestant wird sich seine Ansicht darüber bilden können, ob meine 1873 verlautebarte Ansicht über den Culturkampf, und manches Andere was ich nachmals behauptet, richtig gewesen ist oder nicht. Ich schwamm 1873 und in den folgenden Jahren allerdings, so sehr man das jetzt in Abrede stellen möchte, wider den Strom.

Da der Herr Minister von Goßler zu Pfingsten 1885 die Bedingungen, unter denen ich meine LXX-Studien voll wieder aufnehmen zu wollen erklärt hatte, zu bewilligen sich nicht in der Lage oder nicht bewogen fand, habe ich nach vorhergegangener Anfrage 110 Gymnasien Preußens den Werth derjenigen Summen, die ich von Preußen über mein Gehalt hinaus seit 1854 erhalten hatte — auch dreimal 850 Thaler mir aus der Generalstaatskasse 1866 bis 69 gezahlten Gehalts —, in Exemplaren meiner Bücher als Geschenk zugeführt, nicht von Allen eine Bescheinigung über den Empfang erhalten, aber dem Herrn Minister von Goßler unter dem 17 December 1885 unter nochmaligem Danke für alle genossenen Wohlthaten den Thatbestand angezeigt, und mich für entièrement dessaisi erklärt. Mittheilungen 2 287. Jene Gymnasien dürfen die ihnen von mir überwiesenen Bücher außerhalb des Weichbildes ihrer Stadt nicht verleihen.

Verkauft sind außer den dem Herrn Minister gelieferten 250 seit August 1883 bis heute 224 Exemplare der Pars prior Lucians.

Ich war mir schuldig, bekannt zu geben, warum meine Lebensarbeit liegen geblieben ist. Ich dulde den Vorwurf nicht auf mir, ein Werk, das ich soweit wie ich gethan, vorbereitet, und das nur Ich anfangen und vollenden konnte, durch eigene Schuld nicht wenigstens bis zu einem bestimmten Punkte wirklich vollendet zu haben.

Ich bin mir weiter schuldig, bekannt zu geben, warum es wieder aufgenommen worden ist.

Professor RSDriver hat mir schon 1886 in der in meinen Mittheilungen 2 191 angegebenen Weise einen werthvollen Dienst erzeigt: er hat 1889 im Märzhefte des Contemporary Review meine letzten Arbeiten besprochen, und als ich ihm, dem persönlich Unbekannten, dafür dankte, im Namen eines anonymous friend unter Bezugnahme auf das im Agathangelus 157^r Geäußerte eine Summe angeboten, die groß genug ist, wenigstens vorläufig meine Arbeiten für die LXX wieder weiter zu führen.

Ich thue das um so bereitwilliger, als ich, statt nach Bertheaus Tode das alte Testament als Lehrobject ausdrücklich zugewiesen zu erhalten, wenn gleich ohne Worte, so doch für meine CordeliaNatur recht verständlich, ganz gefissentlich von der Möglichkeit es zu erklären ausgeschlossen worden bin, und als ich daraus die Verpflichtung ableite, für das alte Testament nun außeramtlich erst recht Alles was ich kann, zu thun.

Der Herr Minister hat auf meine Bitte mir zugesagt, „zur Entlehnung von Handschriften“ in Zukunft „seine Vermittelung eintreten zu lassen“.

Deutsche Schriften 372 ff. der Gesamtausgabe, Ieremias 4, 3.

22.

Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der
Georg-Augusts-Universität zu Göttingen. 1889, Stück 14.

Maria Magdalena.

Maria Magdalena hat ihren Festtag am 22 Juli: unter diesem Datum handeln die Bollandisten über sie: fünfter Band des Juli 187—225. Ihr Ende fand sie „apud Massiliam in Provincia [= Provence] Galliae“: abweichende Ansichten mag man bei den Bollandisten aufsuchen, und allenfalls auch des am 13 November 1652 in hohem Alter verstorbenen Jesuiten Balduin Cabilliavius [= Kabeljau aus Ypern], mir in einem Plantinschen Drucke von 1625 vorliegende Magdalena nachlesen. Den 22 Juli nennt für Maria Magdalena auch das aramäische Evangeliar (Lucas 81 ff.), welches aus einem 1030 in Antiochia geschriebenen, jetzt römischen Codex Graf FMiniscalchi-Erizzo herausgegeben hat, und das ich neu zu veröffentlichen vorhabe.

Nicht wenig erstaunt war ich daher, am 5 Mai 1889, einem Sonntage, in der Vossischen Zeitung zu lesen, die heute beginnende Woche stehe unter dem Zeichen der heiligen Maria Magdalena, die, vormals Patronin der KammMacher, jetzt Beschützerin der Haarkünstler und Barbieri sei. Die von ihr Beschützten würden daher auch ihr zu Ehren — obwohl in Berlin selbst eigentlich unter der Obhut der heiligen Cosmas und Damianus stehend — morgen, Montag [= feria II] den sechsten Mai, in Berlin ihren Verbandtag abhalten. Man wird zugeben müssen, daß es mit dem „Protestantismus“ der tagenden Haarkünstler etwas kümmerlich bestellt ist.

*Μαρία ἢ Μαγδαληνή**), zwölfmal so genannt, kann zunächst

*) Es wird seit Alters darüber gestritten, ob sie mit der Ioh. 11 genannten Maria identisch sei. Maria, Martha, Lazarus Ioh. 11 halte ich für Allegorien. *Μάρθα* ist kein Eigennamen, und kann kein Eigennamen sein, sowenig wie *dame*, *signora*, *senhora* Eigennamen sein können: denn *Λ* bedeutet *die Herrin*. *Λάζαρος* ist nicht *Ἐλεάζαρος* = *רַחֵם לַאֲזָרָה*, sondern *לחני* *hülftos* (Mischform aus Syrischem und Hebräischem). Folglich ist auch *diese* *Μαρία* nicht *מרת*, sondern *Λ* *die Herrin*. Ich verhehle nicht, daß *ماریة* des arabischen Spruchwortes mir mit diesem *Μαρία* identisch scheint: Freytag 1 Seite 422, Maidani 1 204. *Μαρθοῦς καὶ Μαρθάνα* der Ossaeer bei Epiphanius *ϑ* 2 = 41¹ P dürften analog zu deuten sein (vgl. *Ἡλαθοῦς* *תלית* *אילת* Iosephus *ϑ* 245). Maria und Martha sind zwei „Heiden“kirchen: die Er-

nicht anders erklärt werden als *Maria aus Magdala*: Magdala wird bald in *Μάγδαλα**) im Stamme Iuda [meine Onomastica sacra² 276₂₆], bald [PSmith 656] im Thurme von Siloe oder im *Πύργος Σιλόωνος*, oder im Megdel Galilaeas [Socin² 268] gesucht. Schon *مَغْدَلَة* *مَغْدَلَة*. Wer seine Tochter Magdalena taufen heißt, ist so geschmackvoll, wie der, welcher die seine Potsdamerin oder Buxtehuderin nennt. In einem Lande freilich, in welchem Devrients „Lutherspiel“ Begeisterung weckt, ist ein Mädchenname Magdalena eben nur blödsinnig genug. Er hat seiner werthe Genossen an den spanischen Eigennamen Maria del Carmen und Maria del Pilar, deren erster durch Prosper Mérimées Novelle, die auf diese Novelle gebaute Oper Bizets, und durch Carmen Sylva, Königin von Rumänien, in Aller Munde ist. Ein Maria del Pilar [= vom Pfeiler] getauftes Mädchen wird schlechtweg Pilar, ein Maria del Carmen benanntes schlechtweg Carmen gerufen**).

Allein *Μαγδαληνή* ist in der alten Zeit anders aufgefaßt worden.

مَغْدَلَة belegt PSmith 654 als Synonymum von *مَغْدَلَة* und *مَغْدَلَة* *flicht*, namentlich Haare eines Menschenhaupts: man muß nur — billige Gelahrtheit über die Haartrachten auszukramen ist unnütz — man muß nur festhalten, daß es sich bei den *מַגְדָּלָה* = *مَغْدَلَة* auch mit um das in die Haare Eingeflochtene (Blumen, Goldfäden, Goldmünzen) handelt. *مَغْدَلَة* = *magdelâ* wäre ein Participium, und würde ein Weib bezeichnen, welches Einmal jemandem die

weckung, d. h. Bekehrung, Israels wird erwartet. Erwartete sie doch Iesus selbst: das *σημειον Ιωνã του προφήτου* Matth. 12₃₉ ist nach dem Zusammenhange (nachdem man Vers 40 als Glosse eines Orthodoxen ausgestoßen hat), daß an Iesus geglaubt wird, wie Ninive dem Ionas, die Königin von Saba dem Salomon glaubte. Vgl. Matth. 16₄ Luc. 11₂₉ ff. Er kannte seine Leute schlecht: doch ist nicht ausgeschlossen, daß er oder der ihm Worte unterlegende Evangelist auf die Bekehrung der Hellenen und Römer weisen will: in letzterem Falle wäre die Weissagung nicht ganz alt.

*) *Μάγδαλα* Matth. 15₃₉ ist die Lesart der emendati, d. h. contaminati.

***) Es lohnt nicht, festzustellen von welcher Maria del Carmen (= Maria a Carmelo), von welcher Maria del Pilar die entzückenden Eigennamen Carmen und Pilar (so eine jetzt nach Baiern verheirathete spanische Prinzessin) hergeleitet worden sind. Am Rande nenne ich noch Maria de los Dolores, Maria de las Mercedes, Maria de la Concepcion, Maria de Guadalupe, Maria della Piedad, Maria da Gloria, Maria do Patrocinio, Maria da Immaculata Conceição: der gothaische Hofkalender unter Spanien und Portugal genügt, diese Namen zu sichern, deren Einer, Dolores, durch Achims von Arnim Roman, nicht in Deutschland, aber unter manchen Deutschen, bekannt genug ist. Die *santa Maria del Carmelo* nennt Giordano Bruno 53₂₅ meiner Ausgabe: wie sie sich zur *Santa Maria del Carmino* (ebenda 95₆) verhält, weiß ich nicht.

Haare flicht: wäre sie gewerbsmäßige *Friseurin*, so müßte sie מַגְדֵּלָנָא = magdelányâ genannt werden. מַגְדֵּלָא Ḥ Matth. 5¹⁵ = ὁ λύχνος λάμπει, aber ⁸⁰ $\text{בְּחַלְיוֹתָי אֲבִיבִים}$ Brief des Jeremias 59 = ἄστρα εἰς λαμπρά: daher die Fenster oder *υποφάσεις* eines Hauses אֲבִיבִים heißen. „Die Haarkünstlerin“ würde מַגְדֵּלָנִיטָא = magdelânîta sein.

Ich darf mich des Raumes und meiner Unwissenheit wegen nicht darauf einlassen, des Talmûd Mittheilungen über $\text{מַרְיָם מַגְדֵּלָא}$ zu besprechen: mir genügt eine Verweisung auf Buxtorfs Wörterbuch 389 1458 ff.. GHWiner Realwörterbuch 2 57:

Die jüdischen $\text{מַרְיָם מַגְדֵּלָא}$ machen die Maria [die Mutter Iesu] zu einer (im Talmud erwähnten, vgl. Othon. lexic. rabb. 411) berühmten Haarkräuslerin ($\text{מַגְדֵּלָא נְשִׂיא}$, vielleicht eine Verwechslung mit Maria Magdalena?) in Ierusalem

Winer bezieht sich auf das Classical Journal 9 262 ff.*)

Es ist zweifellos, daß „Maria Magdalena“ der Evangelien neben einer $\text{מַרְיָם מַגְדֵּלָא}$ des Talmûd steht: mir scheint sehr möglich, daß die ältesten Evangelienreiber — $\text{ἠρμήνευσεν ὡς ἦν δυνατὸς Ἐκαστος}$, Papias bei Eusebius KG γ 39¹⁶ — aus $\text{מַרְיָם מַגְדֵּלָנָא}$ „Maria die Friseurin“ Μαρία ἡ Μαγδαληνή gemacht haben, die dann aus der Geschichte zu verschwinden hätte: sie läuft so wie so mit anderen Marien stets zusammen. Vgl. meinen Agathangelus 128^r. Natürlich hätte wer Μαγδαληνή für *Haarkünstlerin* gesetzt, von der „Geschichte“ Iesu nichts gewußt.

In seinem Kalendarium manuale utriusque ecclesiae 2 334 hat der Jesuit NNilles nachgewiesen, daß in der $\text{ἑβδομᾶς διακαινησιμος}$, d. h. in der auf das Osterfest folgenden Woche — sie hieß in albis, ihr Sonntag heißt noch heute whitsunday oder weißer Sonntag —

*) Es würde sich sehr empfohlen haben, einige Citate dieses 1814 zu London bei Valpy erschienenen Bandes auszuschreiben, Lightfoots Opera [mir 2 388], und eines ungenannten Mauriners explication de plusieurs textes difficiles de l'écriture, Paris 1730, 632 ff.: aus Charles de Lama, bibliothèque des écrivains de la congrégation de Saint-Maur [1882] § 510 ist zu lernen, daß dies Werk von Dom Jacques Martin verfaßt ist. Auch das wäre wichtig gewesen zu erfahren, daß J. T. in Macclesfield (so zeichnet der Verfasser des Aufsatzes) unter Verweisung auf Schleusner den Nachweis führt, daß *Sünde* = חַטָּאת Exod. 32^{21, 26} Regn. γ 14¹⁶ κατ' ἐξοχήν Götzendienst ist, daß Matth 26⁴⁵ diejenigen ἀμαρτωλοὶ *Sünder* heißen, die Luc. 18³² ἔθνη *NichtJuden* (JudenDeutsch: *Heiden*) genannt werden, und daß man Mth. 5⁴⁷ Mc. 14⁴¹ Luc. 24⁷ Galat. 2¹⁵ wie חַטָּאת Regn. α 15¹⁶ erwägen muß: heut würde man hinzufügen, daß nahezu jeder tüchtige Europäer jetzt als רֹשֶׁה = rósche gilt. Alles zum Erweise zu verwenden, daß die ἀμαρτωλός Lucas 7³⁷ nicht eine Dirne zu sein braucht, eine NichtJüdin sein kann.

= **ܡܘܕܝܢܐ ܕܡܘܕܝܢܐ** — die Syrer am Montage, = feria II, die Maria Magdalena feiern.

Die Kirche von Constantinopel kommt der Syriens nahe, da sie die *κυριακή τῶν μυροφόρων* zwei Wochen nach Ostern liegen hat. Dieser Kirche Schema ist das folgende: Ostern [dem nur eine *παρασκευή* (also ein Freitag) *τῆς διακαινησίμου* folgt], Thomas, *γυναῖκες μυροφόροι, παραλύτης, Σαμαρεῖτις, τυφλὸς ἐκ γενετῆς, ἀνάληψις, [τιη] πατέρες* [von Nicaea], Pfingsten. Nilles 2 427 ff., dictionary of christian antiquities 1055.

Das Eine wie das Andere abweichend von der römisch-katholischen Kirche, welche das MariaMagdalenaFest auf den 22 Juli verlegt hat.

Ich kann den Glauben, Maria Magdalena sei die Schutzpatronin der Haarkünstler, nur auf die **מַרְיָם מְהַדְּלָא** *Maria die Friseurin* des Talmûd in der Voraussetzung zurückführen, daß diese Frau in der That dem Kreise Iesu angehört habe: aus dem Talmûd kann bei der in der ältesten Zeit ganz allgemein den Juden gewidmeten Abneigung an christliche Handwerker nichts gekommen sein: der Talmûd bezeugt nur von Seinem Standpunkte aus eine Thatsache, welche der am 6 Mai 1889 zu Berlin abgehaltene Verbandtag der Haarkünstler seinerseits bestätigt.

Diese Männer folgen dem Brauche der Kirche von Constantinopel: der zweite Sonntag nach Ostern fiel heuer auf den 5 Mai, folglich wurden die Salben bringenden Frauen, deren Namen man bei Nilles 2 429 nachsehen mag, heuer am 5 Mai gefeiert, und der erste „Arbeits“tag, den die von der Maria Magdalena bei Gott vertretenen Haarkünstler für ihre Verbandversammlung zur Verfügung hatten, war der 6 Mai.

Nähere Nachforschungen wären erwünscht. Auch die Clemens-Sage, an der für uns Deutsche die FaustSage hängt, ist von Osten her, durch Methodius, zunächst nach Freisingen und Regensburg gebracht: meine Mittheilungen 1 40^r 47*).

*) Zu dem neulich über die *Πατισχορεῖς* Gesagten habe ich einen Nachtrag zu liefern.

Herr FHommel machte mich durch eine Postkarte vom 11 Juni 1889 darauf aufmerksam, daß Herr [CP]Tiele mir in der Deutung des Patuš-arra zuvorgekommen sei: er selbst habe dies Seite 724 seiner Geschichte mitgetheilt. Ich bedaure — näheres Citat fehlt —, dies übersehen zu haben.

Ich bemerke dazu, daß Herr Wilhelm ZDMG 42 96 ff. unter Anführung der von mir in den gesammelten Abhandlungen 219 277 citierten Stellen des Ammian c 9₄ 1₅ 1₇ 6₂₂ [Er XIX 1₇] die Xyaona des Awesta in den Chionitae gesucht hat, wie Ich das schon 1866 gethan habe. Auf die östlich vom Tanais wohnen-

Noch einmal über Drugulins neue syrische Typen.

Sehr geehrter Herr Geh. Rath!

Leipzig, 6/10. 1888

Gestern sandte ich an Kästner den Satz für Ihre »Mittheilungen« [*]. Die Schrift muß auch schon in seinen Händen sein und so kann ich nur den Wunsch hinzufügen, daß unser Beider Streben der gelehrten Welt eine schöne Syrisch zu geben Anerkennung finden möge. Möchten Sie an Ihren Geisteskindern, die damit gesetzt werden[,] rechte, rechte Freude erleben, das ist mein innigster Wunsch.

Mit herzlichem Sonntagsgruß Ihr ergebener Johs. Baensch-Drugulin.

Herrn W. Drugulin in Leipzig.

Goettingen 22 Juni 1889

In einer Anzeige, welche das literarische Centralblatt des heutigen Tages aus der Feder des Herrn Theodor Noeldeke bringt, behauptet der Berichterstatter, daß die neue Drugulinsche Syrische Schrift von Lagarde unter Beihülfe Eutings angegeben

worden sei.

Den wirklichen Vorgang der Sache habe ich im vierzehnten Stücke des Jahrgangs 1888 unserer Anzeigen veröffentlicht. Als ich Ihnen seiner Zeit diesen Bericht zusandte, haben Sie unter dem 29 Oktober 1888 gedankt: dies Dankschreiben, wie zahlreiche andere Schreiben Ihrer Hand, liegt noch vor.

Das Einzige, was aus diesem Berichte nicht erhellt, ist der Umstand, daß ich Ihren Arbeiter angewiesen habe, die Vokale nach dem Muster der Syrischen Vokale Teubners zu arbeiten.

Ich bitte Sie, umgehend mir eine thunlichst kurze und genaue Erklärung über den Sachverhalt zu übersenden, die ich dem Centralblatte zum Abdrucke zuferfertigen werde. Ich wüßte nicht, wodurch jenes »unter Beihülfe Eutings« zu rechtfertigen wäre.

Bis diese Angelegenheit für die Oeffentlichkeit erledigt sein wird, betrachte ich dieselbe als ein Geheimnis zwischen uns beiden. Ergebenst P. de Lagarde.

Falls Herr Baensch verreist sein sollte, ist dieses Blatt ihm eingeschrieben nachzuschicken.

den *Κερμυχλωτες* ist der Herr Wilhelm nicht verfallen, die ich — volksetymologisch — als *كُرمخون* [Vullers 2 983¹ unten] deutete, ebensowenig auf die Gleichung *كُرمخون* *كُرمخون* *كُرمخون* in den armenischen Studien § 1710: was ich an der zuletzt genannten Stelle geschrieben, muß man ja recht mit Vorsicht lesen, da ein Freund des Herrn Noeldeke, Herr HHübschmann (aus dem deutschen Gelehrtenleben 94₁₄), meinem Versuche sein Misfallen bezeugt hat.

Zu dem neulich über den Namen des OlivenOeles Gesagten vergleiche was ich in meiner »Übersicht« 219^r über den Namen des Pechs beigebracht habe. Auch Aegyptologen bitte ich das anzusehen.

[*] § 106 107 = NGGW 1888 Stück 14].

An Herrn Professor Euting in Straßburg. Göttingen 22 Juni 1889

Sie erinnern sich, geehrter Herr Professor, daß ich im vierzehnten Stücke des Jahrgangs 1888 unserer Anzeigen über die neuen Syrischen Typen des Hauses Drugulin berichtet habe.

Die Vörlage dieser Typen habe Ich gewählt: für die Consonanten schien die Schrift des wackeren de Brèves, für die Vokale diejenige Teubners am meisten zu empfehlen.

Der Stempelschneider hatte Weisung, die Vorlage unter Beobachtung der in jenem meinem Berichte auch öffentlich bekannt gegebenen Cautelen auf das Treuste nachzuahmen.

Die Pariser Schrift ist auf meinen Rath von Herrn Baensch Ihnen, den Herren Wright, Guidi, Gildemeister, Hoffmann, Noeldeke vorgelegt worden, ehe der Schnitt wirklich anfing.

Nach Abschlusse des Geschäfts haben sowohl Sie, als Herr Professor Noeldeke in Briefen sich an Baensch geäußert, die mir mitgetheilt worden sind.

Sie haben zum Besten des Stempelschneiders, der nicht fertig werden konnte, sich über Semkath und He zu äußern die Güte gehabt: diese Ihre Briefe sind ebenfalls in meine Hände gekommen, und beruhen jetzt bei Baensch.

Darf ich Sie bitten, mir thunlichst bald eine Erklärung darüber geben zu wollen, wie in der heute fälligen Nummer des Centralblatts Herr Professor Noeldeke sich so, wie er gethan, hat äußern können. Von Ihrer Antwort werde ich für die Oeffentlichkeit Gebrauch machen. Mit vorzüglicher Hochachtung P. de Lagarde.

Straßburg i/E Schloß

Hochgeehrter Herr Professor!

23 Juni 1889.

Ich bin so eben in den Besitz Ihres geehrten Briefes vom 22. Juni gelangt, und beeile mich, Ihre Anfrage zu beantworten.

Sie hatten die Güte, mir seiner Zeit den Schnitt Ihrer neuen syrischen Typen zur Begutachtung vorzulegen, und ich hatte darauf besonders über die abzuändernden Buchstaben Semkath und He mich geäußert, bezw. andere Formen vorgeschlagen. Das wäre allerdings nicht der Rede werth, weil der Schnitt gerade dieser zwei Buchstaben als nicht gelungen Jedem sofort in die Augen fiel. Ich habe aber im Verlauf dieser Angelegenheit verschiedene Briefe von Hn. Baensch erhalten, nämlich am 21. Oct. 87, 21. Nov. 87, 27. Dez. 87, 1. Febr. 1888 und habe dieselben nicht nur beantwortet, sondern auch die mir darin gestellten Anfragen durch eingehende und gewissenhafte Arbeit erledigt; es handelte sich ja überhaupt nicht darum, grobe Fehler zu beseitigen, sondern um Vervollkommnung in minutiösen fast mikroskopischen Dingen, die dem Auge des Uneingeweihten unerheblich vorkommen mögen: ich habe stundenlang — nicht etwa nur ein einzigesmal — die Proben des Stempelschneiders unter dem Vergrößerungsglas untersucht und auf Kleinigkeiten aufmerksam gemacht, auf denen nach meiner Meinung eben die Feinheit des Ausdruckes beruht. Das war vielleicht eine unbedeutende Leistung neben der Ihrigen, aber daß sie mühelos und rasch gethan gewesen wäre, wird kein Sachverständiger behaupten wollen. Nun erwähnen Sie zwar wohl in Ihrem Brief, daß die Pariser Schrift durch Hn. Baensch auch den HH. Wright, Guidi, Gildemeister, Hoffmann[,] Nöldeke vorgelegt worden sei, ich vermisste aber eine Angabe darüber, ob dieselben sich eingehend damit abgegeben, oder sich (mit Ausnahme von Hoffmann?) auf ein bloßes Lob beschränkt haben.

Da ich annahm, daß Sie von meiner Arbeit und dem Briefwechsel im Ganzen Kenntniß bekommen und genommen haben, so muß ich allerdings gestehen, daß ich bei Lesung der G.G. Anzeigen^[50] (1888 Stück 14) worin Sie des Ausführlichen über die Wahl, Herstellung und Schwierigkeiten eines neuen syrischen Typenschnittes berichten, ohne der Mühe zu erwähnen der ich mich — im Uebrigen mit Freuden — unterzogen habe, mein Befremden dem Hn. Prof. Nöldeke gegenüber nicht unterdrücken konnte, weil dieser eben Zeuge meiner peinlichen Arbeit gewesen war.

Irgend einem Anderen gegenüber habe ich meines Wissens die Sache weder schriftlich noch mündlich je berührt. Es ist mir darum auch nie in den Sinn gekommen, mich etwa gekränkt zu fühlen, noch viel weniger eine nachträgliche Erwähnung hervorrufen zu wollen. Mit vorzüglicher Hochachtung J. Euting.

An Herrn Geh. Rath Prof. Dr. de Lagarde
in Göttingen.

Leipzig, 24/6 1889
Königsstraße 10.

Sehr geehrter Herr Geh. Rath!

Ihre w. Zuschrift vom 22^t ist in meinem Besitz und bin ich durch den gestern erst erfolgten Umzug meiner Comptoir-Lokalitäten nicht sofort in der Lage mit den Briefen dienen zu können, denn aus denselben würde hervorgehen, daß mit Ihrem Einverständniß Herr Prof. Euting allerdings um sein Gutachten gebeten wurde und daß er eine ganze Anzahl Buchstaben zeichnete mit deren Umänderung Sie sich größtentheils einverstanden erklärten. Sie werden sich auf die Angelegenheit besinnen, wenn ich Sie daran erinnere, daß die Zeichnungen sich auf kleinen Zetteln befanden. Es war gleich im Anfang des Schnitts. Ob man dies eine »Beihülfe« nennen kann, vermag ich nicht zu entscheiden, ich glaube nach Professorenart müßte man mehr von »schätzenswerthen Beiträgen« sprechen. Selbstverständlich stehe ich dem Artikel im Centralblatt vollständig fern und, wenn ich nicht irre, ist damals auf Ihre Veranlassung Hr. Prof. Nöldecke^[50] gebeten worden, sich mit Hr. Prof. Euting über die neue Schrift, deren erste[*] Probe, vorlag ins Vernehmen zu setzen, er hat also dadurch Kenntniß von der Thätigkeit des letzteren bekommen.

Halten Sie die Sache wirklich für so wichtig, daß eine Berichtigung nothwendig wäre? Aus Ihrem Bericht in den »Anzeigen« geht ja Alles deutlich hervor[,] und Hr. Prof. Hoffmann in Kiel hat ja auch Vorschläge gemacht und Niemand wird darum ihm oder Hr. Prof. E. die Ehre vindiciren die Schrift »geschaffen« zu haben und das ist doch schließlich die Hauptsache.

Ich verreise morgen auf 4—5 Tage und bleibe mit bestem Gruße Ihr

ergebener Johs. Baensch-Drugulin.

Herrn W. Drugulin, Leipzig.

Göttingen 5. 7. 1889

Unter Bezugnahme auf Ihr Schreiben vom 24 Juni bitte ich, mir die Briefe mitzutheilen, welche Herr Professor Euting Ihnen am 21. 10. 87, am 21. 11. 87, am 27. 12. 87, am 1. 2. 88 geschrieben hat. Ich bitte weiter, Alles beizufügen, was aus meiner Feder geflossen den Namen Euting nennt. Durch Eile werden

[*] Die Sperrung ist in der Handschrift des Herrn Baensch.

Sie mich verpflichten. Sie wollen die Güte haben, alle Briefe mit Ihrem Stempel zu versehen, und zu zählen. Ergebenst Paul de Lagarde.

Herrn Prof. Paul de Lagarde Göttingen.

Sehr geehrter Herr!

Ihre w. Zuschrift vom 5^t ds. ist in meinem Besitz und thut es mir leid Ihnen mittheilen zu müssen, daß Sie sich wegen der Briefe noch einige Tage gedulden müssen. Meine Comptoire sind wie bereits mitgetheilt verlegt, die Skripturen alle in Kisten gepackt und geht deren Aufstellung durch die dazwischen kommenden anderen Arbeiten nur langsam vor sich. Sobald ich daran komme sende ich!

Leipzig, d. 10/7 1888.

Hochachtend W. Drugulin.

Herrn W. Drugulin, Leipzig.

Göttingen, 12. 7. 89

Unter Bezugnahme auf Ihre Postkarte bitte ich nochmals dringend um Einsendung der Briefe Eutings und derjenigen Aeußerungen von mir, die sich auf jene Briefe beziehen. Ich verlasse demnächst Deutschland auf drei Monate, und muß unbedingt vorher diesen Handel abschließen. Ergebenst Paul de Lagarde.

Herrn W. Drugulin, Leipzig.

Göttingen, 18. 7. 1889

Nach Ihrem Schreiben vom 24 Juni sind Sie am 28 Juni mit Ihren Correspondenzen umgezogen. Sie haben mich unter dem 10 Juli auf meine Zuschrift vom 5 Juli auf einige Tage vertröstet. Meine Zuschrift vom 12 Juli haben Sie unbeantwortet gelassen.

Ich finde diese Art, mir die Vertheidigung gegen eine Verleumdung abzuschneiden, wenig der Rücksicht entsprechend, die ich für sehr viele guten Dienste nicht beanspruche, aber erwarten zu dürfen glaube. Ich muß jetzt meinen Bogen in den Druck geben, und bitte daher jetzt nochmals, nachdem Ihr Umzug fast vier Wochen zurückliegt, die Briefe, um welche ich Sie am 5 Juli ersucht habe, mir umgehend zuzusenden. Ergebenst Paul de Lagarde.

An Herrn Prof. Dr. de Lagarde, Geh. Rath
in Göttingen.

Leipzig, 20. Juli 1889.
Königsstraße 10.

Auf Ihre geschätzte Zuschrift v. 18. dss. diene Ihnen hier nur zur Nachricht, daß Herr Baensch auf einige Tage verreist ist; derselbe wird gewiß Gelegenheit nehmen, die Sache nach seiner Anfang nächster Woche erfolgenden Rückkehr sofort zu ordnen. Hochachtungsvoll! p W. Drugulin. Kleinmann.

Als ich im Oktober 1852 nach London (und nicht nach Jena, Mittheilungen 2 100) gieng, wollte und sollte ich die alte syrische Uebersetzung des neuen Testaments aus den vom britischen Museum unlängst neu erworbenen Handschriften herausgeben. Ich vermuthete, daß die Arbeit nicht viel Zeit kosten werde, da die in Deutschland liegenden Handschriften mir bekannt, und fast variantenlos waren: ich hatte als Student in Halle 1846 den viel älteren IohWichelhaus im Syrischen unterrichtet, und bei dieser Gelegenheit den Thatbestand festgestellt. Ich vermuthete, die

Londoner Codices würden den in Deutschland bewahrten gleichgeartet sein.

Das alte Testament der syrischen Kirche herauszugeben hatte WCureton übernommen: ERoediger, ZDMG 5 441.

Wie Cureton mir entgegentrat, als ich nach London kam, ist in den Symmicta 2 139 erzählt worden.

Ich war von meinem Ziele abgedrängt: Bunsen hätte, bevor er mir den Weg nach London ebnete, erkunden müssen, wie sein Freund Cureton sich zu meinen und seinen Plänen stellen würde.

Curetons, so weit der Text in Betracht kam, schon vor 1848 gedruckte syrische Evangelien sind, aus Gründen, die ich kenne, erst 1858 erschienen: von allem Anderen was Cureton (ZDMG 5 441 Symmicta 2 139) öffentlich und privatim für die Kritik des Bibeltextes verheißen hatte, hat nichts das Licht erblickt: ich weiß, daß es niemals angefangen worden ist. Nur Ich war gehindert worden: weiter war ja nichts nöthig. Alles sub specie amicitiae et sub specie aeterni, einem arglos immer aufs Neue glaubenden Kinde gegenüber.

So bin ich genöthigt gewesen, um das mir, nicht vom Staate, sondern vom Könige, gegebene Geld nicht umsonst zu verzehren, diejenigen syrischen Texte zu sammeln, die man — zum größeren Theile — kennt. Ich that es vom Oktober 1852 bis September 1853 — vom 11 Januar bis zum letzten Februar (oder März?) 1853 war ich in Paris — täglich von 10 bis 1½ Uhr. Die andere Zeit des Tages gehörte Bunsen. Was ich nach 1853 gesammelt, kann Jeder aus meinen Vorreden erfahren.

Danach wurde ich auf die Straße geworfen. Die Mittheilungen, welche mir 1. 2. 1854 schriftlich und im Januar 1855 mündlich über die Art gemacht wurden, in welcher die Halleschen Philosophen, Roediger, Bernhardy (als Decan) und der Curator Pernice sich über mich geäußert haben sollten, waren — wie ich endlich am 4 Januar 1887 erfahren habe — lügenhaft: es ist nicht meine Schuld, daß ich sie für wahrhaftig gehalten, und darum in Gedanken und Worten mir wohl gesinnten Männern Unrecht gethan habe. Es ist eine läßliche Schuld, wenn ein geborener Preuße sich nur schwer zu dem Glauben bequemt, daß hohe Beamte Preußens lügen können: deutsche Schriften 433 ff.. Meine Widersacher waren ISchulze, EWHengstenberg und später LWiese.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, was ich gesammelt, wenigstens in derjenigen Gestalt vorzulegen, in der allein ich, fast erdrückt von der Noth, Brot und Druckkosten zu verdienen, es 1854 bis 1861 vorzulegen im Stande war.

Ich habe einmal, unter Einsendung meiner Reliquiae, den Minister von Raumer auf mich aufmerksam gemacht: ich erhielt hundert Thaler, und was ich erbeten, ein Extraordinariat an der Berliner Universität, wurde nicht gewährt: 1241 U vom 31 Januar 1857. IulHPetermann genügte, vorausgesetzt daß er in Berlin anwesend war, von 1848 bis 1860 allen Anforderungen, die in Berlin an einen Vertreter der semitischen Philologie gestellt werden müssen. Ihm halfen die Herren RGosche und Haarbrücker in der aus den amtlichen Vorlesungsverzeichnissen leicht festzustellenden Art.

Ich hatte 1856 um eine Verlängerung der mir für die Benutzung einer Münchener Handschrift des Kirchenrechts gestellten Frist bitten müssen: ich hatte persönlich mein Gesuch dem GORR Wiese erläutert, und sah in Folge davon mich veranlaßt, Herrn Wiese, den ich sonst nicht behelligte, ein Exemplar der Reliquiae zu übersenden. Herr Wiese fügte in seiner geistvollen und herzlichen Weise zum Schaden den Hohn. Herr Wiese schrieb am 7 December 1856, im Hinblick auf meine Eingabe an den Minister:

Es werden Wenige im Stande sein, das von Ihnen Geleistete und die darauf verwandte Mühe ganz zu würdigen. Dergleichen einsame Studien müssen ihren besten Lohn in sich selber haben.

Wer mich irgend kennt, vermuthet, daß ich vom Anfange an vorhatte, die durch den Druck zugänglich gemachten Handschriften-Abklatsche später zu bearbeiten. Daß wer mit mir in irgend welcher Beziehung stand, dies wußte, folgt aus der Anzeige, welche Herr RALipsius 1859 im literarischen Centralblatte Nummer 30 von meinem Titus von Bostra gegeben hat.

Auch was in den Praetermissa und Fragmenta mit hebräischen Lettern gedruckt ist, woran Herr Noeldeke so oft seinen Witz geübt hat, sollte noch einmal erscheinen.

Um dies letztere handelte es sich natürlich nicht, als ich am 2 Juli 1875 dem Minister Falk die Bitte vortrug, mir 1500 Mark zur Anschaffung von syrischen Typen zu bewilligen, welche Typen Eigenthum des Staats bleiben sollten. Ich schlug vor, die in Smiths Thesaurus angewandten Oxforder Lettern zu kaufen, und erbot mich, da ich so wie so nach England gehn wolle, die Angelegenheit dort persönlich zu betreiben.

Daß sich 1875 ein Deutscher nicht in Paris um die Originale der Oxforder Schrift bemühen konnte, dürfte selbst Herrn Noeldeke einleuchten, dessen Dedicationen*) allerdings ab und zu Un-

*) Ich denke an die Widmung des Muhammed und an die der Aufsätze zur persischen Geschichte.

befangenen zeigen, daß ihm Manches nicht einleuchtet, was Anderen klar ist. Wie ich über die neue Oxforder — wie die meine, der alten Pariser Schrift nachgeschnittene — Syrisch schon 1871 dachte — von Herrn Euting war mit keiner Sylbe die Rede — erhellt aus meinen *Symmicta* 1 64₂₃ ff.*).

Daß die dem Minister bezeichneten Oxforder Typen denselben Pariser Typen nachgeschnitten sind, die ich 1886 bis 1888 habe nachschneiden heißen, liegt für jeden auf der Hand. Herr Euting hat 1875 weder mich noch den Minister berathen: es ist seiner mit keinem Gedanken und keinem Worte gedacht worden.

Meine nach allen Seiten hin vorsichtig verklausulierte Eingabe ist jeder Zeit vorzulegen.

Auf Grund einer mir von dem Herrn Minister gegebenen Ermächtigung habe ich mich Ende August 1875 nach Oxford begeben (daselbst JNutt, IBywater, VvRosen, MMüller gesprochen), und die nöthigen Verhandlungen gepflogen, die zu einem Ergebnisse nicht führten. Die — den jetzt für mich nachgeschnittenen Pariser Typen nachgeahmten — Oxforder Typen, die mir, weil sie dies waren (ohne Herrn Eutings »Beihülfe«) als die erwerbenswerthesten erschienen, waren nicht zu erwerben. Darüber ist an den Herrn Minister am 16 Oktober 1875 berichtet worden. Auch dieser Bericht ist jeder Zeit vorzulegen.

Auf die mir zum Ankaufe syrischer Typen bewilligte Summe habe ich, um dies beiläufig zu erwähnen, am 22 Januar 1877 verzichtet. Warum ich dies gethan, könnte mitgetheilt werden: es würde freilich mehr als Eine gefeierte Tagesgröße durch die Mittheilung sich unangenehm berührt fühlen. Auch die Antwort des Ministers auf diese Eingabe ist zur Stelle.

Ich bin der Frage nach syrischen Typen im Frühjahr 1886 in einer mündlichen Besprechung näher getreten, die ich, besonders nach Leipzig gereist, mit Herrn Iohannes Baensch-Drugulin gehabt. Auf diese bezieht sich ein Brief Drugulins vom 21 April 1886, und ein Brief Georg Hoffmanns vom 22 April 1886.

Von Herrn Euting ist dabei gar keine Rede gewesen.

In einem — jeder Zeit vorlegbaren — Briefe des Herrn Baensch-Drugulin vom 8 Mai 1886 zeigt dieser Herr an, daß er »die zwei

*) »Wie vortrefflich und wie praktisch ist Payne Smiths thesaurus ausgestattet! Wenn wir selbst nichts Brauchbares leisten können, dann wollen wir einfach aus London das nöthige Material verschreiben, und werden dabei, so viel ich sehe, in jeder Beziehung, auch im Geldpunkte, besser fahren als bei den jetzigen, völlig unerträglichen Zuständen.«

von mir angegebenen Bände von der Leipziger Universitätsbibliothek« erhalten.



Welche Bände das gewesen sind, erhellt aus meinen Akten nicht. Ich operierte mit dem 1827 zu Paris gedruckten **صلاة الحمد الربيع**: die Photographie, welche Drugulin, auf den von mir gewünschten Kegel reducierend, anfertigen hieß, und von der ein Exemplar noch heute vorgewiesen werden kann, zeigt eine Seite [١٤١] einer den syrischen und arabischen Text in parallelen Columnen gebenden, ebenfalls in Paris, mit den Typen*) jenes **صلاة** gedruckten neuen Testaments, das Herr Drugulin gekauft, das ich im Oktober 1887 bei ihm als den Archetypus seiner neuen Syrisch in Händen gehabt habe.




Von Herrn Euting ist noch immer nicht die Rede.

Auch als ich verlangte, daß die Vokale und Pluralpunkte — deren Festigkeit ist kein geringer Vorzug der neuen Schrift — angegossen werden sollten, war von Herrn Euting nicht die Rede.



Es hat sich dann darum gehandelt, die gewählte Schrift hier und da zu bessern. Verbesserungsversuche Eutings, über welche ich, da Herr Baensch Eutings Briefe mir nicht geschickt hat, Näheres nicht mittheilen kann, — ich weiß nur von *meinen* eigenen Bemühungen — haben zu einem Ziele jedenfalls *nicht* geführt. Es war nöthig jeden eingreifenderen Versuch zu bessern aufzugeben, und der Stempelschneider hat gemessenen, stets aufs Neue eingeschärften Befehl erhalten, unter Berücksichtigung der in meinen Mittheilungen § 105 angegebenen Generalanweisungen, die Vorlage, die alte Pariser Schrift, schlechtweg nachzuschneiden. Ich unterließ jede Verbesserung als die von mir — nicht von Herrn Euting — vorgeschlagene Verkürzung des **و** und **ج**, weil der sehr fleißige und in seiner Art geschickte Arbeiter des Herrn Baensch sich aus Zeichnungen und Beschreibungen nicht zurecht zu finden vermochte. RDuvals neue Syrisch ist von einem Künstler geschnitten, der allerdings auf reiche Leute als Druckende rechnete: Drugulins Nachschnitt der alten Pariser Syrisch entbehrt — trotz meiner Korrekturversuche, und trotz der sogar das Mikroskop zuziehenden »Beihülfe« des Herrn Euting (soweit eine solche überhaupt eingetreten ist) — des Anonymen, wie dies nur das Auge und die Hand des Künstlers geben kann: dafür ist sie wenigstens höchst ersparlich: daß sie dies ist, ist nur Mein Verdienst. **و** ist auf mein Geheiß nach dem **و** Teubners gearbeitet.

*) Kleine Verschiedenheiten bestehn zwischen den Drucken: der Pariser syrische Psalter von 1625, der am Besten hätte dienen können, ist leider nicht in meinem Besitze.

Daß bei einem *Nachschnitte* jede »Beihülfe« des Herrn Euting *mir* nutzlos gewesen wäre, liegt auf der Hand. Daß eine solche in irgend erheblicher Weise auch für den Stempelschneider nicht eingetreten ist, ergibt sich für jeden der sehen kann, wann er meine Schrift (Mittheilungen 3 105 ff.) und jene Pariser Ausgaben von 1827 oder noch besser den Pariser syrischen Psalter von 1625 [so] neben einander legt. Was sich nicht deckt, beruht auf einem Misingen der Nachahmung, nicht auf dem Rathe irgend eines Sachverständigen, auch nicht auf dem des Herrn Euting: über  3  habe ich mich schon geäußert.

Herr Euting ist allerdings zu Anfang des Geschäfts (mit Anderen) um ein *Gesammturtheil* über die *Pariser* Schrift angegangen worden. Mein Gedächtnis kann mich trügen, aber so lange ich nicht beweisende Briefe des Herrn Baensch an Herrn Euting und des Herrn Euting an Herrn Baensch vor mir liegen habe, glaube ich nicht, daß in diesem Stadium der Angelegenheit Herr Euting irgend welchen Rath gegeben hat. Was Herr Baensch mir unter dem 24 Juni 1889 geschrieben, beruht auf dunkler Erinnerung, und ist nicht in Allem genau, soweit wenigstens wie ich mich der Thatsachen entsinnen kann. Daß ich als Gentleman der Sache auf den Grund gehn will, habe ich durch die Herrn Baensch ausgesprochene Bitte um Mittheilung des Materials deutlich bewiesen. Es ist nicht meine Schuld, daß ich dies Material noch nicht erhalten habe. *Später* konnte der Stempelschneider mit  und , vielleicht auch mit einigen andern Zeichen, nicht zu Rande kommen. Es handelte sich aber da nicht um eine Korrektur der Vorlage, sondern darum, zu erfahren, worin die Mangelhaftigkeit der Nachbildung lag. Wenn ich für meine Lettern über alles das dem damals von Herrn Euting — nicht beim *Angeben* einer Type — Geleisteten Analoge vor mir her trompeten heißen wollte, dann hätte ich viel zu thun. Es fällt mir aber nicht ein. Ich gebe eine Probe davon was Herr Euting zu Stande gebracht hat (die fehlerhaften  gehn demnächst als unverwendbar zurück):





Gewis eine Leistung. Solche   sind mir geliefert, und von mir verworfen worden. Die nöthige Correspondenz darüber ist mit Herrn Drugulin von Herrn FWKästner geführt: die Type, ohne daß man Herrn Euting benachrichtigt hätte, was ihm nur wehe gethan haben würde, so gut es gieng, durch mich verbessert.






Es ergibt sich:

Nicht Herr Euting hat sich bewogen gefühlt, die Herstellung einer brauchbaren syrischen Schrift in die Hand zu nehmen,

Nicht Herr Euting hat vorgeschlagen, die alte Pariser Syrisch nachzuschneiden.

Nicht Herr Euting hat die in den Mittheilungen 3 105 zu lesenden GeneralRegeln formuliert.

Herr Euting hat für die in Rede stehende Schrift den Stempelschneider, nicht Herrn Baensch und nicht mich — ich habe die Correspondenz nicht geführt —, darüber belehrt, worin seine Nachahmung des übrigens nicht sehr tauglichen Pariser  falsch war: die , über deren mislungene Nachahmung Herr Euting ebenfalls, von Herrn Baensch, befragt worden ist, hat Herr Euting nicht in Ordnung gebracht.

Nachdem die Schrift nach Göttingen geliefert worden war, ergab sich erstens, daß Herr Drugulin einen brauchbaren Gießzettel nicht gehabt hatte: häufig vorkommende Zeichen waren selten, seltene häufig da, und einige, wie  , fehlten ganz. Es ergab sich zweitens, daß trotz meiner ausdrücklichen Anweisung nicht alle Typen »im Fleische« lagen, und daß  in Folge davon sehr oft oben abbricht. Es ergab sich drittens, daß   u. dgl. m. nicht schön aussah. Es wurde daher — unter großer (mir sehr unangenehmer) Zeitvergeudung noch geändert und ergänzt: namentlich wurde ein steileres Lamed beschafft, auf das ich im ersten Unmüthe, wohl wissend für was für ein Publicum ich mit diesen Typen drucken werde, verzichten wollte. Die hierfür nöthigen Briefe hat Herr FWKästner geschrieben: von Herrn Euting ist dabei nie die Rede gewesen.

Es wird sich jetzt ermeszen lassen, was von des Herrn Noeldeke Ausdrücke zu halten ist

die von Lagarde mit Eutings Beihülfe angegebene neue syrische Schrift.

Ich bin als junger Mann des Plagiats geziehen worden. Die mich seiner ziehen, logen.

Nachmals hat mich der Wiener Akademiker Friedrich Müller in der schamlosesten Weise ausgeplündert. Als ich gefeierte Tagesgrößen ersuchte, sich meiner anzunehmen, haben sie mir die erbetene und zu fordernde Hülfe verweigert. Die vollständige Ausgabe des *ersten* Bandes meiner *Symmicta* ist in einzelnen Exemplaren erhalten, und für zwanzig Mark durch Dieterich zu beziehen. In ihr steht Näheres.

Noch später ist Herr Heinrich Hübschmann auf der Scene erschienen, ein *ἀνήρ δίγλωσσος*.*)

*) PdeLagarde, aus dem deutschen Gelehrtenleben 88 ff. Mittheilungen 1 140 ff. 2 38 ff.






Alle hier Betheiligten sind Freunde des Herrn Noeldeke, der also ein Interesse daran hat, mir nachzuweisen, daß ich selbst nicht Jedem das Seine gebe, der ein Interesse daran hat, meine Scheltreden gegen Plagiatoren drastisch zu widerlegen.

Der Erweis ist mislungen.


Ich bin reich genug, anzuerkennen was ich Anderen danke: daß ich unter allen Umständen die Pflicht, jedem das Seine zu geben, mit Eifer selbst übe, kann nur ein Dummkopf oder ein Bube zu bezweifeln wagen. Wo ich nichts anerkenne, habe ich nichts anzuerkennen. Des Herrn Euting Brief habe ich selbst abgedruckt: mag nun jeder, der sich für urtheilsfähig hält, sich ein Urtheil selbst bilden. Daß er die neue Syrisch »angeben« helfen, behauptet Herr Euting selbst *nicht*: diese wahrheitswidrige Behauptung ist ausschließliches Eigenthum des Herrn Theodor Noeldeke.

Es ist anzunehmen, daß der in Deutschland geborene Herr Noeldeke weiß, was die deutsche Redensart bedeutet, einem Schriftgießer eine »Schrift angeben«. Herr Noeldeke mußte auch wissen, daß Herr Euting mir, als ich dem Hause Drugulin eine »neue syrische Schrift angab«, keinerlei *Beihilfe* geleistet hat, daß vielmehr die Einsicht, es sei die alte Pariser Syrisch nachzuschneiden, diese Syrisch sei mit angegossenen Lesezeichen zu versehen, und sie sei als Textschrift in der jetzt vorliegenden Größe zu halten, mein Eigenthum war, und nur von mir zur Ausführung gebracht worden ist: Herr Euting hat nicht mit einem Hauche seines Mundes dazu beigetragen. Nichts desto weniger hat Herr Noeldeke geschrieben was er geschrieben hat: jedermann wird fühlen, warum. Herr Noeldeke wird selbst am besten beurtheilen, sowohl was sich für ihn schickt, als was zur Erreichung seiner Zwecke in einem Lande dienen kann, dessen leitendes Blatt die norddeutsche allgemeine Zeitung ist. Deshalb verliere ich an Herrn Noeldeke kein Wort. Ich stelle aber mit Freuden fest, daß gegen mich nur noch Waffen von der dem Herrn Noeldeke und seinem Collegen vom Centralblatte, Herrn A.Berliner, wie dessen Bedienten Güdemann und Loeb belegbar erscheinenden Art angewendet werden können.

Niemand wird aus meinem im November 1888 öffentlich abgestatteten Berichte etwas Anderes als Bewunderung der Stempelschneider des alten Frankreich und dankbare Anerkennung Franzens de Brèves, als Lust daran, etwas Gutes gefördert zu haben, herauslesen können. Keine Spur davon, daß ich mich etwa *meiner* Schrift gerühmt hätte, die ja auch *mein* gar nicht ist. Der diametrale Gegensatz zwischen Herrn Noeldeke und mir ist klar. Statt sich zu freuen, versucht Herr Noeldeke zu schaden und zu beleidigen.

Herr Noeldeke hat eine in meinen Mittheilungen 2 246 beleuchtete Kritik, welche zwei Goettinger Professoren genau so wie ich verstanden hatten, und die wahrscheinlich jeder Unbefangene wie ich verstehn wird, dadurch (ebenda 352) der Antikritik entzogen, daß er andeutete, ich habe ihn misverstanden.*) Möglich, daß er auch sein »unter Beihülfe Eutings angegebene« jetzt für misverstanden erklärt. Denn genaue Betrachtung der in meinen Mittheilungen 3 106 107 gegebenen Probe der neuen Drugulinschen Syrisch muß jedem zeigen, daß dieselbe ein thunlichst treuer Nachschnitt der de-Brèves'schen Syrisch, und daß Herr Euting, der *zu Anfang* der ganzen Angelegenheit, als es sich für uns noch darum handelte, die Vorlage wo es Noth that, zu verbessern, von Herrn Baensch *vielleicht* beigezogen worden ist — Baensch legt Eutings Briefe trotz meiner Bitten *nicht* vor —, dessen *etwaige* Rathschläge aber für die endgültige Arbeit *nicht* benutzt worden sind, bei ihr *nicht* betheilig ist, es wäre denn, daß er dem mit dem  nicht zu recht kommenden Stempelschneider — nicht mich — angewiesen hätte, wie er diese Type nachzuahmen habe. »Angewiesen« hat Herr Euting auch das  nicht: meiner Erinnerung nach beschrieb er, in welcher Weise die Syrer selbst den Buchstaben  bilden: er wollte dadurch dem Stempelschneider auf den Weg helfen. Die  und  betreffenden Anweisungen des Herrn Euting waren, falls mich mein Gedächtnis nicht täuscht, auf die oben von Herrn Baensch erwähnten Zettel geschrieben. Ich bemerke noch, daß

*) Herr Nöldeke hat auch für erlaubt erachtet, meine »persischen Studien« dadurch herabzusetzen, daß er eine Aeußerung von mir verdrehte. Für mich handelte es sich in jenen Studien um das Wörterbuch, nicht um die Grammatik. Ich habe in diesen Studien die Thatsache festgestellt, daß in Persien lebende Juden späterer Zeit in ihren Uebersetzungen des alten Testaments Vokabeln brauchen, welche dem islamisch gewordenen Persien fehlen, die uns bisher nur aus dem Awesta bekannt waren. Ich habe aus dieser Thatsache geschlossen, daß jene Uebersetzungen für den Lexikographen der persischen Sprache unentbehrlich seien: jene Juden schrieben doch wie sie sprachen: jene awestischen Vokabeln sind also in ihren Kreisen noch nach David Qamhi umgelaufen, und somit ist der Awesta aus jenen Uebersetzungen zu erläutern, und ist die Heimath des Awesta, ist die Geschichte der neupersischen Sprache eine andere als man bisher annahm. Das hatte Ich gesehen, und zuerst und allein gesehen. Herr Noeldeke belehrt seinen Anhang, jene Uebersetzungen der in Persien lebenden Juden seien [als Interlinear-Uebersetzungen] für die *Grammatik* werthlos, und darum nicht so wichtig wie ich — der Lexikograph! — denke. So etwas wagt man nur als Parteihaupt zu schreiben, als Haupt einer blinden und bigotten Partei. Es genügt, für die Nachwelt den Thatbestand anzugeben, und dann auf althochDeutsche und altEnglische InterlinearGlossen größten Werthes zu verweisen. LCB 1884 Spalte 888 ff.

das  der von mir gelieferten Vorlage (oben 269) von dem des von Herrn Drugulin photographierten Druckes etwas abweicht. Dies soll hier öffentlich gerne anerkannt werden. Die Daten der ihm geschriebenen Briefe des Herrn Baensch gibt Herr Euting selbst an.

Ich bin es auch gewesen, der die Anfertigung der Schrift durch die Zusage ermöglicht hat, auf alle Fälle für eine bestimmte, für meine Verhältnisse recht bedeutende Summe von den neuen Typen zu kaufen. Durch Drugulins Brief vom 27 Februar 1888 weiß ich, was die Herstellung der neuen Syrisch gekostet hat. Ich hatte mich verpflichtet, ein mit 1100 Mark unter dieser Summe zu berechnendes Gewicht der neuen Typen zu erwerben: in Wahrheit habe ich tausend Mark mehr bezahlt oder zu bezahlen, als Herr Drugulin für seine Schrift selbst ausgegeben hat. Da ein Gießzettel dem Herrn Drugulin fehlt, wird ein Theil des Gelieferten, nachdem ich 32 Seiten Quart als Probe abgesetzt haben werde, als unverwendbar zurückgehen, und dadurch vielleicht meine Belastung etwas geringer werden.

Daß ich zu der großen Plage und zu den Kosten, die mir (durch drei Reisen nach Leipzig) die Herstellung dieser Schrift gemacht, zu der kaum zu ertragenden Belastung meines Einkommens, welche die Anschaffung dieser Schrift mir auferlegt, nun auch die Annehmlichkeit, auch den Zeitverlust, zu tragen habe, welchen Herrn Noeldekes geflissentlich gewählter, wahrheitswidriger Ausdruck mir verursacht, das wird dem Herrn Akademiker Noeldeke gewis zur Freude gereichen. Seiner Valetaille ist er ja sicher.

Zuletzt stelle ich fest, daß ich nach meiner Erinnerung und nach meinen Briefbüchern seit dem 4 Juli 1876 an Herrn Euting über syrische Schrift nichts geschrieben habe: gelegentliche Nachlässigkeit in Führung der letzteren ist freilich nicht ausgeschlossen. Die vielen tausend Postkarten, die ich aufbewahre, kann ich nicht ausdrücklich durchsuchen: auf einer Postkarte werde ich ja aber wohl jene »Beihülfe« nicht geleistet bekommen haben.

Mein Brief an Herrn Euting vom 4 Juli 1876 lautete:

Geehrter Herr Die Ausgaben für meine Drucke und der Mangel an Theilnahme an meinen Arbeiten sind so groß, daß ich mich genöthigt sehe, einen Theil meiner Bibliothek zu verkaufen, um nicht in zu arge Bedrängnis zu kommen. Vielleicht können Sie einiges, was ich verzeichne, für die Straßburger Bibliothek brauchen. Zahlung ist vor dem zweiten Januar nächsten Jahres nicht nöthig, wenn sie auch früher erwünscht ist.
Ergebenst PdeLagarde.

Am 5 und 7 Juli 1876 kaufte Herr Euting (die Briefe liegen vor)

für jene Bibliothek um 90 Mark Bücher von mir: von syrischen Typen steht in diesen Briefen nichts*).

Ich habe am 22. 1. 1883 Herrn Euting gebeten, eine von meinem Schüler Professor ADuff [Bradford] mir eingesandte arabische Münze, ich habe am 2. 5. 1883 ihn gebeten, ein Herrn Professor Leonhard [jetzt in Marburg] interessierendes arabisches Siegel zu bestimmen, was er mit dankenswerther Bereitwilligkeit gethan hat. Sonst sind ihm von mir einige Kreuzbänder zugegangen, als letztes die Recension über Bezolds Schatzhöhle, die ich doch Herrn Noeldeke nicht wohl selbst schicken konnte.

Ich will auch noch hinzufügen, daß ich auf einen Brief vom 20. 10. 1877 von der Imprimerie nationale zu Paris — es handelte sich zunächst um griechische Typen — beschieden worden bin (es zeichnete Hauréau), daß diese Imprimerie Typen nicht verkaufen dürfe, daß ich in Folge dieses Bescheides aufgeben mußte, falls ich einmal die Mittel hätte, die alte pariser Syrisch zu erwerben, und daß ich auf mein Anerbieten vom 30 Juni 1879, Syriaca in London zu drucken (man erkunde, wem die Oxforder kleine Syrisch gehört) einen Preis genannt erhalten habe, welchen ich nicht bewilligen konnte. Auch für diese beiden Briefe habe ich einer »Beihülfe« seitens des Herrn Euting mich nicht zu erfreuen gehabt, derselben aber auch nicht bedurft.

Ich überlasse dem Leser zu ermessen,

1. ob Herr Euting in seinem Schreiben mir bei der »Angabe« der neuen Syrisch Drugulins eine Beihülfe geleistet zu haben, oder ob er — in angegebenen Fällen — dem Stempelschneider Drugulins Anweisungen gegeben zu haben behauptet, die ich für irgend erheblich zu halten keinen Grund habe:

2. ob Herr Noeldeke über den Thatbestand Bescheid wissen mußte, ob er drucken durfte, was er gedruckt hat.

Das Vorstehende war zum Drucke fertig (und muß jetzt Ehrenhalber bleiben, wie es gedruckt werden sollte), als am 24 Juli früh folgender Brief des Herrn Iohannes Baensch-Drugulin eintraf.

*) Später habe ich, und zwar mehr als ich 1876 nach Straßburg abgeben wollte, an Trinity College in Cambridge verkauft: Fragmenta Vorrede. Briefe an AldisWright vom 7. 2. und 19. 2. 1879, AldisWrights Antworten vom 17. 2. und 6. 3. 1879.

Ich finde mich nicht veranlaßt, eine Sylbe weiter zu sagen, sondern setze nur, um das oben 268₃₅ 269₃₄ 276₂ Geäußerte zu erhärten

﴿١٠٠٠﴾ ﴿١١١١﴾ ﴿١٢٢٢﴾

her, und bitte, auf ı sowie auf die Stellung der Seyâmîn zu achten, deren rechter Punkt für mein Auge oft höher steht als der linke. Derartiges sehe ich, Gott Lob, sogar ohne Mikroskop: gegen Mittheilungen 3 106₁₁ wollte Herr Baensch nichts mehr ändern.

Ich möchte Herrn Baensch nicht gerne mehr Verdruß machen als nöthig ist. Hat er gleich als Geschäftsmann berechtigter Weise durch die neue Syrisch keinen Schaden leiden wollen, so hat er doch daneben den Ehrgeiz gehabt, etwas Gutes zu liefern.

Was ich über Herrn Nöldekes Aeußerung denke, dürfte ohne meine »Beihülfe« jedem Ehrenmanne klar sein.

Nachtrag.

Ich habe oben 266₈ des Herrn RGosche gedacht, und halte mich daher verbunden, eine Uebersicht über dieses Gelehrten Thätigkeit zu geben. Ich darf glauben, daß ich neben den Herren Petermann, Gosche, Haarbrücker hätte dienen können, ohne daß die Berliner Universität dadurch Schaden gelitten hätte.

Herr Richard Gosche erscheint in den indices lectionum der Berliner Universität zuerst im Sommer 1853. Er las (die Zahl der Stunden, die er zu lesen versprach, setze ich in eckige Klammern):

Sommer 1853 gratis introductionem in historiam litterarum universalem tradet [1].

privatim 1. grammaticam Persicam [2],

2. historiam Persarum Arabumque litterariam docebit [3].

Winter 1853/1854 gratis de Goethio ejusque aetate disseret [2].

privatim 1. grammaticam Persicam adiuncta interpretatione libri Schahname docebit [2].

2. de codicibus Arabicis Persicisque legendis sive palaeographiam Arabico-Persicam exponet [2].

Sommer 1854 gratis 1. introductionem in historiam litterarum universalem dabit [2].

2. historiam poseos Arabicae Persicaeque adumbrabit [1].

privatim grammaticam Neopersicam docebit [2].

privatissime scholas Zendicas et Persicas offert.

- Winter 1854/1855 gratis de litterarum artiumque Hispano - Arabicarum cultu disseret [2].
privatim historiam litterarum universam enarrabit [4].
privatissime scholas Zendicas et Persicas offert.
- Sommer 1855 gratis grammaticam Persicam docebit [2].
privatim historiam litterarum medii aevi enarrabit [4].
- Winter 1855/1856 gratis de Goethii carminum poesin orientalem imitantium collectione (westöstl. Diwan) disseret [2].
privatim 1. historiam litterarum medii aevi enarrabit [4].
2. Saadii librum Persicum Gulistan interpretabitur [2].
privatissima Persica et Zendica offert.
- Sommer 1856 gratis 1. linguam Persicam docebit [2].
2. de arte Arabum Persarumque poetica disseret [1].
privatim 1. historiam litterarum medii aevi enarrabit [4].
2. Turoldi ut ferunt carmina vetera Franco-gallica de Rolando explicabit [3].
- Winter 1856/1857 gratis introductionem in historiam litterarum universam adumbrabit [2].
privatim 1. historiam litterarum Arabicarum Persicarumque enarrabit [3].
2. grammaticam Persicam et Firdosii carmen regium exponet [2].
- Sommer 1857 gratis 1. grammaticam Pehlevicam s. Persicam mediam docebit [1].
2. de poesi Iudaeorum medii aevi disseret [2].
privatim historiam litterarum comparatam adumbrabit [4].
- Winter 1857/1858 gratis de Goethii carminibus poesin orientalem imitantibus (westöstl. Diwan) disseret [1].
privatim 1. Saadii Gulistanum praemissis artis Arabum Persarumque poeticae et rhetoricae lineamentis interpretabitur [3].
2. historiam litterariam Semitarum imprimis Hebraeorum Syrorum Arabum enarrabit [3].
- Sommer 1858 gratis de linguarum Arianarum s. Iranicarum indole atque historia disseret [1].
privatim historiam litterarum universam enarrabit [4].
- Winter 1858/1859 gratis historiam litterarum recentiorum enarrabit [2].
privatim 1. historiam litterarum universam tradet [4].
2. grammaticam Persicam et artem metricam docebit interpretatione Firdosii [3].
- Sommer 1859 gratis de historia poeseos Arabicae et Persicae disseret [1].

- privatim grammaticam Persicam docebit adiuncta scriptorum Persicorum interpretatione [3].
- Winter 1859/1860 gratis de philosophis Arabum disseret [1].
privatim 1. historiam litterarum universam enarrabit [5].
2. grammaticam Persicam docebit adiuncta scriptorum Persicorum interpretatione [3].
- Sommer 1860 gratis de linguarum Semiticarum indole et fatis disseret [1].
privatim 1. historiam litterarum Arabicarum Persicarumque enarrabit [3].
2. grammaticam Persicam adiuncta scriptorum Persicorum interpretatione explicabit [3].
- Als Professor extraordinarius designatus:
- Winter 1860/1861 publice de indole et fatis linguae Hebraeae disseret [1].
privatim 1. historiam litterarum recentiorem enarrabit [4].
2. grammaticam et historiam comparatam linguarum Iranicarum s. Medopersicarum delineabit [3].
privatissime sed gratis exercitationes historico-litterarias instituet [1].
- Sommer 1861 publice de poesi Iudaica disseret [1].
privatim historiam medii aevi litterariam enarrabit [4].
- Winter 1861/1862 publice de Lessingii vita et scriptis disseret [1].
privatim 1. historiam litterarum orientalium inprimis Arabum Persarumque enarrabit [3].
2. grammaticam Persicam docebit addita carminis epici Shahnâme interpretatione [3].
- Sommer 1862 publice introductionem in historiam litterarum universam adumbrabit [1].
privatim 1. historiam litterarum antiquam usque ad Theodosii aetatem enarrabit [4].
2. grammaticam Persicam docebit adiuncta scriptorum Persicorum interpretatione [3].
- Winter 1862/1863 publice de Goethii carminibus orientalibus (westöstlicher Diwan) disseret [1].
privatim 1. historiam litterariam medii aevi enarrabit [4].
2. grammaticam linguae Persicae tam veteris quam recentioris docebit [3].

Neben seinem akademischen Amte bekleidete Herr Gosche auch das eines Custos an der königlichen Bibliothek, als welcher er den Catalog der

arabischen Handschriften *nicht* gemacht hat (Ahlwardt, Verzeichniß iij [1871]).

Er wurde als Emil Roedigers Nachfolger Ostern 1863 nach Halle gesandt: die theologische Facultät zu Leipzig ernannte ihn damals ehrenhalber zum Licentiaten der Theologie.

Weiteres über des Herrn Gosche Leben stellte ich in den *Symmicta* 2 77 ff. zusammen. Auf das dort Geschriebene verweise ich.

Ueber die litterarische Thätigkeit des Herrn Gosche berichten die Buchhandlungskataloge besser als ich es vermag.

Am 6 October 1876 war Herr Gosche in Halberstadt Candidat der liberalen Partei für den Landtag: *Nationalzeitung* von diesem Tage. Doch dauerte die Candidatur nur bis zum 12 October: *Nationalzeitung* von diesem Tage.

Am 5 März 1880 diente Herr Gosche (*Nationalzeitung* von diesem Tage, Nummer 109) mit den Herren Franz Hirsch und Ernst Eckstein zusammen in Leipzig als Schiedsrichter über »humoristische Preisarbeiten«.

Der objektiv urtheilende, unfehlbare Staat hatte, wie man sich überzeugt haben wird, Recht, als er [1860] 1863 nicht mich, sondern Herrn Gosche als des Semitisten Emil Roediger Nachfolger nach Halle schickte, und Herr Gosche hat Alles gethan, um mir durch hervorragende Leistungen die mir als dem Unwürdigeren wider den Willen des Halleschen ordo philosophorum zu Theil gewordene Nichtberücksichtigung erträglich zu machen. Er lieferte von 1863 bis 1889 außer den Theaterkritiken usw. der *Saalezeitung* für die Semitistik Folgendes:

Jahrbuch für Litteraturgeschichte, 1865. Ein ähnliches Werk nachmals bei Teubner.

Die zehnte Muse. Ein philologischer Festprolog. 1868.

Sendschreiben an Herrn Professor Zarncke über einen getauften Juden Paulus Aemilius, und was mit ihm zusammenhängt. 1872.

Aus deutschen Lesebüchern, erläutert für Schule und Haus [mit zwei Dietlein und einem Polack zusammen] 1881—1884.

Georg Ebers, der Forscher und Dichter. 1886.

Richard Wagners Frauengestalten, erläutert mit 12 photographischen Illustrationen. 1887.

Irre ich nicht, so ist Herr Gosche auch bei einer Ausgabe der Werke Lessings betheiligt gewesen.

24.

 Die Interpunction in meiner Bibliotheca Syriaca.

Schluß eines längeren und eines besonders deutlich selbstständigen Satzes, so wie einer Gruppe zusammengehöriger Sätze ❖

Schluß eines weniger selbstständigen Satzes :

Neben anderen stehende Theile eines Satzes werden geschlossen durch .

Relativsätze durch .

Vordersätze durch .

Fragesätze durch .

Appositionen und Vocative werden eingeleitet und begrenzt durch ..
Vor Satztheilen, welche eine Begründung des vorherstehenden geben, oder von einer Absicht berichten, steht :

Unterabtheilungen eines Satzes (wie sie durch Innehalten der Stimme ausgedrückt werden), soferne sie nicht durch die vorstehenden Bestimmungen bereits erledigt sind, enden in einen unter der Zeile stehenden Punkt .

Doppelte Interpunction nur am Satzende.

Die Interpunction ist nicht pedantisch zu handhaben, sondern ausschließlich zu dem Zwecke, Anfängern das Verstehn, Vorgeschnittneren ein rascheres Verstehn zu ermöglichen.

25.

 Genesis 46 13.

Die Namen zweier der vier Söhne Issachars, וּרְמִיָּה *Wurm* und טַנְגָּ *Tang**), sind meines Wissens noch nicht erklärt worden. Rosenmüller³ 661, Tuch² 464, Keil² 281, Delitzsch⁴ 485, Dillmann⁵ 429, Delitzsch »neuer Commentar« 493 schweigen sich satt.

Ich habe schon als Lehrer am Werderschen Gymnasium — ich denke seit 1857 — das vorgetragen, was seit 1870 in den Sym-

*) فوة *Krapp*, Loew § 251 kenne ich: was Estienne und Georges (2652 Mitte) bringen, genügt für mich vollständig. Was AdeCandolle Culturpflanzen 52 ff. vorträgt, ist kläglich. Φύκος ist nicht *rubia*, Plinius ϑ [17] 47.

micta 1 55 zu lesen steht, und manches Andere was wahr ist, ebenfalls. Die geographischen Kapitel des [späten] Iosue hielt und halte ich für IdealGeographie, dem Tempelbilde Ezechiels entsprechend, das IdealArchitektur ist. Wie in meiner Geographie Deutschlands meinen Jungen gegenüber uns im Westen von dem Nachbarn der Wasgenwald und die Maaß schieden, obwohl die Karten und die Lehrbücher anders aussagten, und wie bis zum Maine Alles blau, südlich vom Maine alles gelb*) anlief — es werden Hunderte sich dieser Ausdrücke entsinnen: die Feldpostkarten meiner Schüler redeten von der Sache —, so vertheilte auch der Verfasser des Buches Iosue das Fell eines noch nicht gejagten, aber zu jagenden Thieres. Nicht aus den Urkunden, die er nicht kannte, sondern mit der Phantasie des jüdischen Patrioten that er es. Also die Geographie des »Iosue« beweist mir nach rückwärts nichts: sie beweist höchstens nach vorwärts, wann Israel erst wieder da vereint sein wird, wo es zu Hause gehört.

Deut. 33¹⁹ wohnt Issachar am Meere. Das ist das älteste Zeugnis, das wir haben: ihm müssen wir bis auf Weiteres am meisten glauben. Issachars Einer »Sohn« hieß *רוֹלֵעַ*, weil er mit der *תּוֹלְעַת שָׁנִי*, der *Purpurschnecke*, ein zweiter *סִירָה*, weil er mit *Seetang* = *φῦκος* färbte. Letzterer grundierte nur: darum steht er, als der minder Vornehme, nach. An der phoenicischen Küste pflegte so etwas zu geschehen: Issachar war gewis findig genug sich zu »betheiligen«. HEstienne unter *φῦκος*, Georges unter *fucus* liefern die nöthigen Nachweisungen. OS² 32²¹ 38²⁴ 207⁹⁴.

Voraussichtlich sind die Issachariden *שְׂמֹרֶךְ* und *יֹזֵב* ebenfalls nur *ἡρώες ἐπόνυμοι*: leider steht die Lesart bei diesen Namen nicht fest, und den Einen nach Gen. 49¹⁴ und *יֹשֵׁב עַל הַשְּׂמֹרִים*, den Anderen als eine Art »Sachsengänger« zu deuten, ist vorläufig noch unzulässig.

25.

 Noch einmal t'e pnote efôneh.

Am 8 Juli 1889 erhielt ich folgendes Schreiben:
 Sehr geehrter Her^[so]. Wien 6. Juli 1889 III Reiserstrasse 9c
 Die Einsichtnahme Ihrer Bemerkungen über den Namen

*) Deutsche Schriften, Gesamtausgabe, 107 ff.

Joseph's — Götting. gelehrte Anz.^[so] — veranlasst mich Ihnen den Vortrag zu senden, den ich seinerzeit am 29. Sept. 1886 am Oriental. Congress Wien gehalten habe. Denn ich muss annehmen — bei der Sorgfalt mit welcher Sie sonst nach dem Worte des Evangeliums bemüht sind Jedem das Seine zu geben — dass Ihnen derselbe entgangen sei. Dies konnte um so leichter geschehen als seit Jahr und Tag aus den sonst sehr genauen Literatur-Berichten der Aeg. Zeitschrift mein und einiger befreundeter Herren Name verschwunden ist, was wir wohl der liebenswürdigkeit des H. Stern verdanken.

Durch eine Mittheilung in einer der letzten Nummern des Jahrg. 1886 der Academy ist der wesentl. Inhalt meines Vortrags auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden.

Ich habe den von Ihnen citierten Aufsatz noch nicht gelesen. Aber ich denke, dass von der von mir vorgeschlagenen Erklärung zu dieser neuen nur ein kleiner Schritt ist, den ich nicht gehen konnte und wollte^[so] da mir die fragl. hierogl. Form nicht vorlag. Sollte es dem Berliner Herrn gelungen sein den fragl. Namen in Hierogl. nachzuweisen so soll es mich freuen. Ich habe ausserdem noch an p.nte also t'(d) p-nte ef-oneh[*] „Es spricht ??????? der welcher lebt“ gedacht. Will man weiter gehen so kann man an die Ableitungen des Namens Jahwe', von חַיָּה „leben“ [**] erinnern | : Der Diener des lebenden : |

Hochachtungsvollst J Krall

NB. Ob t'd wirklich „spricht“ heisst ist *sehr* zweifelhaft. Es heisst wie Stern seinerzeit vermuthet hat vielleicht „der Diener“ oder ähnliches.

Ich beantwortete dies Schreiben sofort folgendermaßen:

Göttingen 8. 7. 89

Ihren so eben erhaltenen Brief, geehrter Herr, werde ich zum Abdrucke bringen, und Ihnen einen Abzug des Abdruckes zusenden.

Schon heute bemerke ich, daß mein Schüler Steindorff natürlich einen erst 1888 gedruckten Aufsatz am 31 December 1887 nicht kennen konnte. Den Artikel der Academy, den Sie hätten genauer citieren müssen, werde ich aufsuchen: Ich habe denselbe niemals gesehen, und vermuthlich hat ihn auch Steindorff nicht gesehen, der zu beschäftigt ist, um Zeitungen zu lesen.

Ergebenst Paul de Lagarde.

[*] Herr Krall schreibt auch in Hieroglyphen, welche ich weglassen muß, da unsere Druckerei Hieroglyphen nicht besitzt.]

[**] Meine eben erschienene »Uebersicht usw.« 137r.]

Zunächst hebe ich hervor, daß Herr Krall sich an eine falsche Adresse gewandt hat. GSteindorff hat kurz vor dem 25 April 1889 gedruckt, ich habe am 4 Mai 1889 über Steindorffs Aufsatz gelesen, welche Daten Herr Krall aus meiner Mittheilung kannte. Selbst Er wird wohl nicht meinen, daß in den neun Tagen zwischen Steindorffs Drucke und meiner Vorlesung sich die Sachlage zu Meinen Ungunsten verschoben habe.

Da ich nicht Aegyptologe bin, war ich nicht verpflichtet, zu untersuchen, ob Georg Steindorff irgendwie einen Vorgänger hatte. Daß das nicht der Fall war, dafür standen mir die Herren Ludwig Stern, Adolf Erman, Heinrich Brugsch ein, in deren Zeitschrift und unter deren Augen Steindorffs Artikel erschienen ist. Zum Ueberflusse hat mir — allerdings nachdem mein kleiner Aufsatz bereits ausgegeben war — AErman am 13 Juni 1889 über Steindorffs Entdeckung geschrieben, ohne mit einer Sylbe zu verrathen, daß er von Herrn Kralls Versuche etwas wisse: GSteindorff selbst meldete unter dem 4 Juli 1889, Brugsch sei »erstaunt, daß man den Schlüssel nicht schon längst gefunden habe«. Also auch Brugsch wußte von des Herrn Krall Deutung so wenig wie Steindorff selbst und wie AErman. Wollte Herr Krall eine Prioritätsstreitigkeit anfangen — daß er dies that, wenn auch in der vorsichtigsten Form, wird einleuchten —, so hatte er sich nach Berlin zu wenden, nicht an mich. Mir gegenüber irgend welche Priorität geltend zu machen, ist für einen Wiener Gelehrten ganz besonders ungeschickt, da ein solcher einen Plagiator von der Großartigkeit des Akademikers Friedrich Müller in nächster Nähe hat: armenische Studien Seite 200 ff..

Sodann hatte Herr Krall die Academy genauer zu citieren, als zu thun ihm beliebt hat. Meine Zeit ist zu knapp, ich bin zu alt, um meine guten Stunden mit dem Aufsuchen kleiner Notizen zu vergeuden.

Am 12 Juli früh erhielt ich folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr

Wien 10 Juli 1889

Der fragliche Artikel ist in der Academy vom 16. October 1886 No 754 S. 260 erschienen und ist von Miss Amelia Edwards verfasst.

Mit dem Ausdrücke ausgezeichneter Hochachtung Dr J Krall

Ich setze her, was die Academy [*letzte* No 764]*) bietet:

*) Man mag was Herr Krall 1888 gedruckt ausgegeben hat, selbst mit dem vergleichen was 1886 Miss Edwards über des Herrn Krall Vortrag berichtete.

»We must therefore,« said Dr. Krall, »first carefully examine the laws of transcription; and, secondly, find out whether words containing the supposed form occur in other contemporary inscriptions.« Dr. Krall then pointed out that names beginning with ז (= t'i = tzee), and ending with פֶּעֶנַח (= ef-ōnχ or ef-ōnch, which means »he who lives«, and of which the middle syllable consists of the name of some god, as, for instance, Horus, or Hor) are frequently found about the time of Sheshonk and later. The middle syllable of this word would therefore contain the name of a deity; and if we search the Egyptian Pantheon, we find only Month, the god of war, whose name would accord with the middle syllable of Joseph's Egyptian name. We must therefore conclude that in Hebrew the p and m were interchanged in the pronunciation of Joseph's long Egyptian name, especially as these two sounds are related to each other. The name ought therefore to be transcribed (following the laws of transcription which have been observed in the Demotic-Greek papyri) Ti-menth-ef-onych-os, which means, »Ti (perhaps the servant of) Month who lives.«

Also זע spricht hat Herr Krall 1886 in dem Namen Iosephs nicht erkannt: זע פֶּעֶנַח Gott ebensowenig: זע פֶּעֶנַח er lebt (er übersetzt *who lives*) hat er erkannt: aus seinem Aufsätze erhellt, daß schon Brugsch und Erman, aus des Gesenius thesaurus und dem Wörterbuche der Staatsräthe erhellt, daß schon Andere *anch* »Leben« in זע פֶּעֶנַח gesucht hatten. Die Namengattung hat Herr Krall unzweifelhaft fünf Viertel Jahre früher als Georg Steindorff richtig verstanden.

Leben hat übrigens Steindorffs Deutung erst durch mich bekommen: das Wesentliche ist, daß ich die Beziehung des זע פֶּעֶנַח auf זע פֶּעֶנַח der Elohim-Urkunde gefaßt habe. Von dieser Tatsache, dem allein Belangreichen, hat Herrn Krall, der noch in *hieroglyphischen* Texten die von dem *Israeliten* gebildete Form זע פֶּעֶנַח efōneh sucht, kein Schimmer geleuchtet, obwohl er eine »Einsichtnahme meiner Bemerkungen« erwähnt. זע hat Krall seiner — jetzt gemachten — Angabe nach vor Steindorff für möglich gehalten: dem Einen wie dem Anderen lag Liebleins Namenbuch vor, das Steindorff auch ausdrücklich citiert.

Ich will mich auf das Nachdrücklichste gegen die Unterstellung verwahren, daß Alles was in irgend welcher Zeitschrift, die keine Fachzeitschrift ist, irgendwo und -wann einmal gedruckt worden ist, für veröffentlicht gelten müsse. Ich will ganz ehrlich gestehn, daß ich nicht einmal alle Fachzeitschriften und nicht alle Litteraturzeitungen, oder wie die Dinger heißen, lese. Ich weiß zu gut, daß die meisten Zeitschriften Parteiblätter sind, in denen Fanatiker, werdende große Männer, und Recensionsexemplare wünschende Bettler, die auch »große Männer« sein können, reden oder schweigen, je nachdem es der Parteileitung paßt. Meine Hände sind

zu rein, um solche Verwesung anzufassen, obwohl ich durch die Scheu mich zu beschmutzen, allerdings gelegentlich Werthvolles einbüßen werde: denn ab und an schreibt auch in anerkannte Parteiblätter ein ehrlicher und unterrichteter Forscher. Zu diesen Erwägungen gesellt sich noch eine andere: Die Goettinger Universitätsbibliothek hält Hunderte von Zeitschriften, welche *jetzt* Alle mir zugänglich sind, aber so gut wie Alle von mir nicht gelesen werden, da ich, wenn ich mich auch nur auf die mir interessanteren einlassen wollte, zu jeder selbstständigen Arbeit unfähig sein würde. Die Sucht, Zeitschriften zu gründen, und in Zeitschriften zu schreiben (welche ja in allen Stücken für die zur Theilnahme zugelassenen Mitarbeiter eintreten), ist für mich eine sehr ernst zu nehmende Krankheit unserer Zeit.

Ich habe es für wenig vernünftig gehalten, als der Herr Akademiker ESchrader einmal so that, als ob ich, der ich noch dazu 1868 in Schleusingen lebte, eine 1863 erschienene Nummer des Kirchenblatts für die reformierte Schweiz hätte kennen müssen. Ich halte es auch für wenig vernünftig von Herrn Krall, mir und meinem Schüler GSteindorff das Bescheidwissen über einen Artikel der Academy vom Ende des Jahres 1886 abzufordern.

Höchst sonderbar finde ich es, daß Herr Krall an mich geschrieben, bevor er Steindorffs Artikel selbst gelesen hatte.

Der siebente »internationale Orientalisten-Congress« ist allerdings im September 1886 zu Wien abgehalten worden. Die Schriften aber seiner »aegyptisch-afrikanischen« und seiner »semitischen Section« werden von AMüller erst 2 291 § 4721 verzeichnet: das betreffende Heft der Bibliographie ist mir im Mai 1889 zugegangen: Herr Kralls Aufsatz über *פארוואנדלונג פון ארבע* finde ich nicht einzeln in ihm aufgeführt. Die »semitische Section«, die allein ich bestellt hatte, war mir am 22 Mai geliefert worden: so gar lange vorher wird auch die »aegyptisch-afrikanische Section« nicht erschienen sein: auf der Goettinger Bibliothek ist der die Arbeiten der aegyptisch-afrikanischen Section des Wiener Congresses enthaltende Band am 9 März 1889 eingetroffen: er ist zur Zeit beim Buchbinder. Daß GSteindorff diesen Band, als er am 31 December 1887 an mich schrieb, nicht gesehen haben kann, dürfte außer Zweifel stehn. Eine Einzelausgabe der Abhandlung des Herrn Krall wird von Stade aus 1888 [175 306] nicht verzeichnet: also auch in Gießen wußte man 1888 von Herrn Kralls Hefte nichts.

26.

 Ezdrana.

Die zwei Bücher des alten Testaments, welche die Vulgata als »liber primus Esdrae« und »liber Nehemiae qui et Esdrae secundus dicitur« darbietet, laufen in den Urkunden als Ein Buch fort. Als Ein Buch sind sie unter dem Titel "Εζδρας α in meiner Pars prior Lucians gedruckt worden.

Neben *diesem* ersten Ezdras gibt es einen zweiten, der mit Ausnahme des von 3₁ bis 5₆ Gelesenen sich in den Paralipomenis und in Lucians erstem Ezdras wiederfindet. Wo? weist der Rand meiner Ausgabe der Pars prior Lucians nach. *Diesen* Εζδρας β Lucians nennt die Vulgata liber Esdrae tertius, und bietet ihn in ihrem amtlichen Exemplare zum Schlusse des neuen Testaments: ich bediene mich des von Karl Vercellone besorgten Druckes, Rom 1861 Quart. Die Syrer nennen Lucians β, der Vulgata 3 den ersten Ezdras: siehe meinen Abklatsch.

Die Reihenfolge der Stücke ist in den Büchern verschieden: deshalb können sie in einer Ausgabe der LXX einander nicht gegenüber gestellt werden. Ich thue was dort nicht geschehen kann, hier, zu meiner eigenen Belehrung, nicht in der Erwartung, daß irgend einer der sogenannten Theologen sich um die Arbeit kümmern werde.

Ich benutze nur das von Parsons vorgelegte Material, mit der Maßgabe jedoch, daß ich ABSabc selbst verglichen, und meine Onomastica sacra nach deren anderer Ausgabe ausgezogen habe. Denn ob ich schon demnächst wieder auf etwa vier Wochen nach dem Vaticane zu kommen denke, bin ich dort — bei vier Arbeitsstunden am Tage*) — mit Q so beschäftigt, daß ich irgend etwas anderes anzufassen nicht wagen darf. Den Zittauer Codex neu zu erbitten, lohnt mir die Kosten nicht, die ich doch recht sehr berechnen muß.

Durch die Wahl der Typen sind die verschiedenen Quellen geschieden. Rechts steht Lucians zweiter Ezdras im Texte Lucians,

*) In Florenz und Bologna darf ich sechs, in Mailand fünf Stunden am Tage arbeiten, der auch in Italien 24 Stunden hat: im brittischen Museum sind mir neun Stunden gegönnt, so viel wie ich, Gott sei Lob und Dank, noch hinter einander collationieren kann.

links das was aus den Paralipomenis und dem ersten Ezdras Lucians dem rechts Abgedruckten entspricht, und zwar das aus den Paralipomenis Bezogene mit anderen Typen als das aus dem ersten Ezdras Lucians Entnommene: alles ebenfalls im Texte Lucians.

Vorläufig ist es noch gleichgültig, an welche Gestalt *Os* man anknüpft: denn ein Urtheil haben wir noch über keine einzige dieser Gestalten, da A und B und Lucian und alle anderen noch niemals untersucht worden sind. Jeder Text ist vorläufig nur das Gefährte, dem das zum Urtheilen nöthige Material aufgeladen wird.

Am 23 November 1861 schrieb der verstorbene, Aethiopisch lehrende EBertheau »die Bücher Esra, Nechemia und Ester« vj

Für die Feststellung des nicht sorgsam überlieferten Textes der Septuaginta ist die Ausgabe von Dillmanns aethiop. Uebersetzung, deren zweiter Theil auch Esra und Ester enthält, herbeizuziehen.

Diesen Satz hieß am 23 September 1887 in der noch bei Lebzeiten des am 17 Mai 1888 gestorbenen Bertheau gearbeiteten anderen Ausgabe xxix Herr Victor Ryssel wiederholen, derselbe Herr Ryssel, der (wie der verstorbene FUhlemann) auf den Titeln seiner Bücher verschweigt, daß er — der P. E. O. — auch Lehrer an einem Gymnasium ist: an dem Leipziger Gymnasium, dessen Cantor einst Sebastian Bach gewesen (ZDMG 42 xlv Nummer 869). Nach mehrfachen Anfragen habe ich schließlich vom Hause FABrockhaus Folgendes mitgetheilt erhalten:

Göttingen, den 9 November 1888.

Wir bestellten: Biblia veteris testamenti aethiopica: den Teil welcher enthält Paralipomenon Esdra Esther also Tom. II. pars 3. Heute senden Sie Tom II fasc 1. welcher enthält libri regum. eben so wie fasc. 2. Bitten desshalb um bald möglichste Lieferung von Tom II pars 3 oder um gefl baldige Auskunft ob dasselbe überhaupt erschienen ist. Den gesandten Teil senden bei nächster Gelegenheit zurück
Ergebenst Dieterich'sche Univ-Buchhandlg.

Tom II, fasc. III ist nicht erschienen u. ist dazu auch keinerlei Aussicht vorhanden.

Achtungsvoll per FABrockhaus Sort-Ant.

Lpzig d 15./XI/1888

Also wie einst CvTischendorf den gar nicht vorhandenen Apparat Sabatiers zum Psalterium iuxta Hebraeos benutzte, wie der GKRDelitzsch den CvTischendorf deshalb, und der Akademiker Herr ESchrader dann wieder den CvTischendorf und den Franz Delitzsch belobte (Mittheilungen 3 250), so empfahlen EBertheau 1861 und EBertheau und VRyssel 1887 ein Buch Dillmanns, das es nicht gibt, und vermuthlich nie geben wird. Was bin ich wieder schroff.

Soweit war vor einem Jahre gedruckt. Außerdem war der Lucian-Text des *Εξδρας β* ganz, war der Anfang seiner Parallelen im Blei, und die Anmerkungen zu Paralipomena *β* 35 36 lagen für den Setzer fertig. Da hinderten, außer anderen Umständen, zwei Erwägungen die Fortführung der Arbeit.

Erstens erwies sich das Format als zu klein für die Fülle der Noten. Zweitens wuchsen die Kosten in das Ungeheuerliche: sie zu tragen ist mir dadurch endgültig unmöglich gemacht worden, daß ich die für meine Bibliotheca Syriaca nöthigen syrischen Typen aus eigenen Mitteln zu beschaffen genöthigt worden bin. Ich bitte, seiner Zeit im vierten Bande dieser Mittheilungen 161 162 Näheres nachzulesen: ich verweise auch auf das oben 229 bis 256 und auf das in meinen Septuaginta - Studien Beigebrachte. Die Zeit der Abrechnung wird ja dereinst kommen.

Ich führe also die Abhandlung in diesem Bande nicht weiter, hoffe aber, sie in den Denkschriften der Gesellschaft der Wissenschaften vorlegen zu dürfen.

Da der Bogen *Σ* des dritten Bandes der Mittheilungen mit seinen nächsten Vorgängern bereits hier und dahin vertheilt worden ist, und ich nicht den Schein auf mich laden will, als beabsichtige ich ihn zurückzuziehen, da ich außerdem einen Umdruck der Seiten 273/274 287/288 der Kosten wegen nicht vornehmen heißen kann, gebe ich das, allerdings durch den Setzer mit falscher Kapitelzahl versehene Stück »Ezdrana« so wie es nunmehr vorliegt, aus.

Güßfeldt, Paul, Die Erziehung der deutschen Jugend. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1890. VI und 161 S. 8°.

Herr Paul Güßfeldt hat seine zuerst in der deutschen Rundschau gedruckten Aufsätze über ›die Erziehung der deutschen Jugend‹ unlängst auch als Buch in die Welt geschickt.

Dies Buch hat rasch mehrere Auflagen erlebt. Es ist mithin nicht allein gelesen, sondern sogar gekauft worden. Es hat nur unveränderte Auflagen erlebt. Es ist mithin nicht allein gelesen, sondern sogar zu den klassischen Schriften gerechnet worden. Das Volk scheint schon über den Werth dieser Arbeit entschieden zu haben: in einem demokratischen Lande ist das eine Empfehlung.

Da nach dem vom 13 Februar 1890 datierten Vorworte der Buch-Ausgabe an der Herstellung der in Rede stehenden Aufsätze außer dem auf ihrem Titel genannten Schriftsteller auch ›ein schweizer Philosoph, ein preußischer höherer Militär und ein deutscher Forschungsreisender‹ sich betheilt haben, liegt anzunehmen nahe, die von drei, verschiedenen Berufskreisen angehörenden Männern gebilligten Ansichten des Herrn Güßfeldt seien mehr als nur Ansichten. In einem trotz aller Demokratie aus alter Gewohnheit noch Anspruch auf höhere Bildung erhebenden Lande sichert das Herrn Güßfeldt auch bei den nicht in und hinter der Menge verschwindenden Menschen Gehör.

Wenn nun schließlich aus Güßfeldts eigenen Worten erhellt, daß

er »die Zuversicht hegt, seinen Ideen werde die Stunde der Verwirklichung schlagen«, wenn Herr Güßfeldt also nicht allein volksthümlich und sachlich, sondern auch als Mann der Zukunft schreibt, so ist alle Veranlassung, sich mit ihm zu beschäftigen.

Da ich die Gabe mich verständlich zu machen vielleicht nicht in ausreichendem Maße besitze, bitte ich die, denen um der Sache willen was ich schreibe, von Interesse ist, die Gesamtausgabe meiner deutschen Schriften zur Hand zu nehmen. Diese Bitte ist auch darum gestattet, weil jenen Schriften der mir persönlich unbekannt gebliebene Karl Hillebrand (jetzt: *Zeiten, Völker und Menschen* 6 333 ff.) Eingang zu verschaffen ohne mein Zuthun in eben der Rundschau sich bemüht hat, in der Herr Güßfeldt seine von mir zu besprechenden Aufsätze zuerst veröffentlichte.

Nachdem ich etwa acht Jahre lang an Berliner Gymnasien unterrichtet, und das Berechtigungswesen als einen der schlimmsten der auf den höheren Lehranstalten Preußens lastenden Schäden erkannt hatte, bat ich — im Jahre 1862 oder 1863, als der Glaube an die Herrlichkeit der preußischen Schulen noch unangetastet dastand — meinen Freund, den General Heinrich von Brandt, meine Beschwerden dem Kriegsminister Roon vorzutragen. Brandt hat damals außer mit Roon auch mit Einem der beiden Alvensleben gesprochen, und ist beschieden worden, das Berechtigungswesen müsse aufrecht erhalten bleiben, weil ohne es dem Heere die nöthigen SubalternOffiziere fehlen würden: bei der eifrigst betriebenen Verbesserung der Feuerwaffen und bei der in Folge dieser Verbesserung stets zunehmenden Wirksamkeit des Feuergefechts könne man nur siegen, wenn man zwei Garnituren Leutnants tot oder wund schießen zu lassen in der Lage sei, um dann mittelst eines noch vorhandenen dritten Satzes den Lohn der Todestreue Jener einzuheimsen. Ich habe schon damals nicht eingesehen, warum diese Leutnants (der Reserve), soweit sie nicht Abiturienten der Gymnasien wären, durchaus aus den Untersecunden der Gymnasien abgegangen sein müßten, da erstens die Abiturienten der von mir schon damals geforderten Bürgerschulen mir ebensoviel wie die Untersecundaner der Gymnasien galten, und zu den verlangten drei Garnituren Leutnants auch ihrerseits Material geliefert haben würden, da zweitens man meines Erachtens auch ohne zwei Gesänge Odyssee und zwei Bücher Anabasis praeparirt zu haben, einen Schützenzug führen und Soldaten in Quartiere legen kann. Aber es war nicht anzukommen.

Wie der Minister von Bethmann-Hollweg, gleich allen seinen Vorgängern und Nachfolgern nicht als Techniker, sondern aus Erwägungen der Politik in sein Amt berufen, wie dieser Minister,

oder vielmehr der GORR Wiese, am 6 Oktober 1859 die Berechtigungen codificiert hat, beliebe man sich aus meinen deutschen Schriften 207 zu vergegenwärtigen: wie Herr Wiese 1886 den Anspruch erhoben, trotz jener durch Ihn bewerkstelligten Codificierung im Grunde stets die von mir vertretenen Anschauungen gehegt zu haben, wolle man demnächst aus meinen Mittheilungen 3 116 ersehen.

Nach 1880 hat man angefangen, die Reorganisation des Schulwesens von einem anderen Gesichtspunkte als dem militärischen zu betrachten. Die Civilverwaltung begann etwa 1880 gegen eben die Zustände Bedenken zu hegen, die 1862 den Leitern unseres Heeres unentbehrlich geschienen hatten. Das vielgescholtene ›Bildungsproletariat‹ war in Folge des Berechtigungswesens so zahlreich geworden, daß den Anstellenden vor seinen Ansprüchen allerdings grauen mußte. Ein klagbares Recht verliehen ja die erworbenen Berechtigungen nicht: jedenfalls aber machten sich viele anderweitig nicht empfohlene Personen dadurch lästig, daß sie auf Grund ihrer Scheine an den Staatskrippen gefüttert sein wollten.

Endlich kam ein dritter Umstand zur Erwägung. Die Zeit wandte mehr und mehr ihre Neigung den Naturwissenschaften zu, für welche durch die ›humanistische Bildung‹ — ohne Führungszeichen darf ein ehrlicher Mann die Phrase nicht niederschreiben — nichts gewonnen wird.

Güßfeldt — § 1 Ende — will nur ›die Erziehung der männlichen Jugend‹ behandeln,

und auch dabei tritt noch eine Beschränkung auf die Jugend der mittleren und oberen Gesellschaftsclassen ein: also derjenigen Classen, von deren Verhalten und Beschaffenheit das Wohlsein der unteren Classen wesentlich beeinflußt wird — und damit das Wohlsein des ganzen Staates.

Das ist von vorne herein darum befremdlich, weil Güßfeldt den Müttern, die doch auch irgendwie erzogen sein müssen, im § 2 eine sehr hohe Stellung in der Oekonomie des Volkslebens einräumt. Geradezu unverständlich aber sind die übel geschriebenen Sätze, mit denen § 1 schließt:

Eine Anwendung der aufgestellten Principien auf die Elementarschulen ist unterlassen worden; richtig gehandhabt, würde dieselbe dem Unglück der Halbbildung und ihrer Opfer entgegenwirken.

Daß in den ›Elementarschulen‹ ›Halbbildung‹ gefördert werde, und daß diese Halbbildung ›Opfer‹ fordere, ist mir bisher unbekannt gewesen.

Unsereinem ist auch unverständlich, wie jemand, der ›Principien der Erziehung‹ — der Plural gibt zu denken — aufzustellen vor hat,

diese anders als aus der Anschauung der ganzen Erziehung gewinnen will: es dünkt mich der einzige Beweis für die Güte eines Principes, wenn eine angestellte Probe zeigt, daß es überall erklärt und leitet, wo es erklären und leiten muß. »Es wird damit wohl auch da gehn« ist kein Satz, der in einem Regierungsprogramme Platz finden darf.

Der Verfasser verhüllt die Thatsache, daß er als Politiker schreibt. Güßfeldt will — spreche ich das von ihm aus Erwägungen der Taktik verschwiegene Wort nur aus — Regenten erziehen: er hat sich nicht gesagt, woher die Unbotmäßigkeit unserer »regierten Classen« stammt. Niemand läßt sich gefallen regiert zu werden, als wer selbst irgendwie regiert: nur daran, daß er selbst verantwortlich für die Leitung einer wenn auch noch so kleinen Gemeinschaft ist, gewinnt er Einsicht darein, daß es eine Regierung geben müsse, nur an Seinem Regieren den Maßstab zur Beurtheilung des Regierens Anderer. Darum ist es nicht wohl gethan, Regierende und Regierte einander gegenüber zu stellen. Anarchisten bekehrt man, indem man sie zu regieren zwingt, Socialisten, indem man ihnen Grundbesitz zuweist. Königlich gesinnt sind nur Könige: deutsche Schriften 9 158 ff. Würde Güßfeldt etwas Erhebliches einwenden können, wenn ich behauptete, das Wohlsein der oberen Klassen werde wesentlich durch das Verhalten und die Beschaffenheit der unteren Klassen beeinflußt? Könnte er aber nichts Wesentliches gegen diese Umkehrung seines Satzes einwenden, so würde sein Satz wohl schwerlich das beweisen und das verstaten was er durch ihn bewiesen und erlaubt erachtet.

Die »Erfahrungen«, auf die Herr Güßfeldt im Paragraphen 9 als auf den Bronn zurückgeht, aus dem er seine »Principien« geschöpft hat, sind augenscheinlich Erfahrungen, wie sie nur ein Mann besserer Lebenslage machen kann.

Diese Erfahrungen lehren . . . , daß es gewisse Dinge gibt, welche für das Glück oder für die Leistungsfähigkeit eines jeden Menschen nothwendig sind. Das sind vornehmlich: Gesundheit, physische Kraft und Geschicklichkeit, ein reines Gemüth und ein humaner Sinn, Charakterfestigkeit und Pflichtgefühl, Verstandeschärfe und ein gewisses Maß von Kenntnissen. Den Besitz ihres Inbegriffes nenne ich die harmonische Bildung: sie soll den Inhalt und das Ziel der Jugenderziehung liefern.

Der »schweizer Philosoph«, von dem oben die Rede war, hat hier Herrn Güßfeldt gegenüber seine Schuldigkeit nicht gethan: er mußte seinem Freunde klar machen, daß in diesen Sätzen zu viel Unbekannte enthalten sind, als daß nachdenkende Menschen sich befriedigt erklären könnten.

Was ist ›Charakterfestigkeit‹? der Welfe wird unter ihr etwas Anderes verstehn als der Nationalliberale, ein Börsenmann etwas anderes als eine barmherzige Schwester. Und so weiter. ›Ein gewisses Maß von Kenntnissen‹? Steht ›Verstandesschärfe‹, steht ›Gesundheit‹ auf der Liste der erwerbbaaren Güter?

Der wohlgesinnte Dilettant, der seine Principien so wie Herr Güßfeldt formulieren wollte, würde sich kaum von dem DFStrauß unterscheiden, der uns einen ›neuen Glauben‹ angepriesen hat, und dessen Gesinnungsgenosse wohl auch Güßfeldt selbst ist. Die nach dieses Schriftstellers Grundsätzen erzogenen Männer würden zu den im Ernste und mit Erfolg ›regierenden Classen‹ allein schon darum nicht gehören, weil sie ihre Weltanschauung nicht selbst erworben, sondern an einer Art Stammtische, der nur Gymnasium heißt, zugesteckt erhalten hätten. Man würde ein Echo hören, wenn man des Herrn Güßfeldt Anhänger hörte, nicht einen Commandoruf.

Erfahrung gegen Erfahrung. ›Harmonische Bildung‹, wie sie Güßfeldt, wesentlich nach DFStrauß, verlangt, hilft zum Regieren nichts. Regieren bedeutet dienen: jene harmonische Bildung bedeutet genießen. Der ihrer Theilhaftige will trotz seiner ›Humanität‹, seiner ›Charakterfestigkeit‹, seines ›Pflichtgefühls‹ von der Aufregung nichts wissen, die von jedem Regieren unzertrennlich ist. Die harmonische Bildung, wie sie in natura rerum vorkommt, paßt für Leute, die fällige Coupons abschneiden, nicht für die Aristides und die Cincinnatus. Aber nur Letztere sollen ›regieren‹.

Der Apostel Paulus hat in einem Sonntag für Sonntag im Kirchengebete wiederholten Spruche den Einwohnern Thessalonices den Wunsch ausgesprochen:

Der Gott des Friedens heilige euch durch und durch, damit euer Geist, eure Seele und euer Leib, Jedes der drei mit Allem was es ist und hat, so erhalten werde, daß, wann unser Herr Iesus Christus zum Gerichte erscheint, kein Tadel es treffen könne.

Herr Güßfeldt wird in der Lage und gewis auch geneigt sein, seine Bestimmung des Begriffs ›harmonische Ausbildung‹ mit der von dem Apostel gegebenen zu vergleichen. Er braucht die des Paulus (der unter Frieden als Jude ›harmonisches Dasein‹ verstand) nicht anzunehmen: er soll an ihr nur lernen, daß die Ansichten des Individuums ein Recht laut zu werden nur haben, wenn sie in einer in der Geschichte gewachsenen Weltanschauung einen Halt besitzen. Quelle und Ziel der ›harmonischen Bildung‹ muß kennen wer sie empfiehlt, wie Quelle und Ziel jeder Bewegung kennen muß wer sie zu leiten unternimmt. Ignoranti portum nullus suus ventus est.

Diese Ausstellung führt von selbst auf Herrn Güßfeldts einund-

zwanzigsten Paragraphen, durch den der ›Religionsunterricht‹ von der ›höheren‹ Schule der Zukunft ausgeschlossen wird. Wir lesen daselbst, nachdem man ›über die Behandlung der Religion auf der Schule zu sprechen‹ abgelehnt hat,

auch ist die angestrebte harmonische Bildung so beschaffen, daß jedes Glaubensbekenntniß darin wurzeln kann.

Für die Frommen ist die Religion kein Glaubensbekenntnis, sondern ein Leben, ein Umgang mit Gott: dieses Leben aber wurzelt nicht in irgend welcher Bildung, sondern jede Bildung wurzelt in diesem Leben. So gewis es in einer Monarchie nicht angienge, den Fürsten, so wenig geht es in einer von Gott geschaffenen und regierten Welt an, Gott denen nicht zu nennen und bekannt zu machen, denen es um harmonische Bildung zu thun ist. Das wäre ein Concert, in dem die erste Geige ungehört bleiben dürfte!

Güßfeldt ist Protestant, und darum kennt er die Religion nicht aus eigener Anschauung. Wenn er einmal Helene Villingers Erzählung ›das heilig Diernl‹ lesen will (leider steht in dem Buche ›aus dem Kleinleben‹ die NarrenRosel unmittelbar hinter dem heiligen Diernl), so wird er einsehen, wie gegenwärtig Gott und seine Heiligen dem Frommen sind. Dasselbe kann er aus Ioseph Praxmarers (von Imsterberg = Spategg) 1869 erschienenem, neben Erfreudstem auch uns abstoßendes Klosterwesen schilderndem Buche ›aus den Flegel- in die Mannesjahre‹ lernen. Man trägt die Religion nicht wie einen Leistenbruch oder eine Mastdarmfistel mit sich umher, von denen man den Mitmenschen gegenüber keine Notiz nimmt. Gezeigt wird die Religion freilich nicht, aber sie leuchtet, ohne daß der Fromme es weiß: sogar am SommerMittage leuchtet sie, geschweige denn in unseren dunklen Abenden des Welkens und der Herbststürme.

Nach der Vossischen Zeitung vom 15 Juni 1890 hat Moses Mendelssohn ›ein Deutscher werden, und ein Jude bleiben wollen‹, Letzteres ›soferne es sich um Fragen der Religion handelte‹, Ersteres ›in allen Dingen, die von dem religiösen Leben abseits liegen‹. Das gieng dem Judenthume gegenüber kaum, soferne es im šulhán árúk codificiert ist: es gieng auch ihm gegenüber nicht, soferne es eine RassenReligion ist, deren Wortführer vor Allem durch die Beschneidung und die Speisegesetze eine geflissentliche Aussonderung der jüdischen Nation, des λαός, aus den anderen Nationen, den ἔθνη oder Heiden, erstrebt und erreicht haben: es gieng auch ihm gegenüber nicht, soferne es Religion ist.

Unlängst habe ich über die protestantischen ›Bischöfe‹ zu reden gehabt, denen die ›Confessionen‹ als Unterscheidungen ohne Werth

und Bedeutung galten, und die gleichwohl Luthern und die Reformation feierten.

Solche Gedankenlosigkeiten sind nur möglich, wo eine Anschauung des Phaenomens, über das »gedacht« oder gemeint, und in Betreff dessen guter Rath ertheilt wird, nicht zu beschaffen ist. Ich bezweifele, daß Herr Güßfeldt, dem persönliche Kenntniss dieser Realität fehlt, zugeben werde, daß »harmonische Bildung« ohne — ich muß das widerwärtige Fremdwort brauchen — Religion undenkbar sei: ich muß es bezweifeln, da eine in der Geschichte begründete Religion nie in seinen Gesichtskreis getreten zu sein scheint. Ganz wie ich bezweifele, daß er sein »Princip« aufgeben werde, obwohl es nur auf wohlhabender Leute Kinder anwendbar ist, und nur auf sie von ihm angewandt wird: denn er hat vom sogenannten Volke, dem lieben, treuen Volke, augenscheinlich nicht zu viel kennen gelernt. Gleichwie ich tadeln muß, daß Güßfeldt das Volk, die Millionen, für sein Erziehungssystem der Zukunft außer Ansatz stellt, ebenso tadele ich, daß er als Erzieher Gott, die höchste Macht und die höchste Güte, unberücksichtigt lassen zu dürfen meint. Ich denke, jener Mangel sei wie dieser erheblich, und zwingt, den »Sachverständigen« der Unterrichtsreorganisation für nicht weit genug rechnend anzusehen, und darum abzulehnen.

Güßfeldt argumentiert gegen die Zulässigkeit des Religionsunterrichts aus der Religionsspaltung Deutschlands: Er beschäftige sich nur mit dem was der gesammten Jugend unserer Heimath angehören könne. Ich habe vor ihm — man lese nur meine deutschen Schriften — wie Er argumentiert, aber ich habe erstens diese Religionsspaltung als etwas Aufzuhebendes behandelt, ich habe zweitens, da diese Spaltung so rasch nicht aufzuheben sein werde, gegen eines der albernsten Stücke des preußischen StaatsAberglaubens, das Unterrichtsmonopol, mich geäußert, und verlangt, daß den, selbstständig gewordenen, Kirchen, natürlich im Rahmen des Staats, die Befugnis confessionelle Schulen zu halten, eingeräumt werde. Die Wissenschaft ist allerdings über den Protestantismus so vollständig zur Tagesordnung übergegangen, daß Ich nicht einsehe, wo das gute Gewissen der studierten Personen bleiben will, welche protestantische Religionsgemeinschaften heut zu Tage noch aufrecht zu erhalten hoffen, und die auf den vom Protestantismus gewiesenen Wegen noch zu einem Ziele zu gelangen den Muth haben: allein der Versuch muß ihnen frei stehn. Herr Güßfeldt mag das in meinen deutschen Schriften 50 234 331 353 Gesagte nachlesen.

Das freilich bin ich auszusprechen verpflichtet, daß mit jedem Jahre die Möglichkeit, eine deutsche Kirche sich ausgestalten zu las-

sen, sich verringert. Je länger man aufschiebt, die Religionsgemeinschaften frei zu geben, desto minder wird der Werth sein, den die schließlich doch frei gegebenen besitzen werden, da die »Christen« mehr und mehr von den Anschauungen der Welt durchtränkt sein müssen. Rom ist eine Macht nur, weil es einen Hebelpunkt und eine hebende Kraft außerhalb der Nationen besitzt: Herr von Münchhausen hat die Kunst, sich am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zu ziehen, mit sich in das Grab genommen. Gebäude verlangt man für den »protestantischen Cultus«, aber man verabsäumt, das zu erstreben, was allein diesen Gebäuden einen Werth verleihen kann. Ist es wohl ein Zeichen von Wohlwollen und Klugheit, einer Familie, die nicht das tägliche Brod hat, fünf Dutzend Teller zu schenken, die sie nicht soll verkaufen dürfen? Der Teufel ist ein kluger Mann: er weiß, daß durch die Erbauung von Cathedralen ihm ein Abbruch nicht geschieht: darum hindert er den Bau nicht, über dem man das Wesentliche mit großem Geschicke vergift. Denn dies Wesentliche würde unbequem sein: amtlich, glaube ich, hieße es »lästig«. Aber ein Stab, der nicht Widerstand leistet, stützt mich nicht. Staatskirchen sind wie Hofhunde von Porcellan, die durch das von einem humanistisch gebildeten Generalsuperintendenten ihnen untergesetzte Cave canem weder wachsamer werden, noch Schutz-bereiter.

Nachdem, wie ich meine, die Grundanschauung des Herrn Güßfeldt als unhaltbar erwiesen ist, wende ich mich zu den Einzelheiten seines Planes.

Güßfeldt belehrt uns im Paragraphen 14:

Soweit es sich um intellectuelle Bildung handelt, stehn der Schule folgende Gebiete offen.

Er will mit diesem Satze vermuthlich den Gedanken ausdrücken, die Schule könne, um den Verstand der ihr anvertrauten Jugend zu bilden, sowohl dieser als jener, „sofort aufzuzählender, Mittel sich bedienen. Er hätte seinen Satz einmal lateinisch, griechisch, französisch fassen sollen, ehe er ihn drucken ließ.

Die Sprachen einer ganzen Reihe von Culturvölkern,
die Ueberlieferungen der Geschichte,
die Mathematik,
die exacten und die beschreibenden Naturwissenschaften.

Als vorzugsweise in Betracht kommende Theile der letzteren wird die Erdbeschreibung und die Astronomie genannt, und unter der Astronomie allem Anscheine nach das verstanden, was man meistens physikalische Geographie heißt.

Das ist ziemlich genau das Menu der deutschen höheren Schulen, wie sie zur Zeit eingerichtet sind. Der Reorganisator, der zu Anfang

des § 14 als seiner Weisheit Schluß den Satz veröffentlicht hat

Die Schule verwandelt sich aus einer Anstalt für Unterricht
in eine Anstalt für allgemeine Bildung,

wird also nur in der Art, in der er die bisher angewandten Unterrichtsgegenstände verwendet, von den bislang Gewaltigen sich unterscheiden: die Auswahl, die Er trifft, ist die auch von den Staaten Deutschlands getroffene. Bisher — so lehrt er — hat man »unterrichtet«, von nun ab soll man »allgemeine Bildung verbreiten«. Aber auch das ist nicht neu. Altenstein, Iohannes Schulze, Ludwig Wiese, die drei Männer, denen die allgemein als schweres Unglück (leider noch nicht als Schuld) empfundene Versumpfung unseres höheren Unterrichts vor dem jüngsten Gerichte zu verantworten gerne, aber erfolglos, überlassen werden wird, sie würden die Formel des Herrn Güßfeldt ohne Weiteres billigen. Neues bringt also Güßfeldt auch in diesem Punkte nicht vor. Er zeigt auch in keiner Weise, wie »allgemeine Bildung« gerade durch die genannten Unterrichtsgegenstände hervorgerufen wird. Er orakelt, und das thut er in einer Weise, die was Plutarch über die Orakel seiner Zeit klagt, in das Gedächtnis ruft. Man müsse, sagt Plutarch, verwunderten Herzens *τῶν ἐπῶν ἐν οἷς οἱ χρησμοὶ λέγονται, τὴν φανλότητα καὶ τὴν εὐτέλειαν* zu geben, *καίτοι μουσηγέτης ὁ θεός*.

Wüßte Herr Güßfeldt, wie sehr sein Buch ein Werk der Décadence, und nicht einmal einer graziösen oder pikanten Décadence ist, er würde nicht als Herold einer neuen Zeit auftreten.

Ich behauptete schon vor Jahren, der Unterricht habe eine Heimathkunde zu verschaffen: er solle in der Welt orientieren. Damit hatte ich den Radius gewiesen, der den Kreis schlägt, einen Radius, der für alle Schulen ohne Ausnahme verwendbar ist (deutsche Schriften 342 438 ff.): damit hatte ich auch zu erkennen gegeben, daß für mich sehr verschiedene Arten »intellectueller Bildung« denkbar sind: ein Bauerjunge, so ungefähr sagte ich, hat einen anderen Horizont als ein Königssohn, eben darum hat er auch eine andere Bildung nöthig als dieser: vor Gott kommt es dann darauf an, daß jeder in seiner Bildung das Höchste erreiche. Ich glaubte, daß was die Eine Bildung in gewisser Beziehung mehr leistet als die andere, durch die Vortheile wett gemacht werden werde, welche auch jene andere über die erste hinaus verschafft. In meinem Sinne gebildet ist wer in seinem Vaterlande und über die für dies Vaterland bedeutsamen Thatsachen der Natur und der Geschichte, so weit sie ihn seinem Stande und Berufe nach etwas angehn, Bescheid weiß. Auf den höheren Schulen werden die Knaben unterrichtet, die dereinst im engeren Sinne des Wortes irgendwie regieren sollen: diese Schu-

len würden, wenn es nach mir gienge, ihre Schüler die Fertigkeiten lehren, ohne welche die in engerem Sinne des Wortes Regierenden die ihnen zum Regieren nöthige Ausbildung nicht erwerben können.

Ich leugne, daß Anstalten, deren Schüler noch unter der Aufsicht Anderer stehn, geeignet seien, höhere Bildung zu verschaffen. Höhere Bildung ist nur den Menschen zugänglich, die das Recht sich selbst zu bestimmen besitzen und vertragen, also Menschen, die aus der Aufsicht des Elternhauses entlassen sind, zunächst Studenten. Nur denen, die selbst die Verantwortung für sich übernehmen. Bildung wird nie verschafft, sondern stets erworben. Die von »heranwachsenden Knaben« besuchte Schule dient dazu, die für einen späteren Erwerb irgend welcher Bildung dem Menschen nöthigen Fertigkeiten mitzutheilen: sie bildet nicht, sie bereitet die Bildung vor.

Ich bestreite vor Allem, daß die »Ueberlieferungen der Geschichte« in Gymnasien zu behandeln sind. Der Ausdruck ist von Herrn Güßfeldt wohl absichtlich so verschwommen wie möglich gewählt: er will (§ 22),

daß für die heranwachsenden Knaben die Geschichte etwas Aehnliches sein soll, was Märchen den Kindern sind: ein Ausdruck dafür, daß die Tugend triumphirt, das Laster untergeht ... Neben der Begeisterung für die historischen Helden und großen Begebenheiten muß der Geschichtsunterricht auch die Pflege der Vaterlandsliebe im Auge haben; das Mittel dazu bietet ihm die vaterländische Geschichte. Eine solche gibt es für Deutschland allerdings erst seit dem Jahre 1870.

Hätte — ich fange mit dem Letzten an — Güßfeldt gesagt »seit dem Frankfurter Frieden«, so wäre er leicht abzuweisen: denn etwas Trostloseres als die vaterländische Geschichte der Jahre 1871 bis 1890 wird kaum gefunden werden: die Gründerzeit, die Periode Lasker, die verschiedenen Perioden Windhorst, der »Culturkampf«, »Cannossa«, der Wechsel zwischen Freihandel und Schutzzoll, Hödel, Nobiling, der Versuch auf dem Niederwalde alle deutschen Fürsten mit Einem Schlage zu beseitigen, der Socialismus, das Socialistengesetz, die »NichtGentlemen«, die nach dem April 1890 »feige« gewordenen großen und kleinen Zeitungen, Harry Arnim, Geffcken, Bulgarien — um höher Greifendes nicht zu erwähnen: hatte Herr Güßfeldt das Alles vergessen, als er den Schulen die deutsche Geschichte seit 1870, und nur diese, überwies? Soll der Lehrer der Geschichte die auch ohne das Tagebuch des Kaisers Friedrich bekannte Thatsache, daß der König von Bayern den »wegen der Kaiserwürde« nach Versailles gerichteten Brief aus Bismarcks Concepte abgeschrieben hat, soll er diese Thatsache erwähnen und erläutern? oder soll er



sie tot schweigen, und bei unterrichteten Eltern seiner Schüler als Reptil erscheinen? oder soll er, obwohl unterrichtet, über den Patriotismus der deutschen Fürsten deklamieren? Die Strömung ist zur Zeit partikularistisch: er mag sich vorsehen. Hatte Herr Güßfeldt vergessen, auf welche Weise das Bündnis mit Oesterreich zu Stande gekommen, vergessen, daß die Gesandtschaft der Boeren in Berlin freundschaftlich aufgenommen, aber ohne Erfolg geblieben ist? Soll man erzählen, daß seit 1862 England und Frankreich ein Protectorat über Sansibâr besaßen, daß in der CongoAkte 1886 die südlich vom ägyptischen Sudan belegenen Provinzen Africas an England ausgeliefert wurden, und gleichwohl keine amtliche Stimme die Sansibâr und jene Provinzen aufsuchenden Deutschen rechtzeitig vor einem Eingriffe in fremdes Eigenthum warnte? Oder soll auch dies totgeschwiegen, und was soll überhaupt aus den Jahren 1871 bis 1890 erzählt werden, das ›heranwachsende Knaben‹ verstehn könnten? Herr Güßfeldt hätte ausdrücklich verlangen müssen, daß nur Kostgänger des Welfenfonds unter Benutzung ihrer in mediis rebus geschriebenen Artikel diese Geschichte zu lehren den Auftrag erhielten. Bleibt der Krieg mit Frankreich, der doch wohl als ein Meisterstück der Vorbereitung, der Strategie und der Führung ›heranwachsenden Knaben‹ kaum verständlich zu machen, und der wirklich zu schade ist, um dithyrambisch von bebrillten Pedanten gefeiert zu werden, die nie im Feuer gestanden sind.

Lasse ich aber das Specielle bei Seite, und bedenke das Güßfeldts Forderungen zu Grunde liegende Princip, so ist erstens, wer ein ›historischer Held‹, was eine ›große Begebenheit‹ ist, zu bestimmen, so ist zweitens zu untersuchen, ob die Mehrzahl der an den höheren Schulen angestellten Lehrer im Stande ist, die Historicität eines Menschen, die Größe einer Begebenheit zu beurtheilen, so muß man drittens überlegen, ob — falls ja die vorhandenen Lehrer taugen — Schülern — ›heranwachsenden Knaben‹ — klar zu machen ist, um was es sich in den zu gebenden Proben handelt.

Ein ›historischer Held‹ ist nicht der, den die Ereignisse an die Spitze einer längst vorbereiteten Entwicklung tragen, eine ›große Begebenheit‹ niemals auf einen Kalendertag zu datieren. Jener ist stets ein Revolutionär, diese stets eine Erlösung: jener wie diese geht wider einen status quo an. Dabei ist der Held nie ohne tragisches Pathos Revolutionär: er ist ein Held, weil er alte Liebe überwinden kann, ein tragischer Held, weil er sie durch eine Schuld überwinden muß. Und die große Begebenheit nimmt in demselben Augenblicke, in dem sie gibt. Lange Reihen von Thatsachen müs-

sen gekannt und verstanden sein, wenn man über Heldenthum und Historicität urtheilen will.

So etwas sollen Lehrer erwägen und begreifen, denen Muße und Mittel und Geschick zum Lernen fehlen? Lehrer, die vielleicht Abend für Abend im Dunste und Qualme der Kneipe sitzen, zwischen Kannegießerei und Geklätsch? So etwas soll »heranwachsenden Knaben« nahe gebracht werden können?

Geschichte darf nur lehren, wer Geschichte auch machen könnte.

Güßfeldt und seine Freunde werden Faselien erhalten, nicht Berichte über Sachen, Sophisten und Streber, nicht lehrfähige Gelehrte, Advokaten, nicht Erzieher und Bildner. Es ist schlimm, daß wer so etwas sich erst muß sagen lassen, über ernste Dinge mitzusprechen wagt. Ich habe als Lehrer in der Conflictszeit die patriotischen Chargen, beförderungssüchtiger Possenreißer zu hören Gelegenheit gehabt: die Politik verwandelt unser Vaterland zu den Zeiten der Wahlen in ein an einer Cloake gebautes Tollhaus: ich will keine Pflege der Vaterlandsliebe in den Schulen, so wenig ich in den Schulen bewiesen wissen will, daß die Sonne leuchtet und wärmt, und das Wasser trinkt und erquickt. Wenn »der Geschichtsunterricht« »heranwachsenden Knaben« (mit solchen hat es Güßfeldts Schule zu thun) von den, wie die Verhältnisse liegen, in dreitausend Exemplaren zu beschaffenden »Geschichtslehrern« in der von Güßfeldt empfohlenen Weise ertheilt wird, so werden wir die HurrahCanaille erziehen, durch welche Frankreich entnervt ist, jenes jedem Erfolge zujauchzende Gesindel, das heute auf Napoleon schwört, morgen Trochu und übermorgen Boulanger zujubeln wird.

Da für Jeden, der in der Geschichte zu unterrichten hat, nie rastendes Quellenstudium, unbestechbare Unabhängigkeit des Urtheils, Reife des Charakters, Kenntniss des Lebens in dessen Höhen und Tiefen unentbehrlich ist, so sollen die Deutschen Gott auf den Knien danken, wenn sie für jede ihrer Universitäten das nöthige Material an Lehrern der Geschichte finden: für die rund anderthalb Tausend »höhere Lehranstalten« solche Lehrer zu beschaffen, wird sich Niemand anheischig machen, der den Auftrag, bei der Reorganisation unsres Schulwesens mitzuwirken, verdient.

Die Mediciner fangen ihr Studium nicht mit der Physiologie, und nicht mit dem Besuche der Kliniken, sondern mit dem leichtesten Theile der systematischen Anatomie, die Juristen das ihre nicht mit der Lehre vom Civil- oder Strafprocesse, sondern mit den Institutionen an: was sonst als der Hochmuth der Lehrer, der Eltern und noch anderer Leute hindert, unsere Gymnasiasten mit der Geschichte in der Art bekannt zu machen, in der wir unsere Kinder etwa mit

dem Straßennetze Berlins bekannt machen? Wo liegt Norden? wo Osten? wie schneiden sich die Straßen? wohin laufen die Straßenbahnen? wo und wie finde ich den berühmten Freund meines Vaters Herrn So und So? Alles Weitere gehört auf die Universität. Darüber unten mehr. Ich wußte als Knabe an Schleiermacher und Chamisso Bestellungen zu machen, ohne zu wissen, daß ich einst die Kritik der bisherigen Ethik, die kurze Darstellung des theologischen Studiums und Salas y Gomez bewundern werde, und ich freue mich noch heute, daß ich Bestellungen an jene Zwei zu machen bekommen habe: ich freue mich, daß Savigny, die Bettine, Novalis, Ludwig Achim von Arnim, Clemens Brentano, die Brüder Grimm, Boeckh, Bekker in meinem Kreise verehrte Häupter waren: denn auch als nur Orientierter bin ich schon ehrfurchtsvoll in den Bann lebendiger Menschen getreten.

Ehe ich Güßfeldts die Erlernung »der Sprachen einer ganzen Reihe von Culturvölkern« behandelnden Abschnitte beurtheile, schreibe ich folgende Sätze dieses Schriftstellers (§ 15) her:

Das Erlernen einer Sprache kann, abgesehen von der Gedächtnißübung, nach vier Richtungen hin nützlich werden: 1) kann die Anwendung der Grammatik den Intellect ausbilden; 2) kann die Sprache ästhetisch wirken durch die Schönheit ihres Baues, durch ihren Wohlklang und als ein Mittel, den feinsten Gedanken formvollendeten Ausdruck zu geben; 3) kann die Literatur sich nach einer oder allen Richtungen hin auszeichnen; 4) kann das Sprechen und Verstehen der Sprache von praktischem Nutzen sein.

Wie die Erlernung der Sprachen mit der »allgemeinen Bildung« zusammenhänge, finde ich hier nicht einmal angedeutet: und es müßte doch nicht bloß angedeutet, sondern sogar gezeigt sein. Güßfeldt war für seinen Gedankengang von Rechts wegen auf die Nummer Eins seiner Liste beschränkt, mit der er die Nummern Zwei und Drei vielleicht vereinigen durfte: der »praktische Nutzen« stimmt wohl auf keinen Fall zu der Ideenfolge des Verfassers.

Charakteristisch für die Schnellzugshast, mit der Güßfeldt seine Aufsätze geschrieben hat, ist der Umstand, daß er im § 18, da wo er die englische Sprache behandelt, ganz wie in der dem über die Sprachen im Allgemeinen belehrenden Kapitel voraufgeschickten Uebersicht, seinen Grundgedanken (es handelt sich ja um die Bildung des Intellekts) ganz vergessen hat.

Drei Gründe sprechen für die Aufnahme des Englischen in den Unterrichtsplan aller höheren Schulen. Zunächst der praktische Nutzen, die Sprache eines Volkes zu kennen, dessen Herrschaft sich wie ein großes Netz um die ganze Erde legt. Der zweite

Grund ist die literarische Production. Der Kaufmann sowohl wie der Gelehrte und der Ingenieur sind alle auf englische Drucksachen angewiesen; und die schöngeistige Literatur bietet viele Freuden, die wir in der unseren vergebens suchen. Der dritte Grund liegt darin, daß wir durch die Kenntniß der englischen Sprache das beste Hilfsmittel für ein richtiges Verständniß der englischen Nation erlangen sollen.

Hier haben wir ›zunächst‹ was wir vorher unter 4 hatten, etwas, was für die ›Bildung des Intellects‹ gleichgültig ist. Als zweiten Grund würde wohl, wer in der von Güßfeldt mit Recht so hoch gepriesenen deutschen Sprache sich auszudrücken gelernt hätte, angeben, daß deutsche Kaufleute, Gelehrte und Ingenieure englische Bücher entweder brauchen können oder brauchen müssen, und daß die schöne Litteratur Englands angenehm zu lesen ist. Aber ›der Intellect‹ der Schüler wird doch nicht dadurch gebildet, daß die Schüler, wann sie einmal nicht mehr Schüler sein werden, für ihren Beruf englisch geschriebene Bücher nöthig, oder für ihre Unterhaltung englisch geschriebene Romane gern haben können. Der dritte Grund scheint dem Verfasser besonders am Herzen zu liegen, da er seinetwegen die Deutschen schilt, die ›blindlings vom Biertisch aus über die Engländer herfallen‹. Auch dieser dritte Grund bewiese für Güßfeldts Thema probandum nichts, abgesehen davon, daß man sehr gut Englisch zu lesen und zu reden vermag, ohne darum die englische Nation zu verstehn. Alles was Güßfeldt hier vorträgt, ist ja gewis nicht ›blindlings vom Biertisch‹, aber ohne Frage in sehr ungehöriger, nicht sachverständiger und nicht überlegter Weise, meinethalben vom Theetische aus, geurtheilt. Jedenfalls — das kann man nach solchen Leistungen des Verfassers zugeben — hat Güßfeldt alles Recht, auf Seine Vorbildung böse zu sein: eine einigermaßen gründliche Vorbildung würde ihn gehindert haben sich so zu äußern, wie er gethan hat. Er sollte nur nicht ohne Noth verallgemeinern.

Was Güßfeldt über das Französische vorträgt, ist nicht besser als das was er über das Englische zum Besten gegeben hat. Ohne irgendwie genügende Kenntnis des Thatbestandes geschrieben, da Güßfeldt die Geschichte der französischen Sprache und Litteratur offenbar nicht kennt: nichts für Güßfeldts These beweisend, da was Güßfeldt dem Französischen nachrühmt, gar mancher Sprache nachzurühmen wäre, die doch Niemand auf den Schulen hat lehren wollen, noch jemals irgend wie dort zu lehren sich wird einfallen lassen: hier aber nicht weiter zu besprechen, da für Herrn Güßfeldt schon viel zu viel Raum verwendet wird.

Für mich ist die Forderung, daß junge Männer der höheren

Stände Griechisch, Lateinisch, Französisch, Englisch gelernt haben müssen, darum selbstverständlich, weil die wasserreichsten Quellen unseres geistigen Lebens in Hellas, Rom, Frankreich und England entsprungen sind, und ich verlangen muß, daß gebildete Männer zu ermessen verstehn, welche die Voraussetzungen des geistigen Lebens unserer Zeit sind. Unsere Kunst und unsere Litteratur, unser Recht und unsere Anschauungen über den Staat können nur von denen begriffen werden, welche die Geschichte und Litteratur Griechenlands, Roms, Frankreichs und Englands kennen. Darum ist die Kenntniss jener vier Sprachen die Voraussetzung wirklicher Bildung, und darum müssen junge Männer der höheren Stände sie beherrschen: ich sage beherrschen. Vor zweihundert Jahren und früher war was allein durch die Geschichte und Litteratur Frankreichs und Englands verstanden werden kann, noch nicht in das Bewußtsein der Deutschen getreten: wir hatten weder politische Rechte noch ein Drama: darum konnte damals die deutsche Welt ohne Englisch und Französisch fertig werden. Wer darf jetzt an Shakespeare, Cromwell, Gibbon, Locke, den neusten Philosophen Englands, wer an Voltaire, Diderot, Mirabeau vorübergehn, wer darf über die Revolutionen der beiden Länder ununterrichtet sein, und doch Deutschland zu verstehn meinen? Unsere Religion, so weit eine solche noch vorhanden ist, wurzelt — dies beiläufig zu erwähnen scheint angebracht — nicht in Palaestina, sondern in der westEuropäischen Kirche, die nicht das alte Testament, sondern die Gedankenreihen hellenistischer Juden nicht sowohl selbst aufgenommen, als von der diese Ideen berücksichtigenden griechischen Kirche des Orients überkommen hat. Der Messias ist nicht der *Mášiãh* des alten Testaments, Ostern nicht *Peşah*, Pfingsten nicht *Šabûór*, und erst Luther hat die deutsche Sprache mit Hesekiel, Jesaja und ähnlichen Namenformen besudelt.

Man begreift, wodurch ich mich veranlaßt finde, gerade die vier genannten Sprachen beherrscht wissen zu wollen: Güßfeldt vermag nicht anzugeben, warum er sie wählt: für die ›Bildung des Intellects‹ würde auch die Erlernung des Sanskrit, des Arabischen, Hebräischen, Syrischen, vermuthlich auch die vieler anderer Idiome dienen. Das Italienische und Spanische ist für mich darum ausgeschlossen, weil, so kolossal Dánte ist — es wird ihn Niemand anders als im Originale lesen dürfen —, er nie einen Einfluß auf Deutschland gewinnen kann (von Boccaccio, Petrarca, Ariost, Tasso hat man ganz zu schweigen), und noch weniger die Spanier (was sie Einzelnen von uns sind, ist eine Sache für sich) irgend welche Phase unserer Entwicklung uns verständlich zu machen dienen können. Güßfeldt würde auch Italienisch zu lehren gestatten: aber warum?

Hier muß nun ein freilich meist geradezu als Glaubensartikel behandeltes Misverständnis beseitigt werden.

Was jetzt in Preußen — und weil in ihm, im ganzen Deutschland — Gymnasium heißt, ist keine Anstalt, auf der »humanistische Bildung« mitgetheilt wird, und darum sind auch die jetzt selbst für die blödesten Augen sichtbaren Folgen der »Gymnasialbildung« nicht geeignet, die »humanistische Bildung« in Misachtung zu bringen. In Folge eben der Anschauungen über »allgemeine Bildung«, die jetzt als etwas Neues Güßfeldt empfiehlt, haben Altenstein, Schulze, Wiese die »humanistischen Gymnasien« als Anstalten organisiert, welche Auster und Husar zu gleicher Zeit sein, welche mit denselben Mitteln Postsekretäre, Staatsmänner, Chemiker und Pastöre züchten sollen, deren Programme uns belehren, daß diese Institute »mit allen Delicatessen der Saison stets auf das Reichste assortiert« sind. Diese Gymnasien bilden ja nicht, was sie als Humanistenschulen thun müßten, durch die lateinische und griechische Sprache und Litteratur, sondern durch omne scibile in der Art, daß für den, doch die Mehrzahl der Menschen ausmachenden, Mittelschlag nur Unwissenheit und gähnender Ekel vor allem Lernen das Ergebnis der neun Jahre Gymnasium sind.

Ich verlange, daß die Schule die jungen Menschen, die einst regieren sollen, Sprachen so lehre, daß sie jedes nicht technische und nicht hymnische Buch, das in diesen Sprachen geschrieben ist, vom Blatte verstehn. So untauglich unsere Mädchenschulen sein mögen, das bringen die besseren unter ihnen doch zu Wege, daß ihre Schülerinnen Dickens und Souvestre wie Deutsch lesen. Schärfer können die soi-disants Gymnasien und die ihnen vorgeordneten Schulräthe und Minister gar nicht kritisiert werden als durch den Umstand, daß sogar unsere Theologen und Juristen, nachdem sie ein Viertel Menschenalter hindurch Lateinisch und Griechisch gelernt haben, auf der Universität so gut wie Alle unfähig sind, ein lateinisches oder griechisches Stück, das ihnen citiert wird, zu verstehn, daß die lateinisch abzufassenden Jubeldiplome der Theologen, Juristen und Mediciner mit seltenen und desto rühmlicheren Ausnahmen nicht von den sie ausstellenden Fakultäten abgefaßt werden: wann es einmal geschieht, freut sich der Reichsgerichtsrath Ukert nicht. Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie. Ich habe einst unter recht ungünstigen Verhältnissen bei meinen Tertianern und Secundanern ziemlich viel erreicht: Andere werden sogar jetzt ziemlich viel erreichen können. Wie? das ist Ihre Sache: sie müssen.

Güßfeldt will (man sehe seinen Paragraphen 17) nur die Fundamente des Griechischen und Lateinischen gelehrt wissen.

Eine Anzahl Vocabeln, die Declinationen, Conjugationen und Praepositionen. Ein systematisches Durcharbeiten der Grammatik unterbleibt.

Danach soll den Texten gegenüber

das Heranziehen der Uebersetzung den Vortheil bieten, daß der Nachdruck von der nie begriffenen Form auf den begreifbaren Inhalt übergeht.

Meine Lehrer, Bresemer und Yxem für das Griechische, mein Vater für das Lateinische, haben mit uns niemals die Grammatik ›systematisch durchgearbeitet‹: ich habe es mit meinen Schülern ebenso wenig gethan, und von dem begreifbaren (sagen wir lieber zunächst: empfindbaren) Inhalt des Homer, des Platon, des Sophocles, sogar des Demosthenes und des von mir zu Hause gelesenen Aeschylus und Euripides habe ich ebensoviel mitgenommen wie meine Schüler von dem Inhalte Xenophons, Homers, einzelner Stücke Anacreons, des Stobäers, und sogar Theocrits, die ich, sehr ohne Auftrag und Erlaubnis von Oben, schreiben und auswendig lernen hieß. Die von Güßfeldt verspotteten Regeln über den Optativ wurden auf dem Berliner Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu meiner Zeit so wenig getrieben, daß ich als Primaner von dem spät zu uns gekommenen Wolfgang Puchta die Regeln mir abgeschrieben habe, die dieser als Dictate Wunders aus Grimma mitgebracht hatte. Herr Güßfeldt würde nur dafür sorgen müssen, daß Lehrer, Schulräthe und Minister von der Sache etwas verstünden: er würde die alten Jungfern, die Philologie studiert und de usu praepositionis so und so apud Eupolemum promoviert haben, statt als Lehrer an die Gymnasien, als Kassierer an Theater- und EisenbahnSchalter unterzubringen haben. Mit unserem Glauben an die Akten sind wir aber dahin gelangt, daß über die Sachen nur Die Bescheid wissen, die zur Sache nichts sagen dürfen. Daß des Herrn Güßfeldt ›humanistische Lehrer‹ Pedanten gewesen sind, braucht er gar nicht zu versichern: der Pedantismus Jener hat auf ihn abgefärbt, denn seine Bekämpfung der Pedanterei ist echt pedantisch.

Güßfeldt sollte lieber auch das was er vom Griechischen und Lateinischen noch gelehrt wissen will, ungelehrt lassen: wenn er die Gymnasiasten amtlich an die Uebersetzungen der griechischen und lateinischen Classiker setzt (welche Uebersetzungen sollen das aber sein?), ist was von der griechischen und lateinischen Grammatik Er den Schülern zumuthet, zu gar nichts nütze. Uebersetzungen zeigen — das scheint Güßfeldt nicht zu wissen — den Teppich stets nur von der Rückseite.

Güßfeldt läßt Griechisch und Lateinisch auch nicht schreiben,

während er doch für die Erlernung des Französischen der »Exercitia und Extemporalien« nicht entbehren mag. Es gibt aber, wie keine Möglichkeit auf dem trocknen Lande schwimmen, so auch keine Möglichkeit ohne eine nach allen Seiten hin gerichtete Uebung der Sprache eine Sprache beherrschen zu lernen: man muß sie zu lesen, zu schreiben und zu sprechen versuchen, um ihrer Herr zu werden. Auch Aufsätze müssen geliefert werden: sie sind für den Gymnasiasten was für den Schwimmer die Uebungen an loser Leine oder ohne Leine neben dem Kahne sind. Daraus daß Güßfeldts und vieler jetzt erwachsener Männer Eltern in der Auswahl des für ihre Söhne in Anspruch genommenen Gymnasiums Unglück gehabt haben, oder haben haben müssen, folgt noch lange nicht, daß die auf den Gymnasien angestellten Uebungen im Lateinisch Schreiben zwecklos sind. Sir John Falstaffs Compagnie wird vermuthlich stets schlecht abgeschnitten haben, ohne daß aus diesem Misgeschicke folgte, daß nicht exerziert werden müsse, und daß die Hauptleute abzuschaffen seien. Sollte Güßfeldt wirklich Französisch schreiben können, so hat diese Fähigkeit Ihm für sein Deutsch nichts eingetragen: er ist vielleicht, natürlich ohne Jemandes Schuld, von früher Jugend an so sehr ohne Verantwortung, ohne zwingende Pflicht gewesen, daß Ihm kein Unterricht half. Aber dann empföhle sich, nicht guten Rath über Einrichtungen zu geben, die aus einem nicht in der Sache selbst liegenden Grunde für ihn wirkungslos geblieben sind. Ich bitte ihn sehr, seine von mir besprochenen Aufsätze einmal in ein französisches Gewand zu kleiden: das wäre eine Kritik, wie er sie vernichtender an sich nicht üben könnte.

Unter den »soweit es sich um intellectuelle Bildung handelt, der Schule offen stehenden Gebieten« (das sind ja des Herrn eigene Worte) findet sich bei Güßfeldt auch die zweimal, in den Paragraphen 16 und 23, behandelte deutsche Sprache.

Güßfeldt erwähnt im § 23, es sei »bereits von der Beschäftigung mit der Muttersprache als einem Bildungsmittel die Rede gewesen«. Ich habe diese Versicherung nie anders als mit einem peinlichen Misbehagen über meine Unfähigkeit zu verstehn gelesen: denn ich finde (ich müßte denn das »die Rede gewesen« sehr buchstäblich nehmen) nichts was die eben angezogene Versicherung rechtfertigte. In dem § 16, auf den Güßfeldts Erklärung sich beziehen muß, steht nur Folgendes:

Der Sinn für Form läßt uns gerade da am meisten in Stich, wo er sich in der ersten Linie zeigen könnte und zeigen müßte: bei der Handhabung der Muttersprache.

Dieser Satz soll erhärten, daß

der Pflege des Formalen bei dem Unterricht des Griechischen und Lateinischen der Erfolg nicht entspricht. Hätte der Humanismus unserer Schule wirklich die ihm angedichtete allgemein bildende Kraft, so müßte sich der Sinn für Form bei *jeder* Geistesthätigkeit bekunden.

Ich habe schon erklärt, daß ich die von unseren Gymnasien »vermittelte« »Bildung« für eine »humanistische« nicht halten kann: ich will hinzufügen, daß auch dann, wann die Gymnasien ihrem Principe nach wirklich zu »humanistischen« Gymnasien gemacht würden, ich die meisten zur Verwendung bereit stehenden Lehrer des Griechischen und Lateinischen für unfähig erachtete, »humanistische« Bildung zu »vermitteln«. Wenn ich damit Recht habe (ich gestehe nicht Jedem die Befugnis zu, mir Ja oder Nein zu sagen), so wird wer aus irgend welcher Leistungsunfähigkeit unserer thatsächlich vorhandenen Gymnasien auf die Leistungsunfähigkeit der humanistischen Bildung schließt, schwerlich gescheuter sein als wer daraus, daß eine Gartenarbeiterin mit ihrem Brodmesser keine SchielOperationen vorzunehmen im Stande ist, schließen wollte, daß SchielOperationen überhaupt unmöglich sind. Ganz abgesehen davon, daß wer selbst sich humanistischer Bildung erfreut, deren Werth in etwas Anderem sucht als in ihrer Fähigkeit den »Sinn für Form« zu »bilden«.

Doch Güßfeldt (wenn ich nicht irre, ist er von Fach Mathematiker) beweist ja selbst was er behauptet hat. Nämlich durch den Ausruf

Man analysire ein deutsches Lehrbuch[,] und vergleiche damit ein französisches, das denselben Stoff behandelt!

Gilt was Güßfeldt hier behauptet, nach seiner Meinung wirklich für alle vorhandenen Lehrbücher Deutschlands und Frankreichs? Kennt der gewissenhafte Politiker diese Lehrbücher allesammt so genau wie er sich den Anschein gibt sie zu kennen? Beweisen Lehrbücher, die doch ein verschwindend kleiner Theil der Litteratur sind, für die ganze Litteratur? Beweist die ganze Litteratur für die recht zahlreichen Menschen, die nie eine Zeile haben drucken heißen? Ist die Thatsache, daß Bismarck gelegentlich klassisches Deutsch schreibt, anders als durch zufällige Umstände bekannt geworden?

Nach einigen für die Fortführung des Gedankens gleichgültigen Sätzen fährt Güßfeldt in einem Abschnitte fort, der uns abfordert »unsere Jugend in der Achtung vor der Muttersprache« zu erziehen: ich werde nachher auf diesen Abschnitt zurückzukommen haben. Und nach diesem, meinen Lesern später vorzulegenden Abschnitte kämpft Güßfeldt gegen die »sogenannte Sprachreinigung«, das heißt, er eifert gegen eine Thorheit, die mit der Untersuchung, ob die

›Muttersprache ein Bildungsmittel‹ sei, nichts zu schaffen hat. Da wir aus Platens Lustspiele die Redseligkeit der Parabasen kennen, hätte diese Parabase wohl auch ohne Furcht getadelt zu werden, den berühmten Daniel Sanders erwähnen dürfen. Dieser Mann erschien am 2 März 1854 in Jacob Grimms Vorrede zum Wörterbuche als eine der zwei Spinnen, die auf die Kräuter des deutschen Wortgartens gekrochen seien, und ihr Gift ausgelassen haben: aus einem nahe liegenden Grunde wird Daniel Sanders jetzt gefeiert: es wäre eines muthigen Mannes Pflicht gewesen, in einer Diatribe gegen den Purismus diesen Puristen bei Namen zu nennen.

Güßfeldt schließt seinen Erguß mit einer Aufforderung an die Puristen, statt gegen Fremdwörter lieber gegen Misbildungen Front zu machen. Solcher Misbildungen Eine Art nennt er:

wenn in Erlassen mit dem usurpirten Scheine der Berechtigung alle möglichen Adverbia in die Adjectivform gezwängt werden. Aber das von ihm bemängelte *morgig* ist wenigstens ungefähr nach der Analogie des bei Luther nicht seltenen *heutig*, *desfallsig* nach Analogie des bei Goethe vorkommenden *allenfallsig* und des aus Fichte zu belegenden *anderweitig* gebildet, *derzeitig* braucht Tieck, *dermalig* Wieland, *diesjährig* hat schon Dasypodius, *diesfallsig* war allen Kanzeleien geläufig. Wenn die Kanzeleien, so wichtig sie für die deutsche Sprache gewesen sind, Herrn Güßfeldt bedenklich scheinen, hat er nie irgendwo am Rheine oder im Markgräfler Lande Heurigen getrunken? und stammt *heurig* nicht von *heuer*, wie *heutig* von *heute*, wie *hiesig* von *hier*? Bei Grimm unter *dasig* kann Güßfeldt die Stellen der Grammatik citiert finden, an denen genauere Belehrung zu holen ist, 2 295 391. Vielleicht wird was Martin Hertz in Lachmanns Leben über *jedenfalls* erzählt, Herrn Güßfeldt zu der Einsicht verhelfen können, daß unsere Sprache nicht verpflichtet ist, nur mit Bracteaten zu zahlen. Sie hat noch heute Münzrecht, und prägt neben Goldkronen allerdings auch Nickelgroschen, aber gültige und nöthige Nickelgroschen.

Im § 23 ›erörtert‹ Güßfeldt ›die schwierige Frage, wie der Unterricht in der deutschen Sprache geleitet werden soll‹. Eine Antwort auf eine Frage pflegt verständigen Menschen lieber zu sein als eine Erörterung der Frage: hören wir gleichwohl auch die Erörterung.

›Ein systematisches Lehren der deutschen Grammatik erscheint mir überflüssig‹. Ja wenn die Orthographie nicht wäre! *Hielt* muß doch erklärt werden, zieht *fieng* wie *gieng* nach sich, und verbietet *sieht* = *sequitur*. Wäre Güßfeldt unterrichteter als er ist, so würde er auch ein Wort gegen das des Herrn von Puttkamer Namen tragende

System gesagt, und erklärt haben, daß wir entweder consequent historische oder herkömmliche Rechtschreibung lehren, sicher, falls wir anders hören, daß *t* als *tenuis* von uns nicht mehr gesprochen wird, *th* erhalten müssen: bei welcher Anschauungsweise das mit Recht *sthein* gesprochene Stein unbehelligt bleiben darf.

Die deutsche Grammatik soll vielmehr an den Fehlern gelehrt werden, welche die Schüler in ihren Aufsätzen begehen, und auch an den Fehlern, welche sich in gedruckten Büchern finden.

Man bedenke, an den »Aufsätzen« der Sextaner, Quintaner, Quartaner, Tertianer, an den deutschen Büchern, welche diese wackeren Knaben studieren. Man bedenke, an den Aufsätzen, welche die nie mit einer Anleitung zum Schreiben versehenen Secundaner und Primaner liefern, und in denen sie — sorgfältig korrigiert werden ja diese Meisterstücke stets — durch eine besondere Gnade der Vorsehung in dem nöthigen, die ganze Grammatik zu erläutern gestattenden Vorrathe die Fehler machen, die ihnen abzugewöhnen sind: man bedenke, an Lessings, Schillers, Goethes besten Werken, die sie mit Pietät anzusehen gelehrt werden, und denen sie gleichwohl die Schritzer absuchen müssen. Oder sollen etwa Reformschriften neusten Datums in der Schule der Zukunft gelesen werden?

Das wäre also der Unterricht in der deutschen Grammatik, bei dem für die doch angestrebte »Bildung des Intellects« nicht allzuviel abfallen dürfte.

Weiter redet Güßfeldt davon, daß

die richtige Auswahl deutscher Schriftsteller — allerdings ein sehr schwieriges Problem — dem Lehrer die Vorbilder geben wird, an denen der Geschmack der Schüler sich

welche Unreife spricht aus diesem *sich*!

bildet.

Güßfeldt findet

die Auswahl schwer; dieselbe verlangt eine Literaturkenntniß, deren Erwerb allein dem Lehrer die Frische nehmen könnte ... Eine Auswahl ... ließe sich immerhin aus der Gegenwart zusammenstellen. Den größeren Theil müßte die deutsche Literatur der Vergangenheit liefern. Sollte das nicht genügen, so wäre es noch immer rathsamer, daß sprachkundige Schriftsteller freie Uebersetzungen von Werken moderner Culturnationen anfertigten, als daß Deutschthümelei auf der Lectüre schlechter deutscher Werke beharrte.

Man kennt aus Ciceros Cato die Sage, der hochbetagte Sophocles sei von seinen Söhnen »quasi desipiens« vor Gericht gezogen, um wegen seiner schlechten Verwaltung des Familienvermögens entmündigt

zu werden: er habe die eben vollendete Parodos des Oedipus auf Colonus vorgelesen, und darauf hin sei die Klage abgewiesen worden. Diese haltlose Sage hat mich die eben mitgetheilten Rathschläge Güßfeldts zu kritisieren gelehrt. Ich lege diese Rathschläge nur vor: das genügt als Kritik, freilich gewis nicht für den Verfasser des besprochenen Buchs, aber für alle Sachverständigen. Freilich werden Güßfeldts consilia auf diese Sachverständigen anders wirken als jene Parodos auf die Phratoren Athens gewirkt hat.

Ich komme zum deutschen Aufsätze. Güßfeldt belehrt uns:

Wenn der Lehrer die Themata für die deutschen Aufsätze richtig wählt, so wird er Freude an selbständigem Denken, klarem Ausdruck und durchsichtigem Satzbau erwecken.

Daß hier Alles darauf ankommt zu wissen was ›richtig‹ ist, hat Güßfeldt, der übrigens auch nicht gemerkt hat, daß der Mensch selbstständig zu arbeiten erst gelehrt werden muß, nicht gefühlt: denn er gibt keine Erklärung des Wortes. Einige Seiten weiter empfiehlt er ›die Beschreibung‹ als ›sicheren und gerechten Prüfstein für ein Beherrschen der deutschen Sprache‹:

etwas anderes ist es mit Themen, deren Behandlung eigene Ideen erfordert: solche Aufsätze sind ein Prüfstein für Geist und Bildung.

Werden hier die beiden ›Prüfsteine‹ einander gegenübergestellt wie Sommer- und WinterUeberrock? oder hat Herr Güßfeldt nur nachlässig geschrieben?

Sollte Güßfeldt einmal zu erfahren wünschen, was an Themen für deutsche Aufsätze preußische Behörden dulden, so mag er die von mir in den deutschen Schriften 219 aus amtlichen Programmen und die nach LWiese in meinen Mittheilungen 3 116 gegebene Liste durchsehen. Daß ein aller Orten als Biedermann anerkannter Director einer Mädchenschule die Frage hat beantwortet wissen wollen ›Was wäre aus Clärchen geworden, wenn Egmont nicht hingerichtet worden wäre?‹, und ein ›Professor‹ einer solchen Schule seiner ersten Klasse aufgegeben hat, die Empfindungen einer jungen Mutter an der Wiege ihres ersten Kindes zu schildern — die Namen der Männer (der Eine ist längst tot, der Andere lebt im Ruhestande) will ich einem berufenen Frager nennen —, das wird dem nur über die Erziehung höherer Knaben sich äußernden Güßfeldt gleichgültig sein dürfen: mir liegt am Herzen, durch die Mittheilung dieser Themen auf jene meine beiden Listen aufmerksam zu machen. Sie schreien zum Himmel wider die Räthe und Minister, welche die ihnen doch bekannte Art, an unseren höheren Schulen im Deutschen zu unterrichten, dulden.

Die deutschen Aufsätze der Schule zerfallen nach Güßfeldt in

drei Werthklassen, solche ›die arm an Ideen‹ [= ›Einfällen‹!], solche ›die in einem geschraubten Stil oder mit grammatikalischen Fehlern geschrieben‹ sind, solche, ›in welchen Unsinn steht oder gar eine hochtönende nichtssagende Phrase‹. Für jede Sorte ist auch die dem Reorganisator zweckdienlich scheinende Behandlung angegeben: die erste ist ›milde zu beurtheilen‹: die zweite ›muß der Lehrer tadeln und durch die Schüler selbst verbessern lassen‹, die dritte ›der Verachtung der ganzen Klasse preisgeben‹. Mit eigenen Correcturen haben Güßfeldts Lehrer nicht viel zu thun. Wie Knaben, die doch erst lernen, für ihre ›hochtönenden, nichtssagenden Phrasen‹ gleich mit Verachtung gestraft werden dürfen, ist mir unverständlich: ich hebe meine Verachtung für die Phrasen machenden Männer auf, und glaube mit diesem Verfahren eher das Richtige zu treffen. Hier hat wohl die Tagespresse und die Politik auf Herrn Güßfeldt eingewirkt, da diese beiden Mächte bekanntlich nicht nur die Bewunderungs-, sondern auch die Entrüstungsdrüse des Votierenden und auf Votieren abzurichtenden homo sapiens stark in Thätigkeit setzen.

Ich schreibe zum Schlusse dieses Abschnitts einige dem § 16 des Herrn Güßfeldt entnommene Sätze her, die mitzutheilen ich oben versprochen habe, und knüpfe einige Fragen an sie an.

Der Muttersprache fällt die Ausbildung zu:

(das Colon ist aus Güßfeldts Feder)

des Sinnes für formale Schönheit und kraftvoll ausgestaltete Gedanken: durch sie soll der Hang zur Phrase und zum Gewäsch zerstört werden. Durchsichtig und fest soll jedes ihrer Gebäude dastehen; sie soll tönen wie Musik, wenn der Geist des Lesers darüber hinfährt.

Die Muttersprache bildet den Sinn für formale Schönheit, den Sinn für kraftvoll ausgestaltete Gedanken aus? Was ist nicht-formale Schönheit? was sind kraftvoll ausgestaltete Gedanken? Wie viele Knaben leiden an einem Hange zur Phrase? wie kann die Muttersprache einen Hang zur Phrase zerstören? Baut die Muttersprache? was sind durchsichtige Gebäude der Muttersprache? Wie tönt ›sie‹, wenn der Geist des Lesers ›darüber‹ hinfährt? Ist Musik gelegentlich dasselbe mit Aeolsharfe?

Socrates lehrt in Platos Theaetet 155⁴ *ὄκ ἄλλη ἀρχὴ τῆς φιλοσοφίας ἢ τὸ θαυμάζειν*. Vielleicht beabsichtigte Herr Güßfeldt durch Aeufferungen wie die eben mitgetheilten seine Leser zur Philosophie zu erziehen. Ich möchte freilich doch die Kur für zu gewaltsam halten. Darf ich fragen, wie wohl ein nach Güßfeldts Anweisungen die deutschen Arbeiten seiner Obersecundaner beurtheilender Lehrer die angeführten Sätze des Reorganisators schätzen würde?

Mathematik und Naturwissenschaften dienen nach Herrn Güßfeldt überwiegend dazu, das Vorstellungs- und Anschauungsvermögen zu bilden. Ich gebe willig zu, daß sie das thun können: aber als alter Practicus betone ich noch mehr als Güßfeldt selbst, daß nur beste Lehrer in der Mathematik und den Naturwissenschaften unterrichten dürfen. Ich habe nicht selten für Bonnell in den mittleren Klassen des Werderschen Gymnasiums die Versetzungsprüfungen in der Mathematik abgenommen, und gerade das nicht angetroffen, was ich suchte, eine Vorstellung von den Dingen, über die geprüft wurde. Bestreiten aber muß ich, daß Güßfeldt mit der im § 20 vorgetragenen Versicherung Recht habe, Kinder seien gute Beobachter. Das sind sie nur ethischen Vorgängen gegenüber. Sie sehen an ihren Lehrern und Mitschülern Alles, weil sie diesen gegenüber Stellung nehmen müssen: sie sehen am Wasserfloh und am Hirtentäschlein und dem Dreiecke oder Kreise vor Augen liegende Thatsachen erst, nachdem man sie ihnen in richtiger Weise gezeigt hat.

Ich lege aber das Gewicht bei dem Unterrichte in der Mathematik und den Naturwissenschaften trotz der eben ausgesprochenen Zustimmung doch anderswo hin als Güßfeldt. Das Erwerbsleben des Volkes ruht auf der Mathematik und den Naturwissenschaften: die Söhne der höheren Stände sollen ein Urtheil darüber gewinnen, in welcher Weise es dies thut. Sie brauchen, wenn sie nicht Techniker oder Landwirthe werden, die ihnen auf der Schule gewiesenen Wege nicht zu Ende zu gehn: sie sollen aber ihre Richtung kennen, um den, stets auch nach den zu überwindenden Hindernissen zu bemessenden, ethischen Werth der auf ihnen zu einem Ziele fortschreitenden Mitbürger beurtheilen zu lernen. Sie sollen Mathematik und Naturwissenschaften kennen lernen, um die verächtliche Einbildung fahren oder — lieber noch — nicht aufkommen zu lassen, daß Naturforscher und Industrielle nicht ebensogut wie die der Sprachen und Litteraturen und der Geschichte Kundigen in ihrer Art ideal gebildete Menschen sind. Während Geschichte und Litteratur nur auf der Universität gelehrt werden dürfen, und die Schule auf das Studium dieser Wissenschaften nur vorbereitet, ist in Betreff der Mathematik und der Naturwissenschaften die Schule wahrscheinlich im Stande, für weitaus die meisten Menschen Abschließendes zu leisten. Sie zeigt in Betreff dieser Dinge nur den Pfad, auf dem man in ungemessene Weiten weiter gehn wird, und sie legt sich diese Beschränkung gerade darum auf, weil Mathematik und Naturwissenschaften für menschliche Augen wenigstens vorläufig keine Grenze ihrer Ausdehnung haben, und sie darf gar nicht den Glauben hegen, die vorhandenen Thatsachen zu erschöpfen, während Geschichte und Littera-

tur endliche Gebiete, Gebiete, die hinter uns liegen, sind, auf denen aber der Mensch die Hauptsache ist, der Mensch, der zu allen Zeiten im Wesentlichen der alte Mensch, unwiedergeborene Natur, ist, der, wann er ein neuer Mensch geworden, von den alten Menschen neben ihm alle Zeit auf dieselbe — dumme oder gemeine — Weise bekämpft werden wird, der aber, sei er unwiedergeboren oder wiedergeboren, immer ein X in sich trägt, das dem Forscher seine Räthsel zu rathen gibt, Räthsel, deren Lösung wir nur in dem Anonymen des eigenen nie ruhenden Herzens finden, eines Herzens, das zu verstehn erst lernt, wann es nicht mehr unter Aufsicht schlägt.

Ich vermuthe, daß zur Zeit über einige für die Reorganisation unseres höheren Schulwesens wichtige Punkte die Ansichten der verschiedensten Menschen übereinstimmen, und ich freue mich, daß ich schon vor langen Jahren — sehr wider die damals und bis vor kurzem gültige Unfehlbarkeit — dazu beigetragen habe, die richtige Anschauung zu empfehlen.

Es werden Bürgerschulen nicht sowohl zu gründen, als aus den in der gedankenlosesten Weise gegründeten Gymnasien herzustellen sein.

Es werden Berechtigungen — seien sie welcher Art sie wollen — nur an die Ausgangsprüfung der obersten Klasse der Schulanstalten — seien sie welcher Art sie wollen — geknüpft werden dürfen.

Nur auf diesem Wege werden wir dahin gelangen, die Klagen über unnütze und gewissenlose Belastung der Schüler, und die Beschwerden über vernunftwidrige und gewissenlose Belastung der Lehrer zum Verstummen zu bringen: nur auf diesem Wege werden wir durchsetzen, daß die Klassen nicht überfüllt werden.

Aber es muß noch mehr geschehen: Güßfeldt und dessen Genossen streifen es freilich mit keinem Gedanken.

Es muß anerkannt werden, daß »höhere Schulen« nicht bilden, sondern Vorbilden, daß die Aufgabe zu bilden erst der Universität zufällt, und in Folge davon müssen die Universitäten ebenso reorganisiert werden wie die »Gymnasien«. Nachdem die höheren Schulen die vier oben genannten Sprachen in dem oben angegebenen Maße gelehrt, nachdem sie über die Geschichte äußerlich orientiert, nachdem sie gezeigt haben, in welcher Weise das Erwerbsleben der Nation auf der Kenntnis der Mathematik und der Naturgesetze beruht, übernehmen die Universitäten, in zweijährigen Cursen obligatorisch, eine Bekanntschaft zuerst mit der Litteratur und danach mit der Geschichte zu vermitteln, und zwar in der Art, daß nicht die Lehrer der Zuhörer, sondern Professoren fremder Universitäten am Ende eines jeden in Betracht kommenden Semesters eine sehr ernst-

hafte schriftliche und mündliche Prüfung mit den Hörern der betreffenden Vorlesungen vornehmen. Die Studenten reisen auf Staatskosten, wie Unteroffiziere, an die ihnen zur Prüfung angewiesenen Orte.

Bilde man sich ja nicht ein, daß in schon heute absehbarer Zeit unsere Universitätsstudien, soferne sie nicht in Instituten und Seminaren — die der ersten Facultät natürlich ausgenommen — betrieben werden, der halbjährigen Prüfungen und (was eng mit den Prüfungen zusammenhängt) einer von einer sachkundigen Obrigkeit vorgeschriebenen Regelung der Vorlesungsfolge entbehren können. Sollte ja einmal das Eine unserer Nationallaster, die falsche Humanität, aus der Welt geschafft worden sein, sollte ja einmal die Einsicht wie das Einmaleins fest stehn, daß der Staat den ihm sich darbietenden Kandidaten gegenüber in der Lage des fremdes Geld verwendenden beauftragten Käufers gegenüber dem Angebote sich befindet, sollte ja einmal die Möglichkeit gegeben werden (deutsche Schriften 202), schon angestellte Beamte, falls sie sich unfähig für das Amt erweisen, ebenso wie unfähige Offiziere aus dem Amte zu entfernen, dann würde auf halbjährige Prüfungen der Studenten verzichtet werden dürfen: aber nicht eher. Die große Mehrzahl der Studierenden will — und das ist ihr Recht — vor allen Dingen Brod: wird ihr nicht in der Zeit, in der sie Beamte des Staats werden wollen (durch strenge Examina), oder geworden sind (durch die Furcht vor einer Beseitigung), angedeutet, daß der Staat nur das Beste brauchen darf, so muß es ihr — und je jünger der Mensch ist, desto leichter erträgt er Bevormundung und Erziehung — durch Semestral-tentamina beigebracht werden: es muß ihr zu gleicher Zeit beigebracht werden, daß wer die Wohlthaten einer Staatsanstalt genießt, diese im Interesse des Staats genießt, und zu Alfanzereien und Müßiggang nicht befugt ist.

Es ist ein auf diesen Blättern nicht wohl zu qualificierendes Verfahren, von Studenten ein Triennium zu verlangen, und ihnen trotz dieses Verlangens die Ableistung des Militärjahrs innerhalb dieses Trienniums zu verstatten. Solche Studenten »studieren«, falls sie von der Erlaubnis Gebrauch machen, nicht drei, sondern zwei Jahre: das weiß jeder Unteroffizier, der Freiwillige auszuexerzieren gehabt hat, und die in Betracht kommenden Verwaltungsbeamten sollten es nicht wissen? Wie diesen Widerspruch zwischen Gesetz und Gehorsam abzustellen ein Gebot der Pflicht ist, so ist es auch ein Gebot der Pflicht, wenn die zum Regieren im höheren Sinne des Wortes berufenen jungen Männer zu ihrer Ausbildung die Kenntnis der Geschichte und der für Deutschland in Betracht kommenden Litteraturen nöthig haben — sie haben sie nöthig —, diese jungen

Männer zum Erwerben dieser, auf Gymnasien und Realschulen nicht zu erwerbenden Kenntnis zwangsweise auf der Universität anzuhalten. Sage man doch einmal dem Kriegsminister, die Söhne der höheren Stände würden sich auf eigene Faust, ohne Zwang, zum Felddienste ausbilden: der Herr würde über diese Albernheit so starr sein, daß er zunächst die Antwort schuldig bleiben würde.

Ich weiß vollauf, daß ich mindestens fünf bis sechs Jahre zwischen das AbiturientenExamen und die Vollendung der UniversitätsStudien lege. Aber wir können uns das ja leisten. Wir finden auch um diesen Preis Leute, die sich um die Aemter des Staates bewerben. Wir wissen — andere Quellen meines Wissens nenne ich nicht — aus einem in der Vossischen Zeitung vom 8 Januar 1890 abgedruckten, sich auf den Kaiser berufenden Briefe des Grafen von Mirbach-Sorquitten, daß die Mitglieder einer Studentenverbindung im Jahre schon mit 4500 Mark »auskommen« können, also mit einer Summe, die manches verheiratheten Ordinarius Gehalt übersteigt, so daß der Schluß auf das Vorhandensein großen Reichthums geboten ist: wir wissen, was man an Stipendien in Deutschland zusammenzubringen in der Lage ist, das nur durch Gesetz zusammengeleitet und verständig verwendet zu werden braucht, um auch Unbemittelten jene fünf bis sechs Jahre Studium zu ermöglichen. Und wenn wir Deutsche uns jene fünf bis sechs Jahre nicht zu leisten vermögen, nun wohl, so soll die Helotisierung der Nation offen ihren Verlauf nehmen, die in der Stille so wie so immer weiter um sich greifen darf. Unsere Jugend ist — ich werde nicht müde werden, das zu wiederholen — willig: sie hält unter dem Muschkiberge und vor dem Walde von Sadowa aus: sie stürmt Spichern, und weicht bei Belfort nicht: sie übernimmt jede wissenschaftliche Untersuchung und den aufopferndsten Dienst an Krankenbetten: aber ihr guter Wille wird im Frieden in der schmachlichsten Weise unbenutzt und ungeleitet gelassen.

Ich verdenke Herrn Güßfeldt und seinen Genossen, daß sie vor diesen Forderungen Halt gemacht haben. Wußten sie nicht, daß diese Forderungen zu stellen sind, so waren sie die Sachverständigen nicht, als welche sie sich geben: wußten sie es, und schwiegen, nun, so schweigt auch des Sängers Höflichkeit.

Es ist dieses Ortes nicht, über die Reorganisation der Universitäten mehr als das was man so eben gelesen hat, zu sagen: es ist aber ein zu rügender Fehler Güßfeldts und seiner Freunde, daß sie die höheren Schulen reformieren zu können meinen, ohne auch die Universitäten zu reorganisieren, denen die Schüler jener Anstalten zugeführt werden sollen, und durch deren Lehrer die Lehrer der höheren Schulen gebildet werden.

Nun hat aber Güßfeldt noch ganz andere Dinge unerwogen gelassen. Er redet so, als ob es ein Leichtes sei, die höheren Schulen Preußens auf einen anderen Fuß zu setzen. Wie irrig. In Preußen konnte schon vor 1866 nur reorganisiert werden, wenn zu gleicher Zeit auch in Deutschland in derselben Weise reorganisiert wurde. Jetzt vollends ist der nichtpreußische Theil des deutschen Reiches von wesentlichem Einflusse auf den preußischen »Kern«.

Man hat die Promotionen der preußischen Universitäten zu heben gewünscht: da man es nicht für alle Universitäten Deutschlands zu thun versucht hat, ist die Folge der angestellten Hebungsversuche (die ich übrigens für verfehlt erachte) nur die gewesen, daß jetzt das sonst in Preußen promovierte Doctorandenmaterial in hellen Haufen außerhalb Preußens promoviert.

Es ist bekannt, daß die Söhne der höchsten Stände, diejenigen die den Anspruch erheben, die einflußreichsten Stellen im Staate zu erhalten, am wenigsten von allen Studenten die Vorlesungen besuchen: sie belegen sie, besuchen sie aber nicht. Man hat regelmäßigen Fleiß jüngst durch das bei vollen Collegien übrigens von vorne herein undurchführbare Verlangen zu erzwingen versucht, daß die Professoren ein Testat über den Besuch nur geben dürfen, falls der Besuch wirklich ein regelmäßiger gewesen sei. Vom nächsten Semester ab werden die jungen Leute (es kommen hier ja nur die Wohlhabenden, namentlich die Juristen, in Betracht) vermuthlich nicht preußische Universitäten beziehen, falls dort nach wie vor nicht kontrolliert wird, aber die Testate dieser Universitäten nach wie vor in Preußen rechtsgültige Wirkung haben.

Wollte man auch nur des Herrn Güßfeldt Vorschläge annehmen, wollte man auch nur die oben als jetzt allgemein für nothwendig erkannt bezeichneten Forderungen erfüllen, so würde »draußen« weiter nach altem Style besorgt werden, was jetzt »draußen und drinnen« nach altem Style besorgt wird, wenn man anders nicht was für Preußen verordnet würde, zu gleicher Zeit auch für die übrigen Theile des Reiches in Geltung brächte. So gesetzmäßig, und so lange unsere Agrarpolitik in Kraft bleibt, selbstverständlich es ist, daß die kleinen Leute in Konstanz Mehl und Brod in den vom Zolle befreiten Mengen Tag für Tag aus dem Thurgau einführen, so gesetzmäßig und selbstverständlich wird es sein, daß NordDeutsche, denen norddeutsche Einrichtungen nicht passen, bis auf Weiteres nach den Universitäten des nicht preußischen Deutschlands gehn, wenn das Reich das nicht unmöglich macht.

Die Reorganisation der preußischen höheren Schulen kann mit

Erfolg nur durchgeführt werden, wenn sie vom Reiche für das Reich verordnet wird. Für diese Reorganisation ist der Reichskanzler zuständig, nicht der (so wie so unbillig, mit Politik und Medicin und Kirche, überlastete) preußische Minister des Unterrichts.

Man mag aber reorganisieren in welchem Sinne man will, immer wird man sich zu vergegenwärtigen haben, daß nicht mit Einem Schläge alle höheren Schulen Deutschlands auf einen neuen Fuß zu stellen sind: wenn man das nicht beherzigt, wird man seine Maßregeln lediglich auf dem Papiere treffen.

Es wird zuerst — durch Gesetz — zu erzwingen sein, daß in Zukunft der Lehrer, auch der Universitätsprofessor, im Interesse des Dienstes ganz in der Weise versetzt und zur Verfügung des Königs gestellt werden darf, in der schon längst der Offizier versetzt und zur Verfügung des Königs gestellt wird. In dem Maße, in dem das Unterrichtsministerium ein technisches Ministerium wird, darf man ihm die Befugnisse zuzugestehn kein Bedenken tragen, deren das aller Politik unzugängliche Kriegsministerium sich erfreut. Für die Vertrauenden — ich finde keinen harmloseren Ausdruck — sei daran erinnert, daß unter Altenstein, Eichhorn, Ladenberg, Raumer (diese bereits der Geschichte angehörenden Namen zu nennen reicht aus) das Unterrichtsministerium durchaus nach Rücksichten der Parteianschauungen anstellte und nicht anstellte, und daß bis auf Raumers Ende hin kein in Betracht kommender Mensch der Unterrichtsminister freiem Ermessen getraut haben würde. Ich sehe die Zukunft als recht dunkel an: es wird sich empfehlen, die Befugnis, ohne Angabe von Gründen Lehrer zu versetzen, nur unter der Bedingung zu gestatten, daß einige Jahrzehnte hindurch das Unterrichtsministerium unbeeinflußt von der Politik verwaltet, und dadurch eine feste Regierungsüberlieferung gebildet worden sei. Auch Wöllner ist in Preußen Unterrichtsminister gewesen: wer steht uns denn dafür ein, daß nicht einmal ein anderer Wöllner oder ein ›liberales‹ Gegenüber dieses Wöllner zur Macht kommt? Ich bin so altgläubig, daß eigentlich für mich nirgends mehr ein Platz ist: gerade als Conservativer hasse ich die Willkühr mehr als die meisten anderen Laster, denn vor Allem aus ihr entspringen die Revolutionen.

Aber selbst nachdem so der Minister freie Hand bekommen haben wird, wird jeder Versuch, alle höheren Anstalten auf Einen Schlag neu zu gestalten, zu unterlassen sein. Das uns zur Verfügung stehende Material an brauchbaren Lehrern, und vor allem an brauchbaren Directoren ist nicht groß: man mag hier und da Collegien von ausreichender Güte und mit gut gegen einander abgestimmten Mitgliedern herzustellen vermögen: man mag einzelne Männer finden, die unter den neuen

Verhältnissen als Directoren das zu leisten im Stande sind, was ein preußischer Oberst seinen Offizieren gegenüber leistet, die er als Vater und Freund auch dann erzieht, wann er nur Vorgesetzter zu sein scheint: für die Gesamtheit der Schulen können — nicht im Verwaltungswege, sondern durch ein Gesetz — Principien fest gestellt werden: die Principien durchzuführen wird nur allmählich möglich sein. Das ist eine harte Wahrheit: aber unter vier Augen wird jeder irgendwie zum Mitsprechen Befugte eingestehn, daß es eine Wahrheit ist: deutsche Schriften 347.

Daß die höheren Schulen Deutschlands reorganisiert werden müssen, beweist genugsam Herr Güßfeldt dadurch, daß er Bücher wie das mich hier beschäftigende herauszugeben den Muth hat, beweist das deutsche Volk dadurch, daß es Güßfeldts Buch der Beachtung werth findet. Durch sein Buch hat sich Güßfeldt, durch jenen Beifall das deutsche Volk übel empfohlen. Zweckgemäß zu reorganisieren ist sehr wohl möglich, nur freilich, daß es nicht geschehen werde, mir zweifellos. Wir sind, mindestens durch die letzten dreißig Jahre (deutsche Schriften 215, 105 bis 112, 476), entwöhnt worden, ethische Fragen (und die Frage wie erzogen werden solle, ist eine ethische Frage) von Gesichtspunkten der Ethik aus zu beantworten, und wer weiß wie oft hat man mir gesagt, Alles was ich fordere, sei mit Recht gefordert, aber es sei praktisch nicht durchführbar. Ich erwidere darauf noch einmal, daß so wenig ein Baumeister bezweifeln darf, daß ein nach den Regeln der Kunst, das heißt, der durch die Mathematik und Physik erkennbar gewordenen Gesetze der Natur, hergestellter Bau ausführbar sei und halten werde, ganz ebensowenig ein Politiker Grund zu der Befürchtung hat, eine nach der aus der Kenntnis der geistigen Güter der Menschheit und der Psychologie heraus vorgenommene Reorganisation des Unterrichts werde nicht zum Ziele führen. *"Εξεχ', ὦ φίλ' ἤλιε.*

Was ich noch zu sagen habe, geht gegen mich eben so gut wie gegen Güßfeldt. Es ist so ernst und herbe, daß ich befriedigte Menschen es zu überschlagen bitte.

Güßfeldt verlangt, der Staat solle in seinen »höheren Knabenschulen« »harmonische Bildung« mittheilen: er nennt diese harmonische Bildung ab und an auch »allgemeine Bildung«. Ich verlange, — nicht der Staat, sondern — man solle in den Schulen eine Heimathskunde geben (deutsche Schriften 438 unten): man solle die allesammt zu irgend welchem Regieren berufenen Menschen, Knaben wie Mädchen, vornehme wie geringe — orientieren, man solle sie durch die Orientierung in den Stand setzen, die Richtung ihres Weges zweckentsprechend zu wählen.

Güßfeldts Anschauung ist eine thörichte: die meinige ist es ebenfalls: so weit die höheren Klassen der Bevölkerung in Betracht kommen. Nur weiß Ich über meine Thorheit und deren Grenzen Bescheid, Güßfeldt weiß über die Seine nicht Bescheid.

Harmonische Bildung der Individuen ist ertragbar und ist möglich nur, wenn auch in dem die Individuen umfassenden Volke, Staate, Reiche die Harmonie wenn nicht herrscht, so doch erstrebt wird. Aber selbst rücksichtslosesten Egoismus des »harmonisch Gebildeten« vorausgesetzt, wird sich dieser Glückliche in dem heutigen Deutschland dem Bewußtsein nicht entziehen können, daß die Signatur dieses Landes Disharmonie ist. Wir leben mitten im Bürgerkriege, der nur vorläufig noch ohne Pulver und Blei, aber dafür mit der größten Gemeinheit, durch Schweigen und Verleumdungen, seinen Verlauf nimmt. Richard Wagner hat im Lohengrin in grobdrähtiger Weise zu verstehn gegeben, daß Reich und Romantik sich nicht vertragen: das gewohnheitsmäßige C-Dur seines Reichsboten ist, gerade weil brutal häßlich, unmisverständlich. Was macht denn der »harmonisch Gebildete« Güßfeldts mit seinem statiosen Des-Dur, wenn, während Er die Clavierstimme spielt, die Geigen hinter ihm C-Dur und C-Moll, die Bässe und Fagotte vor ihm D-Dur und D-Moll liefern? Ist Güßfeldts »harmonische Bildung« so tolerant, diese Disharmonie zu ertragen? Oder aber erträgt sie das Unerträgliche, weil sie taub, also ein Krüppel ist? Nur sollte sich auch der Krüppel klar darüber sein, daß er mit seiner Harmonie nur die Disharmonie mehrt, daß die zwei C und die zwei D der großen Menge sein Des übertönen, und den Hörenden den Spaß verderben werden.

Und was hilft mir und meinen Orientierten die Orientierung? Darf irgendwer als ein Narr sich einbilden, ein anständiger Mensch könne in Deutschland anders als durch Zufall ein nicht in der Curve des Geldbedürfnisses liegendes Ziel erreichen? Der Staat ist eine Kaste, das politische Leben ein Possenspiel, die öffentliche Meinung eine thörichte und feile Dirne. Um von dem ersten der drei Punkte zu schweigen, geben wir nicht die Wahrung unserer Rechte sowohl der Gemeinde wie dem Staate gegenüber in die Hände von Menschen, die nicht wir wählen, sondern die zu wählen wir irgendwoher, und zwar von XYZ, befehligt werden? Sind wir im Stande, die Dummheiten und Verbrechen unserer erwählten Vertreter zu beseitigen, und diese Vertreter zum Schadenersatze anzuhalten? zur Strafe zu bringen? Dabei hat das Schicksal wenig Glauben an unsere Bildungsfähigkeit gezeigt: hat es doch nicht einmal den Humor gehabt, einem durch die Diätenlosigkeit der Reichsboten gehemmten latenten Aristides oder Perikles in der Schloßfreiheitlotterie einen Treffer zu-

zuwerfen, der ihn wählbar machte. Wird nicht die öffentliche Meinung, meist von Fremdlingen, genasführt? schweigt man nicht über den Tüchtigsten, wenn er nicht die Oberhoheit der gerade dienernd vor den Lampen stehenden Individual- oder Collectiv-Größe anerkennt? lobt man nicht auch den Lumpen, wenn die Parteidisciplin ihn zu loben gebietet? verfolgt man nicht sogar mit Gift, falls das Gift nur, je nach Lage der Sache, mit sittlicher Entrüstung oder mit Enthusiasmus kandierte werden kann? Alles ist morsch bei uns, mit Ausnahme (vorläufig noch) des Heeres und einer sehr stattlichen Reihe Einzelner, die aber als Einzelne nichts ausrichten können. Was hilft da den Orientierten die Orientierung? Sie würden freilich wissen, wie sie gehn müßten: aber sie vermögen nicht zu gehn, da zwischen ihnen und ihrem Wege zwei geographische Meilen Schmutz lagern, undurchschwimmbarer, undurchwatbarer, unüberschiffbarer Schmutz.

So bleibt nur Eines. Möge der Staat für die Ausbildung seiner Civilbeamten Anstalten einrichten, die so praktisch und phrasenlos ihrem Zwecke dienen, wie die Cadettenhäuser dem ihrigen, und möge er unsere Bildung auf sich beruhen lassen. Auch die wichtigste Berechtigung, die nämlich, nur Ein Jahr zu »dienen«, kann er abschaffen, wenn er den Hauptleuten, Majoren und Obersten in geeigneter Weise anheimgibt, genügend ausgebildete Soldaten zu beurlauben. Bei dem eben von mir vorgeschlagenen Verfahren bestimmt die Praxis, wie »gebildet« wird. Der Cavallerist lernt reiten, der Artillerist zielen, der Baumeister bauen, und so weiter, und aller Streit der Theorien wie alle die geradezu ekelhafte Prahlerei mit »Bildung« fällt fort. Wer mehr wünscht, besorgt es sich selbst, auf Fachschulen (deutsche Schriften 211) oder auf den nach meinem Plane organisierten Gymnasien. Das Leben wächst nur in der Diaspora und unter einem Drucke.

Geben wir uns ja keiner Täuschung hin. Die Geschichte ist alt geworden, und die letzten dreißig Jahre brachten unserem Vaterlande das Gegentheil einer Verjüngungskur: denn alle ethischen Mächte ohne eine einzige Ausnahme, auch die Monarchie, hat man geflissentlich geknickt. Ich bin kein *converti du lendemain*, sondern (deutsche Schriften 104 ff. 315 ff. 215) ein *martyr de la veille*: darum habe ich das Recht, diesen Satz zu schreiben.

*) Noch ein Wort zum Schlusse.

Ich muß erwarten, daß mein Vorschlag, einen Theil des Gymnasialpensums an die Universitäten abzugeben, obwohl durch ihn die Gymnasialzeit der jungen Leute abgekürzt wird, darum, weil er deren kostspieligere Universitätszeit verlängert, werde abgelehnt werden. Dies zu thun wird aber wenigstens Güßfeldt selbst kein Recht haben, da er einem weit gewaltthätigeren Eingriffe das Wort redet. Er verlangt im § 14 die »ganze Tageszeit« für die Schule, so daß, da auch »die Tagesmahlzeiten in der Anstalt eingenommen werden, der Aufenthalt im elterlichen Hause und der Verkehr mit den Eltern vornehmlich auf die freien Abendstunden [wann fangen diese an?], auf den Sonntag und auf die Ferien beschränkt« sind: er erläßt den Ukas »Richtschnur für alle Maßnahmen bleibt der Grundsatz: Entwicklung der kräftigen Individuen, nicht Erhaltung der schwächlichen«. Bis Herr Güßfeldt dieses Edikt etwa weiter erläutert haben wird, muß er sich die Erklärungen gefallen lassen, daß es vielleicht für die Gestüte von Trakehnen und Graditz oder den Hundepark in Zahna, aber nicht für Menschen paßt, und daß wir vorläufig auf schwächliche Individuen von der Art Friedrich Schleiermachers noch nicht verzichten wollen. Da Güßfeldt großen Werth auf den Styl legt, habe ich dem gemeinen Sprachgebrauche folgen, und die Schwächlichkeit der »schwächlichen Individuen« als Kränklichkeit oder Unrüstigkeit verstehn zu müssen geglaubt. Um so mehr so, als Güßfeldt die Gesundheit als nothwendigen Bestandtheil der »harmonischen Bildung« ansieht. Verstünde Güßfeldt unter »schwächlichen Individuen« unbegabte Knaben, so würde ich zur Erwägung stellen, daß (der obenein lungenkranke) Philipp Reis, der Erfinder des Telephons, und viele Männer ähnlichen Werthes, daß der alte Krupp, der alte Borsig, und nicht Wenige ihres Gleichen, daß Blücher und Wrangel, daß Mozart und Beethoven die Berechtigung nur Ein Jahr zu dienen, in Preußen nicht erhalten haben würden, daß sie also für die politische Orthodoxie Preußens unbegabt gewesen sind. Ich würde ferner zur Erwägung stellen, daß der Schulzwang und die Pflicht für die Erhaltung der Schulen Steuern zu zahlen, unbegabte Knaben wegen ihrer Unbegabtheit von den Schulen auszuschließen hindern. Daß Eltern das von Güßfeldt Verlangte, das heißt, die Aufgabe eines großen Theils ihrer Elternrechte, Anstalten ihres Vertrauens zuge-

*) Die einzelnen Stücke der goettingischen gelehrten Anzeigen können nur mit einem halben oder mit einem ganzen Bogen schließen. Was man im Folgenden lesen wird, hatte also in jenen Anzeigen, weil um ein Weniges über zwei volle Bogen hinausgreifend, keinen Raum. Ich füge es hier meiner Anzeige zu,

stehn dürfen, und unter Umständen zugestehn müssen, ist selbstverständlich: wollte aber der Staat es ihnen abverlangen, weil seine Leiter etwa nicht so viel Hirn hätten, die der Taschenspielerei Bellachinis würdigen vielen Metamorphosen seiner Culturprincipien als genügenden Gegengrund gegen solche Zumuthung anzusehen, so würde darauf mit Auswanderung zu antworten sein. Heut zu Tage ist Alles brutal, aber die Brutalität — mit Fuge ist das Wort ein Fremdwort — wird dadurch nicht zu deutscher Sitte, daß man sie Schneidigkeit nennt. Jede Kirche darf verlangen was Güßfeldt hier verlangt, denn die ihr Angehörigen, Eltern wie Kinder wie Lehrer, sind Genossen in Glauben und Hoffen: der Staat wechselt seine Gesinnungen fortwährend: wer ihm heute ein Gott ist, wird morgen als Götze gelten: die Verfolgten von 1819 sind 1848 Minister gewesen, der 1837 zur Strafe entlassene Wilhelm Weber wurde 1887 wirklicher geheimer Rath. Schlimm für Güßfeldt, daß er die KäfigNatur der heutigen Welt in seiner Weise ausdrücklich betont hat: gut für uns, denn er hat auch den von der Hand in den Mund lebenden Spießbürgern gezeigt, was das allgemeine Stimmrecht der deutschen Männer geachtet ist: wenn man ihnen nicht einmal mit ihren Kindern zu speisen gestatten zu dürfen meint, weil sonst der Kinder Abrichtung nicht folgerichtig genug durchgeführt werden könne, so sind sie so berechtigt Mann für Mann auf Staatsgeschäfte Einfluß zu nehmen, wie ein evangelischer Fürst berechtigt ist, zu gleicher Zeit Landesbischof und Großmeister der Landeslogen zu sein.

Der achte Orientalistencongress.

In Anknüpfung an das sechste Stück dieses Bandes theile ich der Reihe nach mit, was die Vossische Zeitung

- a. am 28 Januar 1890, Nummer 45,
- b. am 2 Februar 1890, Nummer 55,
- c. am 18 Februar 1890, Nummer 81,
- d. am 29 März 1890, Nummer 149

gebracht hat.

Einen CongressAngelegenheiten behandelnden Brief des Herrn Akademiker Albrecht Weber an Iulius Oppert veröffentlichte die Nationalzeitung am 4 Juli 1890, Nummer 389, Iulius Opperts Antwort auf diesen Brief am 31 Juli 1890, Nummer 435.

Unerschöpflich ist der Vorrath näherer Mittheilungen über den achten Orientalistencongress und die auf ihm geleisteten Vergnüglichkeiten, aber, da er unkontrollierbar ist, nicht im Drucke vorzulegen.

Die Ordensverleihungen, von denen in dem Einen der gleich abdruckenden Artikel die Rede ist, sind die folgenden — ergründet habe ich den Segen vermuthlich nicht —, deren Kenntniss ich zwei amtlichen Publicationen verdanke, dem

Sveriges Statskalender för år 1890 = S,
und dem

Norges Staatskalender for aaret 1890 = N.

Den Serafimer-Orden hat kein Congressmitglied erhalten.

Auch der Svårds-Orden ist nicht vergeben worden. Ebensowenig Konung Carl XIII's Orden.

Aber

S 438: am 7 September 1889 wurden Kommendörer med stora korset des Nordstjerne-Orden

Frih. von Kremer, Österikisk f. d. Handelsminister,
I. Zinoview, Ryskt Verkl. Geh.-Råd.

S 443: an demselben Tage wurde Kommendör af Första Klassen desselben Ordens

Max Müller, D:r, Professor vid Universitetet i Oxford.

S 445: an demselben Tage Kommendörer af Andra Klassen desselben Ordens

M. J. de Goeje, D:r, Professor vid Universitetet i Leyden,
 A. Dillman^{so}, Professor vid Universitetet i Berlin,
 E. Schrader, Professor vid Universitetet i Berlin,
 Grefve Angelo de Gubernatis, Italiensk Professor.

[An demselben Tage?] Ritter desselben Ordens

S 464: Guidi, Ignazio, D:r, Professor vid Universitetet i Rom,
 S 465: Karabacek, J. D., Professor vid Universitetet i Wien,
 S 466: van^{so} Mehren, A. F., D:r, Professor vid Universitetet i Kö-
 penhamn,
 Müller, D. H., D:r, Professor vid Universitetet i Wien,
 S 466: Pertsch, Wilhelm, D:r, Geh.-Hofråd i Gotha.
 Kommt der Wasaorden: am 7 September 1889

Kommendörer af Första Klassen:

S 475: Abdallah Fikri Pascha, Egyptisk f. d. Minister,
 Ahmed Midhat Bey, Turkisk Delegerad vid åttonde Orien-
 talist-Kongressen i Stockholm.

Riddare:

S 510: Cordier, Henri, Fransk Professor i Paris,
 Curwen, Henry, Utgifvare af Tidningen »Times of India«
 i Bombay,
 S 512: Goldziher, Ign., D:r, Docent vid Universitetet i Budapest,
 517: van Oordt, A. P. M., Förläggare i Leyden,
 518: Reinisch, Leo, D:r, Professor vid Universitetet i Wien,
 Rost, H., D:r, Förlagsbokhandlare i Leipzig,
 Rost, R., D:r, Tysk undersåte, Bibliotek. vid India Office
 i London,
 519: Schiaparelli, Celestino, D:r, Professor vid Universitetet i
 Rom,
 520: de Stoppelaar, F., Forläggare i Leyden,

Weiter erscheinen, unter dem 5 September 1889,
 mit dem Storkors af St. Olafs Orden,

N 598: Hadje Mohsin Khan, Muin-el-Mulk, persisk Ambassador,
 und, under dem 7 September 1889, als Kommandør af første Klasse,
 N 610: Schefer, C., fransk Min. plénip.

und, als Ritter des OlafOrdens,

N 648: Halévy, J., Professor ved l'Ecole des Hautes Études i Paris
 Hasan Khan, persisk Ambassade sekretaer,
 653: Müller, August, Professor ved Universitetet i Königsberg,
 655: Seybold, C. F., Dr., Keiseren af Brasiliens Delegerede ved
 den 8de Orientalistkongres.

Zu diesen Verleihungen kamen nachträglich noch zwei hinzu:
 nämlich am ersten November (S 445) erhielt Heinrich Brugsch, Prof.,

Leg.-råd i Berlin, denselben Orden wie die Herren de Goeje, Dillmann, Schrader, de Gubernatis, und (vorläufig nur aus der Nationalzeitung vom 1 Juli 1890, Hauptblatt, zu notieren, da Norges statskalender for aaret 1890 natürlich noch nicht erschienen ist) irgend wann im Jahre 1890 Herr Albrecht Weber das »Commandeurkreuz zweiter Klasse des St. Olafs-Orden«. Diese Nachzügler, von wem mögen sie wohl eingegeben sein?

Richtig würdigen wird man die Liste erst können, wann man das Verzeichnis aller nach Stockholm und Christiania zum Congressse gekommenen Gelehrten kennen wird (den Ich — oben Seite 34, gedruckt 9.1.1888 — selbstverständlich nicht aus eigener Anschauung kenne), weil erst dann erhellen wird, welche tüchtige Männer sich der Gunst des Grafen Landberg nicht erfreut haben. Anzumerken wird sein, daß für Eine der Decorationen eine Regierung dem Grafen Landberg und dem Könige von Schweden — sie war also vor der Hand schon unterrichtet gewesen — dadurch zu Hülfe gekommen ist, daß sie einem in Schweden um den Hals zu Schmückenden rasch vorher das Knopfloch mit einem einheimischen Kreuze besserer Sorte bevölkert hat, ohne welches er jenes Halsband nicht hätte erhalten dürfen. *)

Ich gebe jetzt der Vossischen Zeitung das Wort.

a.

Ein Zwiespalt im Lager der Orientalisten.

Paris, 16. Januar. (Eigene Mitth.) In der sonst so friedlichen Orientalistenwelt herrscht seit dem vorjährigen Stockholmer Kongress eine gewaltige Aufregung. Eine Spaltung bereitet sich vor. Die sonnige Ruhe und gelassene Beschaulichkeit, welche die Pfleger der orientalistischen Wissenschaft aus dem geistigen Umgange mit den Weisen des Morgenlandes zu gewinnen pflegen, ist grimmer Kampfeswuth gewichen und zwei Gruppen stehen einander gegenüber, die gesonnen scheinen, einander von der Erdoberfläche zu vertilgen. Veranlaßt wurde diese Sachlage durch die Vorgänge, deren Schauplatz Stockholm und Christiania im Herbste 1889 waren. Ein Schwede, namens Carl Landberg, der für Geldsammlungen anlässlich des Erdbebens von Ischia mit dem italienischen Grafentitel belohnt wurde, dessen Anerkennung durch die schwedische erste Kammer er seit Jahren vergebens anstrebt, hatte sich zum wahren Tyrannen des Kongresses aufgeworfen. Dieser Herr Landberg ist als Orien-

*) Aus meiner Käfersammlung hebe ich hier aus, daß der Kastellan eines Berliner Museums Iohannes Müller bei seinem »funfzigjährigen« Jubiläum den russischen Stanislaus-Orden dritter Classe erhielt, denselben den Herman Lotze besaß, und den noch heute Ferdinand Wüstenfeld besitzt. Herr Müller hatte zwanzig Jahre im Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment gestanden. Nationalzeitung vom 2 November 1879, erstes Beiblatt Spalte 7.

talist gänzlich unbekannt. Er hat zwar jahrelang in Aegypten gelebt (Er ist noch heute schwedischer diplomatischer Agent und Generalkonsul in Kairo. Red.) und hat auch eine Sammlung vulgär-arabischer Sprichwörter herausgegeben, wie man sie aus dem Volksmunde sammeln kann, aber wissenschaftlich hat er bisher nichts geleistet. Daß er dennoch die Gewalt über den Kongress an sich reißen konnte, verdankte er dem Umstande, daß König Oskar von Schweden ihn seiner besondern Gunst würdigt.

Alle früheren Orientalisten-Kongresse waren freie Versammlungen von Gelehrten gewesen, die mit einander auf dem Fuße unbedingter Gleichheit, als ebenberechtigte Bürger der Gelehrten-Republik, verkehrten und in ungezwungenen Berathungen gegenseitig ihre neuen Entdeckungen, ihre Anschauungen und Anregungen aller Art austauschten. Ganz anders in Stockholm. Herr Landberg schuf vor allen Dingen Kategorien unter den Kongressmitgliedern. Er machte auf eigene Faust Orientalisten erster und Orientalisten zweiter Klasse. Die orientalistischen Aristokraten, die er in der Fülle seiner Macht und Gnade ernannte, waren Gäste des Königs Oskar, reisten und wohnten auf dessen Kosten, wurden zu allerlei intimen Festen geladen u. s. w., das gewöhnliche Orientalistenvolk dagegen wurde sich selbst überlassen und konnte zusehen, wie es fertig wurde. Bei seiner Klassifikation ging Herr Landberg eigenartig vor. Berühmte und verdiente Gelehrte, Professoren erster Hochschulen, Akademiker von Weltruhm wurden in den Troß verwiesen, dunkle Liebhaber, kleine Schreiber aus Aegypten und dem Libanon und ähnliche Lichter von höchstens Glühwürmchen-Stärke dagegen wurden einer königlichen Einladung theilhaftig, aber unter einer Bedingung: sie mußten morgenländische Tracht oder herrliche Uniformen tragen. Uniformen und Kostüme — das war die beständige große Sorge des Herrn Landberg und es kam vor, daß er gelehrte Professoren wie ein Hausknecht anfuhr, weil sie versäumt hatten, ihre mehr oder minder goldgestickte Amtstracht mitzubringen, und in einfachem Frack erschienen waren, mit dem Herr Landberg nicht hoffen konnte, bei Hoffesten und in Straßenaufzügen große Theaterwirkung zu erzielen. Die vom ersten Orientalistenkongress ausgearbeiteten Satzungen, die allen folgenden zu Grunde lagen, bestimmen ganz genau, unter welchen Bedingungen man Mitglied des Kongresses wird und bleibt. Dennoch wagte Herr Landberg, Unzufriedene, die sich über persönliche Zurücksetzung beklagten, herrisch zurückzuweisen. Er behandelte einzelne Mitglieder so schlecht, daß zwei ihn fordern wollten, was nur mit Mühe verhindert wurde. Man kann fragen, wie es kommt, daß Männer, daß Gelehrte, die fast durchweg Namen und

Stellung haben, sich von einer Persönlichkeit von der Art des Herrn Landberg geradezu mißhandeln ließen, ohne dieser Wirthschaft ein Ende zu machen, wozu ein einziges, kräftiges Wort genügt hätte. Die Antwort auf diese Frage müßte auf eine mitleiderregende Schwäche der Menschennatur hinweisen. Dem Kongress sollte ein Ordensregen folgen; er ist ihm auch gefolgt. Alle Welt wußte, daß Herr Landberg die Strahlen dieses Regens dorthin werde richten können, wo es ihm belieben würde, und — man schwieg und litt, um nicht leer auszugehen. Herr Landberg, der seine Kraft fühlte, benützte sie, wie er wollte. Er ließ den Kongress aus einem Tummel von Hoffesten, Gala-Diners und Empfängen bei König Oskar nicht herauskommen. Er veranstaltete feierliche Sitzungen, zu denen Uniformen und Ordensschmuck gebieterisch vorgeschrieben waren, zu denen der König erschien und in welchen Herrn Landbergs Freunde, die Aegypter und Syrier in morgenländischer Tracht, ebenso leere wie pomphafte Reden halten mußten, Andere aber nicht zu Worte kamen. Zu ernster Arbeit gelangte man fast gar nicht. Mittheilungen an den Kongress unterdrückte Herr Landberg; Einsendungen an das Sekretariat, das unter seiner Aufsicht stand, wurden einfach dem Kongress vorenthalten; Redner, die ihm nicht angenehm waren, unterbrach er in ihrem Vortrage und verhinderte sie gewaltsam weiterzureden.

Das war nicht Alles. Er that auch, was er konnte, um auf die ganze Einrichtung des Orientalisten-Kongresses die Hand zu legen. Er ernannte auf eigene Faust, ohne den Kongress zu befragen, einen Ausschuß von vier Mitgliedern, dem die Veranstaltung des künftigen Kongresses übertragen sein sollte. Er arbeitete einen Plan aus, nach welchem an die Stelle des Wander-Kongresses eine internationale Orientalisten-Akademie von vierzig Mitgliedern treten würde, die zuerst Herr Landberg ernennen wollte und die sich später wie die französische Akademie selbst ergänzen sollten. Diesen Plan legte er dem Kongress in seiner letzten Sitzung vor. Der Kongress lehnte ihn sofort ab. Herr Landberg aber ließ in den Blättern einen Bericht veröffentlichen, welcher erzählte, der Plan sei angenommen worden.

Als der Kongress geschlossen war, machte sich die allgemeine Unzufriedenheit endlich in kräftiger Weise Luft. Einige hervorragende Orientalisten, Dr. G. W. Leitner-Woking, Professor G. Maspero-Paris, Professor Robert K. Douglas-London, Professor G. Schlegel-Leyden, Professor Cecil Bendall-London, Dr. E. W. Bullinger, Dr. Christian D. Ginsburg und G. M. Ollivier Beauregard, richteten einen gemeinsamen Aufruf an die ständigen Mitglieder des Grün-

derausschusses der Orientalisten-Kongresse und an die Theilnehmer am ersten Pariser Kongresse von 1873, in welchem der Nachweis geführt wird, daß in Stockholm ungefähr alle Artikel der Pariser Satzungen verletzt wurden, welche allen bisherigen Orientalisten-Kongressen als Grundlage gedient hatten. Die Unterzeichner beleuchten das eigenmächtige Vorgehen des Herrn Landberg bei der Einsetzung des Ausschusses zur Veranstaltung des nächsten Kongresses, bei der Entwerfung des Plans einer geschlossenen Orientalisten-Akademie, deren ständiger Hauptschriftführer er selbst sein würde, und bei dem Versuche einer Aenderung der Satzungen des Kongresses, und sie fordern die Mitglieder der früheren Kongresse auf, gegen diese Vergewaltigung einer freien und fruchtbaren wissenschaftlichen Einrichtung nachdrücklichste Verwahrung einzulegen.

Die Antwort auf diesen Aufruf war folgender Protest, den bis zu diesem Tage 160 Orientalisten unterzeichnet haben. [»]Paris, 10. Oktober 1889. An die Herren Mitglieder der internationalen Orientalisten-Kongresse. Wir halten es für unsere Pflicht, gegen die Zusammensetzung des Ausschusses zur Veranstaltung des nächsten Kongresses Einspruch zu erheben, da dieser Ausschuß kein einziges Mitglied aus England, Rußland, Frankreich, Italien, Portugal, Spanien und anderen Ländern in sich begreift, die im Morgenlande Interessen haben. Da der Stockholmer Kongress den Sitz des nächsten Kongresses nicht bestimmt hat, so kommt auf Grund unserer Satzungen diese Bestimmung dem Gründerausschuß in Paris zu. Es ist zu fürchten, daß eine mehr orientalische als orientalistische Stadt von dem geschäftigsten Manne in dem Ordnerausschusse, Herrn Landberg, zum Sitze des nächsten Kongresses gewählt werden wird; wir haben deshalb die Ehre, Ihnen die Gründe vorzulegen, welche Sie zu Gunsten von Paris oder London als Sitz des nächsten Kongresses [be]stimmen dürften. Viele unserer Kollegen sind der Ansicht, daß es nöthig ist, den nächsten Kongress 1890 oder spätestens 1891 in einer Stadt wie Paris oder London abzuhalten, wo wir nicht der Mittelpunkt der öffentlichen Schaulust und Gegenstand der Heiterkeit des Publikums sein würden, wie wir es neulich waren. Der jüngste Kongress hat übrigens die Arbeiten nicht zusammengefaßt, die in den verschiedenen Zweigen der orientalischen Wissenschaft seit dem Wiener Kongresse geleistet wurden; er hat von Forschungen hervorragendster Art und wichtigsten Werken der letzten Jahre keine Kenntniß genommen; er hat keine praktischen Maßregeln vorgeschlagen zur Förderung der orientalischen Studien, sei es im Morgenlande selbst, wo sie vernachlässigt sind, sei es im Abendlande,

wo diese Studien einen Theil der wissenschaftlichen Ausbildung ausmachen sollten.«

Von den Unterschriften, die diesem Proteste folgen, seien blos angeführt: Jules Oppert, Mitglied des »Institut«, Professor am Collège de France; G. Schlegel, Prof. an der Univ. Leyden; O. Houdas, Prof. an der Ecole des langues orientales vivantes in Paris; F. Kielhorn, Prof. des Sanskrit an der Univ. Göttingen; Dr. G. W. Leitner, Direktor des Orientalischen Instituts und Museums, Woking; Emile Guimet, Direktor des »Museums der Religionen«, Paris; Deveria, Prof. des Chinesischen, Paris; Maspero, Mitglied des »Institut«, Prof. am Collège de France; Chwolson, Prof. und wirklicher Staatsrath, Petersburg; G. Turrini, Prof., Bologna; Douglas, Prof. des Chinesischen, King's College, London; C. W. Skarstedt, Prof. an der Univ. Lund; J. Legge, Prof. an der Univ. Oxford; Fr. Kaulen, Prof. der Theologie an der Univ. Bonn; E. Glaser, München; A. Neubauer, Bodleyan-Bibliothekar, Oxford; Tsaparelli, Prof. an der Universität St. Petersburg; Hartwig Dérenbourg, Prof. des Arabischen, Paris; Hasdeu, Prof. an der Universität Bukarest; G. de Vasconcellos Abreu, Prof. des Sanskrit, Lissabon; Ch. Michel, Prof. in Gent; Prof. Dr. C. Abel, Berlin; Montet, Prof. an der Univ. Genf; Max Grunert, Prof. in Prag; Bonghi, ehemaliger ital. Unterrichts-Minister; Dr. E. Wilhelm, Prof. der iranischen Sprachen an der Univ. Jena; O. Donner, Prof. an der Univ. Helsingfors; R. Lanman, Sanskrit-Prof. an der Harvard-Univ. (Amerika); C. de Harley, Prof. an der Univ. Löwen u. s. w.

Man darf darauf gespannt sein, wie sich Herr Landberg und seine Anhänger, wenn er deren hat, zu dieser Kundgebung stellen werden, die durch so viele ausgezeichnete Namen höchst eindrucksvoll gemacht wird. Einstweilen wird ihre Wirkung durch einen in der Januar-Nummer des Londoner »Asiatic Quarterly Review« erschienenen langen Aufsatz verstärkt, der »Scholars on the rampage« (Gelehrte, die auf dem Bauche kriechen) betitelt ist und die Vorgänge auf dem Stockholmer Kongress, die Persönlichkeit des Herrn Carlo Landberg und die Rolle, welche einige bedeutende, aber von der menschlichen Schwäche der Eitelkeit schwer heimgesuchte Gelehrte gespielt haben, mit dem kostbarsten unnachahmlichsten Humor schildert. Vernunftgründen widersteht man — leider! — häufig leichter als sieghafter Satire. Von der Wirkung des »Review«-Artikels werden sich die Männer nicht leicht erholen, die den Versuch gemacht haben, sich des Orientalisten-Kongresses zu bemächtigen und ihn zum Werkzeug der Befriedigung persönlichen Ehrgeizes herabzuwürdigen.

b.

Wir haben aus Paris einem Artikel Raum gegeben, in welchem die Verstimmung zum Ausdruck kam, die sich einer Anzahl der Theilnehmer des letzten Orientalisten-Kongresses in Stockholm bemächtigt hat. Wir räumen in folgender Zuschrift auch einer Gegenäußerung einen Platz ein: »Sehr geehrte Redaktion! Erlauben Sie mir nur einige Worte gegen die in No. 45. Ihrer hochgeschätzten Zeitung enthaltene Mittheilung aus Paris, betitelt: »Ein Zwiespalt im Lager der Orientalisten«. Der Einsender dieser Erwiderung war ebenfalls Mitglied des Kongresses. Er hat weder einen Orden erhalten, noch ist er zu intimen Festen geladen und hat weder das eine noch das andere erwartet. Wenn er noch hinzufügt, daß er mit dem Grafen Landberg keinerlei persönliche Beziehungen hatte oder suchte, so wird sein Urtheil vielleicht gleichen Werth haben wie das derjenigen Gelehrten, die jetzt so starken Aerger verrathen. Es ist kein Zweifel, daß der Graf Landberg der geschäftliche Mittelpunkt des Kongresses war. Mit welcher Hingabe aber hat er diese Stellung ausgefüllt! Daß er, um die Fluth der Berichte, Anordnungen u. s. w. zu bewältigen, manche Nacht bis in den Morgen hinein hat arbeiten müssen, während die Mitglieder des Kongresses all die Resultate dieses unermüdlichen Pflichteifers genossen, hätte ihm Dank, nicht aber hämische Angriffe zuziehen dürfen. Daß gegenüber dem unerwarteten Andrang von Geschäften mancherlei Mittheilungen unterblieben, daß der überbürdete Mann gelegentlich gegen die ihn Umlagernden ein hartes Wort gebraucht haben mag, sollte ihm leicht verziehen werden in Anbetracht der glänzenden Aufmerksamkeiten, die er dem Kongress in seiner Gesammtheit erwiesen hat. Und was war für ein Andrang, und welcher heilloser Mißbrauch ist mit der nordischen Gastfreiheit von mancher Seite her getrieben worden! Wie mag dem Grafen wohl manchmal zu Muthe geworden sein, als er z. B. hörte, N. N. hätte Vater und Mutter mitgebracht, und diese, welche ein orientalisches Buch in ihrem Leben nicht gesehen haben, seien gegen Lösung der Mitgliedskarte natürlich Mitglieder des Kongresses und damit zu allen Vergünstigungen berechtigt. Wenn ein Gelehrter, der sich nur mit neuerer Literatur befaßt, unterwegs in Kopenhagen hört, der Kongress verspräche sehr schön zu werden, und nun schleunigst mit der Gemahlin herüber dampft — ja sollte vielleicht Graf L. diesen Mitgliedern noch besonders für die unverdiente Ehre danken? Es kann sein, daß Graf L. manchen »wie einen Hausknecht« angefahren hat. Schön und lobenswerth wäre das freilich nicht. Vielleicht hat aber in der That Graf L. Orientalisten erster und zweiter Klasse gefunden,

was zu seiner Entschuldigung gesagt werden könnte. Ich glaube nicht, daß der Protest sehr schwere Folgen haben wird. Aus Deutschland sind, so weit man aus der Liste sehen kann, nur fünf Gelehrte unterzeichnet, eine sehr geringe Zahl gegenüber den vielen deutschen, in Stockholm anwesenden Orientalisten; aus Oesterreich einer!, aus Holland einer! Von den übrigen scheinen einige gar nicht dort gewesen zu sein. Und nun die Männer, die die Gäste des Königs zu sein bevorzugt waren — die Dillmann, Schrader, M. Müller u. A. — sind es nicht erste Namen? Und, wenn es nicht Männer ersten Ranges gewesen wären, die königliche Gunst erfreute, so hätte selbst dann Niemand sich zu beklagen. Denn auch ein König hat das Recht, zu Gaste zu laden wen er will. Hat man vielleicht deshalb nicht reden, verkehren können mit wem man wollte und Anregungen aller Art austauschen dürfen? Ich denke mit vieler Freude an die schönen Stunden im Norden zurück, an den vielen Verkehr mit Fachgenossen, und mäkle nicht einen Augenblick an der glänzenden Gastfreiheit unserer Wirthe. Und wenn der Herr Einsender der Pariser Mittheilung an der Herkunft des Grafen solchen Anstoß nimmt, diese war ihm doch schon bekannt, ehe er nach Stockholm ging, und — dennoch ist er gegangen? Was geht es uns denn an, ob die schwedische Kammer den italienischen Titel anerkennt oder nicht? Das ist doch die eigenste und persönlichste Angelegenheit des Grafen! Und was seine literarischen Leistungen angeht, so gilt er, wie mir ein ganz unbetheiligter Fachgenosse sagt, als einer der besten Kenner des Arabischen, und nicht nur des Neu-, sondern auch des Altarabischen. Sollte zum Ort des nächsten Kongresses eine »mehr orientalische als orientalistische Stadt« gewählt werden — was kann den Orientalisten und Freunden des Orients willkommener sein, als ein Zusammentreffen im Orient? Wäre das nicht viel angebrachter als in Paris oder Berlin oder Leyden? Wo es aber auch sein möge, möchte doch der nächste Kongress einen gleich opferfreudigen, thätigen Sekretär finden, wie in Stockholm, und auch ein klein wenig dankbarere Gäste.

Wer sah' es nicht, es brennt dich nur die Wunde
Verletzter Eitelkeit in deines Herzens Grunde!« *)

c.

Wir haben unlängst die Leser mit dem Hader bekannt gemacht, der im Orientalistenlager aus Anlaß des letzten Kongresses in Stockholm ausgebrochen ist. In Folge des von einer Anzahl Orientalisten

*) Es wäre sehr interessant, den Namen des Mannes zu kennen, der diesen Artikel geschrieben hat. So etwas schreibt man doch nicht als Anonymus.

erhobenen Protestes hat am 15 Januar im Londoner deutschen Athenäum eine stark besuchte Orientalisten-Versammlung stattgefunden, in der sich zahlreiche festländische Gelehrte, ausschließlich Universitäts-Professoren, durch Vollmachten hatten vertreten lassen. In dieser Versammlung wurden einstimmig zehn Beschlüsse gefaßt, von denen bloß folgende angeführt seien: 2) Die ursprünglichen Grundsätze des Orientalisten-Kongresses, wie sie in der ersten Versammlung, Paris 1873, in den »Statuts définitifs adoptés par l'Assemblée internationale« niedergelegt wurden, sollen unverändert aufrecht erhalten bleiben. 3) Der Sitz des nächsten, vom 1. bis 10. September 1891 abzuhaltenden Kongresses soll London sein. 6) Kein Mitglied soll Vorrechte oder Auszeichnungen irgend welcher Art annehmen . . . 7) Es sollen bloß zwei Festmähler, am Anfang und Ende des Kongresses, und bloß zwei Ausflüge, etwa nach den Universitäten Oxford und Cambridge, stattfinden, diese aber auch erst nach Schluß der wissenschaftlichen Arbeiten des Kongresses.«

Die zehn Beschlüsse, die am 15. Januar in London gefasst wurden, sind bisher von 173 namhaften Orientalisten aller Länder unterschrieben worden.

d.

Paris, 26. März. (Eigene Mitth.) Graf Landberg veröffentlichte am 6. d. M. im Stockholmer »Svenska Dagbladet« einen Brief, in welchem es wörtlich hieß: »Wir haben niemals weder Kairo noch Konstantinopel (als Ort des nächsten Orientalisten-Kongresses) vorgeschlagen, allein ich habe veranlaßt, daß diese beiden Städte sich wohlwollend geäußert haben. Wenn eine Akademie, bestehend aus vierzig wirklichen Orientalisten, gegründet wird, so geht das bloß die vierzig Mitglieder an und hat mit den Ränken der Gegner nichts zu thun. Die Satzungen des ersten, Pariser, Privat-Kongresses wurden niemals von den vier amtlichen (?) Kongressen angenommen und konnten es gar nicht werden. Uebrigens wurden sie vom Christianier Kongress einstimmig als nicht mehr brauchbar erkannt. Dieser Kongress war von der schwedisch-norwegischen Regierung eingeladen worden, welche sich natürlich keinen von einigen Privat-Personen eilfertig verfaßten Satzungen unterwerfen konnte. Deshalb habe ich Satzungen in Uebereinstimmung mit denen der vier amtlichen (!) Kongresse verfaßt und dem Staatsoberhaupte vorgelegt, welches zugleich der erhabene Beschützer des Kongresses war. Und folglich sind sie bis zum nächsten Kongresse gültig«. Dazu bemerkt das Londoner »Athenaeum« vom 22. d. M.: »Das ist un- wahr. Der Pariser Kongress zählte mehr einheimische und fremde Mitglieder als irgend einer der folgenden sieben (nicht vier) Kon-

gresse. Einen Unterschied zwischen sogenannten amtlichen und nichtamtlichen Kongressen giebt es nicht. Sie waren alle auf Grund der Pariser Satzungen abgehalten . . . Die Zahl der Theilnehmer betrug: Paris (1873) 1064, London (1874) 310, Petersburg (1876) 511, Florenz (1878) 127, Berlin (1881) 290, Leyden (1883) 454, Wien (1886) 424, Stockholm-Christiania (1889) 713.« Als Antwort auf Herrn Carlo Landberg's Brief richtet Dr. G. W. Leitner ein Rundschreiben an die Orientalisten, in welchem er ihnen empfiehlt jenem Briefe die größte Aufmerksamkeit zu schenken, da er Alles bestätigt, was in der (bisher von 250 Orientalisten aller Länder unterzeichneten) Verwahrung gegen das Vorgehen des Herrn Landberg behauptet worden war. »Die Persönlichkeit«, heißt es in Dr. Leitner's Rundschreiben, »welche sich selbst immer noch als Generalsekretär des Kongresses bezeichnet, hat die Pariser Satzungen von 1873 bei Seite gesetzt, die bisher als Grundlage unserer Kongresse dienten. Sie hat sogar allein neue Satzungen ausgesonnen, von denen wir Alle nichts wissen, und sie hat sie thatsächlich dem Könige als wenigstens bis zum nächsten Kongresse gültig vorgelegt, als ob dieser Herrscher, wenn er wollte, in dieser Sache entscheiden könnte. Die Absicht, unsere freien internationalen Versammlungen mit ihrer nicht amtlichen Verfassung in eine geschlossene amtliche Körperschaft umzuwandeln, und der Plan, eine mit dieser verbundene ständige Akademie zu gründen, obschon von zwei Dritteln der Kongressmitglieder in Christiania verworfen, sind in voller Ausführung begriffen, zu dem Zwecke, um unter Anderem über den Zulaß zu künftigen Kongressen bestimmen zu können. Orientalisten aller Länder, so scheint es mir, haben unter solchen Umständen ein gleiches Interesse, diesem Einbruch einer Person oder einer Clique in die orientalische Gelehrten-Republik zu widerstehen.«.

**Die revidierte Lutherbibel des Halleschen
Waisenhauses. [*]**

Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung D. Martin Luthers. Erster Abdruck der im Auftrage der Eisenacher deutschen evangelischen Kirchenkonferenz revidierten Bibel. (Sogenannte Probibibel). Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1883.

Wenn ich mir die Frage vorlege, welche Uebersetzung des Caesar, des Cicero, des Tacitus ich einem des Lateinischen unkundigen Deutschen empfehlen sollte, welcher mich um Nennung einer brauchbaren Dolmetschung dieser Schriftsteller angienge, so ist mir nicht gewis, welche unter den vielen vorhandenen ich nennen würde: völlig gewis ist mir, daß ich nicht auf das am 7 März 1507 zu Straßburg erschienene Werk des Ringmannus Philesius, nicht auf den deutschen Cicero, der 1531 zu Augsburg das Licht der Welt erblickt hat, nicht auf die 1535 zu Mainz veröffentlichte Stümperei des Jacob Micyllus verweisen würde. Handelte es sich um lateinische Dichter, so wäre Terentius der hochgelert und allerbrüchelist Poet von Latin zu Tütsch transferiert und Alles was Boltz, Bapst, Muschler, Ham und Andere für das Bekanntwerden des Terenz Dienliches geschrieben, so wenig anzurathen wie Albrechts von Eibe Menaechmi und Bacchides. Vergilii Maronis dryzehen aeneadischen Bücher von trojanischer Zerstörung und Uffgang des römischen Reichs durch Doctor Murnern vertutst, müßten, so sehr sie dem sechszehnten Jahrhunderte behagt haben, wenn ich einen lernbegierigen Zeitgenossen zu bedienen hätte, ungelobt bleiben. Noch weniger als die alten Uebertragungen lateinischer Poeten würde ich die von Luthers Zeitgenossen angefertigten Verdeutschungen griechischer Dichter anerkennen: Maister Simon Schaiden-

*) Die hier wieder abgedruckte Recension erschien zuerst in den göttingischen gelehrten Anzeigen vom 15 Januar 1885, und als besonderes Heft zu Ende Januar 1885. Obwohl von diesem viel gelesenen und viel geschmähten Hefte noch Abzüge vorhanden sind, heiße ich es hier dennoch wiederholen, in meinem Interesse, und mehr noch im Interesse der Sache. Vergleiche zum Beispiel meine Uebersicht 199 Rand.

raißers, der Stadt München Stadtschreibers, Homer ist für jeden, der nicht die Germanistik als Fach treibt, nur ein Mittel Heiterkeit zu erregen. Gar aus dem Hebräischen unter Karl dem Fünften in das Deutsche Uebertragenes dünkte mich, falls es vorhanden wäre, ungenießbar, da nicht allein die Sprache nicht anmuthen würde, in welcher es geschrieben wäre, sondern auch die Zuverlässigkeit des Verständnisses zweifelhaft zu heißen hätte, nachdem durch Ludwig Geigers Heft und sonsther genügend bekannt geworden ist, daß es mit der Kenntnis des Hebräischen im sechszehnten Jahrhunderte nicht besonders gut bestellt war.

Mich freut stets, in Bruder Bertholds von Regensburg Predigten, in Franz Pfeiffers Mystikern, in Margareten Ebners Briefbuche zu lesen. Wenn die Schreibung solchen Textes gesäubert ist, mag ihn jeder gerne, der an seiner Heimath hängt, und an einem von Tannen umwebten stillen Bergsee, unter Weiden am schluchzenden Bache zu träumen liebt. Noch das funfzehnte Jahrhundert schreibt oft rührend schön, was man aus dem liebenswürdigen, leider stark dilettantischen Werke des Pfarrers von WeißKirchlitz bei Teplitz, Vincenz Hasak, der christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittelalters, lernen wolle. Mathesius redet 150² von einer undeutschen deutschen Bibel, die er in seiner Jugend gesehen, und nennt sie dunkel und finster: aber er berichtet auch von einer deutschen Postille, daraus er seinem Vater oft mit Lust gelesen. Die deutschen Bibeln, von denen Hasak erzählt, sind, soweit ich weiß, eine und dieselbe Uebersetzung, und für mich ist nicht fraglich, daß Luther mindestens im neuen Testamente sie seiner in aller Hast auf der Wartburg geschriebenen Version zu Grunde gelegt hat: wodurch sich selbstverständlich das ihm etwa zu spendende Lob sehr erheblich ermäßigt. Das sechszehnte Jahrhundert zeigt verschiedene Art des Styls, wenigstens wenn ich nach den mir zu Schleusingen genau bekannt gewordenen Predigten und Volksschriften urtheilen soll. Mich rührt Mathesius, mich ergreift der schon weit in das siebenzehnte Jahrhundert hinüberlebende Meyfart: Fischart widert mich an. Aber auch Mathesius und Meyfart wirken nur dadurch, daß ihre Fremdartigkeit den Eindruck höchster Echtheit macht, also dadurch, daß zwei Eindrücke zu gleicher Zeit empfunden werden: wer sie naiv genießen will, dürfte seine Rechnung nicht finden. Dem Volke unsrer Tage etwas im sechszehnten Jahrhunderte Geschriebenes zur Erbauung zu bieten, scheint mir ein Unternehmen vollendeter Thorheit. In dem Maße, in welchem es speciell sechszehntes Jahrhundert, nicht Nachklang früherer Zeiten ist, strotzt es von Garstigkeiten: Mathesius, Meyfart und bis zu einem gewissen Grade, aber am wenigsten von Allen, Luther, schreiben, wo sie gut

schreiben, älteres Deutsch als das ihrer Zeit, sind mithin für das was an ihrem Style gefällt, persönlich gar nicht verantwortlich.

Erinnere man sich, daß in den Tagen der Herren von Raumer und von Westphalen es ein gewöhnlicher Witz des Kladderadatsch war, in Luthers Sprache zu erzählen, dessen Bibel den nichts weniger als sympathischen Styl der kursächsischen Kanzelei durch die ihm einverleibten Hebraismen nicht anmuthiger gemacht hat. Erinnere man sich an den Spott, welcher eine zu Anfang April 1883 im Hannoverschen Sonntagsblatte erschienene Aufforderung traf, kräftige, bekenntnistreue, zur Seelsorge eifrige, an den Beinen gestiefelte Pastoren sollten sich beim Consistorio bereit erklären, Pfarrer von Hemeringen zu werden: der Spott galt der den Spottenden unbekanntem, von der Revisionskommission unangetastet gelassenen Uebertragung des Briefes an die Ephesier 6¹⁵. Die Probebibel hat Einiges, wie das im anderen Buche der Könige 8¹⁵ vorhandene Kolter, beseitigt, viel mehr in aller Stille schon Verschwundenes wieder eingeführt, das die Lachlust in der schlimmsten Weise reizt.

Burlesk ist es schon, dem Volke ein Erbauungsbuch in die Hand zu geben, welches man durch ein angehängtes Glossar erklären muß, und oft recht ungenügend erklärt. Etwa Rappuse stammt nicht von dem aus irgend einer Kinderstube aufgelesenen Zeitworte wegrapsen, sondern ist das französische, von FrDiez nicht gedeutete, grabuge: grabuge war noch 1839 ein beliebtes Kartenspiel. Obwohl ich in den Orientalia 2 7 bemerkt hatte, Hindin sei so falsch wie Kühin, Stutin, Rickin, Hennin sein würde, bekommen wir unter Hinde die Belehrung, Hinde bedeute Hirschkuh oder Hindin: nehmen die lutherischen Prediger etwa Frauen? freuen sie sich an Töchterinnen?

Diese Bibel läßt noch 1883 befehlen geuß Psalm 69²⁵, zeuch »Chronik« 2 18³, fleuch »Mose« 1 27⁴³, fahe »Mose« 1 27³: und wer dem Befehle folgt, geußt »Jesaja« 40¹⁹, zeucht »Jeremias« 3¹, fleucht »Sprüche« 28¹, fäheth Matthaeus 13⁴⁷. Allerdings hat Luthers »scheus« »Könige« 2 13¹⁷ Psalm 144⁶ unserem »schieße« in aller Stille Platz gemacht: »Hiob« 28⁴ ist ganz geändert, so daß wir nicht wissen, ob auch »scheußt« würde haben weichen müssen. Ich will den Herren keinen Tück beweisen (Psalm 55⁴), noch sie letzen (Isaias 11⁹), habe auch Lankischens Konkordanz ausgethan (Matth. 21³³), so mir meine Aufgabe leichtern (»Chronik« 2 10⁴) könnte: einen Knaben (»Susanna« 45), so mein Gehilfe am Werke würde (»Kolosser« 4¹¹), dingen mag ich nicht, da die Knaben leichtlich (Maccabäer 2 3¹⁷) hinlässig (»Chronik« 2 29¹¹) sind, so daß ihnen eine Sache einzuthun (Maccabäer 1 11⁶³ Matth. 25¹⁴ steht dies Wort nicht mehr: wo sonst, da Riehm es auführt?) nicht angeht. Ich würde sie freilich auf ihrem Gedinge (Apostel-

geschichte 28₃₀) arbeiten lassen können: in meinem Hause will ich sie nicht leiden, in welchem zwar ein Gemach (Amos 6₁₀) mir müßig (Matthäus 12₄₄) steht: denn meiner Seelen widert (»Hiob« 6₇) anzusehen die bunten Kogel (»Hesekiel« 23₁₅) und die Hauben (»Mose« 2 28₄₀), so (»Hosea« 2₂₅) sie auf den Häuptern (Offenbarung 13₁) tragen, sonderlich (Timotheus 1 5₁₇) die, so aus der Grenze (Matthäus 15₃₉) Magdalas stammen. Auch brauche ich, was mir noch hinterstelliger Zeit im Fleisch ist (Petrus 1 4₂) für ander Thun, so mir baß (»Mose« 1 12₁₃ 19₉) gefällt, als der »Revisionskommission« lachen (Psalm 2₄). Ists aber Euer Gemüth (»Könige« 2 9₁₅), ihr Herren, so will ich, was mich in der Probebibel fremd dünkt, mit Presilgen unterziehen (roth, mit Brasilholztinte, unterstreichen) auf gelegene (Apostelgeschichte 24₂₅) Zeit, wann mir Muße bescheiden (Sprüche 30₈) ist. Ich will keinen Streit anspannen (»Könige« 1 20₁₄): so ihr aber mit euern Beinen gegen allen Deutschen (»Hesekiel« 16₂₅) trotziglich (Psalm 94₄) gretet (»Hesekiel« 16₂₅), so soll die andere Züchtigung ärger werden weder (»Hesekiel« 16₄₇) die erste. Ich würde Euch pochen, ohne doch Euer Hasser zu sein (Psalm 55₁₃), und weiß, daß zwar nicht alle Bäume auf dem Felde mit den Händen klappen (Isaias 55₁₂), wohl aber alle ernsten Freunde des Vaterlandes mir beistimmen, oder wie diese Bibel Psalm 94₁₅ redet, mir zufallen werden. Ich halte es nicht für wünschenswerth, daß dem Volke Sätze als Wort Gottes geboten werden wie Isaias 16₁₁ »Darum brummet mein Herz über Moab wie eine Harfe, und mein Inwendiges über Kir Heres«, und lasse die Protestanten strikter Observanz ruhig von mir waschen (Psalm 69₁₉), falls ihnen diese Ueberzeugung nicht gefällt. Wie hat die »Revisionskommission« so wenig Takt haben können, dieses Deutsch einem Volke zuzumuthen, dessen Kanzler ein Klassiker ist, einem Volke, welches Goethes, Schillers, Lessings Schriften besitzt?

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch um eine Belehrung bitten. Es ist, um Luthern als Uebersetzer zu feiern, vielfach die Geschichte erzählt worden, der Reformator habe, als er »Mose 3« übersetzte, »jm etlich Schöps abstechen« lassen, »damit jhn ein Deutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennete«. War das nöthig, so ist »Gottes Wort«, zu dessen Verständnisse die Sachkunde eines Fleischerknechts wenn für den, der es übersetzt, doch auch wohl für den, der es zur Erbauung hört, zugezogen werden muß, etwas ebenso eigenthümlich Werthvolles, wie die arabische Poesie, welche Professor Ahlwardt in Greifswald (Lagarde, Symmicta 1 61₁₉) nur mit Hülfe des UniversitätsRossarztes zu entziffern im Stande war. Aber was sollen für »Mose 3« »etlich Schöps«? Lese man doch erst die Bibel, ehe man auf ihre Kosten die Sorgfalt des Reformators preist, welche nicht

dem Pentateuche, wohl aber dem Kerne des modernen Judenthums, den Schächtregeln, gegenüber auf die Beihülfe eines Schlächtergesellen angewiesen gewesen sein würde.

Und wir haben in Betreff des Styles noch Anderes geltend zu machen, was diese Bibel abzulehnen zwingt. Luther hat sich die Aufgabe nicht stellen können, durch seine Uebersetzung auf Deutsche den Eindruck hervorzubringen, welchen die Originale auf empfindende Hebräer und Griechen ausübten, aber 1883 ist man gehalten, diese Aufgabe sich nicht allein zu stellen, sondern sie zu lösen. Das Lied der Debhora, die dem David untergeschobene Klage um Sauls und Ionathans Tod (Samuel 2 1), der der Kirche Aegyptens als Begräbnisgesang dienende fünfundfunzigste Psalm nehmen sich in Luthers Uebersetzung wie die Rückseite eines gestickten Teppichs aus. Wann Luther den Eindruck hat, etwas Besonderes, gleich viel welcher Art, leisten zu müssen, setzt er Verkleinerungsformen: weiter reicht seine Kunst nicht. So drückt das Schäuflin bei »Mose« 5 23¹³ aus, daß er wünscht, der Stelle eine anmuthigere Färbung zu verleihen als sie im Urtexte hat: Debhora singt im Buche der Richter 5¹² ein Liedlein, das heißt, eine Hymne höchsten Schwunges: hingegen die Fündlein der Menschen heißen in dem von der Revisionskommission beseitigten vierten Buche des Ezdras 16⁵⁵ und in der Weisheit Salomons 15⁴ so, weil Luther sie hat tadeln wollen. Uns ist Derartiges widerlich, weil wir kräftigere, zweckentsprechendere Mittel des Ausdrucks besitzen.

Hat die Probepibel den Styl Luthers hergestellt, so hat sie zum Glücke die Schreibung der ihr zu Grunde liegenden Ausgabe von 1545 uns erspart. Da diese Schreibung sehr charakteristisch ist, so charakteristisch wie die in demselben Jahre erschienene, und leider bisher noch nicht durch die Photographie wieder zugänglicher gemachte Abbildung des Papstthums (Matthesius 167²), für welche Luther sich mit Lucas von (das heißt, aus) Kranach zusammenthat, so würde ich hier gerne eine Probe folgen lassen (Rörer ist an ihr natürlich in demselben Maße schuldig, in welchem, so lange der Fürst Bismarck das Ruder führt, dessen Untergebene ohne des Kanzlers Vorwissen handeln): allein ich habe im Augenblicke ein Exemplar nicht zur Verfügung, setze also nur her, was HEBindseil, in seiner mit HANIemeyer zusammen besorgten, mir nur in stockfleckigen Exemplaren bekannten Ausgabe der Bibel Luthers (Halle 1845) I VIII aus Rörers Nachwort mittheilt:

Zum dritten sind die zweierley Buchstaben, der *ABC* vnd der *ABC* gestalt, gefekt, dem vnerfahren Leser vnterscheid anzuzeigen, Das wo dieser *ABC* stehen, die Schrifft rede von gnade, trost, &c. Die anderen *ABC* von zorn, straffe &c.

Gewis eine zarte und keineswegs pedantische Aufmerksamkeit gegen dumme Christen, welche, wenn sie Götter, Gottloß, Völfer, Gößen, Grewel, Sünde, Teüfel vor sich sahen, sofort auf dem Gipfel des Verständnisses saßen. Fein ist es auch, daß bald Moabiter, bald Moabiter (und Aehnliches) gelesen wird: vermuthlich erhalten diese Leute, wann sie den Jüden (denn so, nicht »den Juden« schrieb Luther) Tribut zahlten, ein deutsches, falls sie frecher Weise selbstständig sein wollten, ein lateinisches M als Anlaut. Man überlege, ob man in politischen Zeitungen das geistreiche Verfahren der Authentica des Protestantismus nicht nachahmen kann, wo dann der zu leitende Leser durch Nationalliberal, Nationalliberal, Centrum, Centrum, Deutsch, Deutsch sich kurzer Hand angewiesen fände, wovon er am gerade laufenden Kalendertage überzeugt sein muß. Die Menschen sind ja so gerne buchstabengläubig.

Uebrigens entsinne ich mich, daß die Bibel von 1545 in einer Reihe von Fällen die richtige Schreibung in Wörtern bietet, welche in der Probebibel verputtkamert sind. Bindseil zeigt mir, daß ich mich nicht täusche. Luther schrieb zum Beispiel gieng, fieng: denn er sprach die Formen noch anderthalbsylbig, weil sie aus einem nach Analogie von haihald = hielt, lailôt = ließ, saizlêp = schief anzusetzenden gaigang, faifang entstanden waren. So sprechen noch heute Franken, Schwaben, Baiern, Alemannen überall und immer, wo ihnen das niederträchtige Buchdeutsch nicht den Mutterlaut verderbt hat. Den Württembergern in fieng und Aehnlichem nachzugeben, und auf diese Weise altes Sprachgut zu erhalten, war wichtiger als um ihretwillen Seckel zu beseitigen.

Besser als mit dem Style Luthers ist es mit Luthers Verständnisse des von ihm übertragenen Textes bestellt.

Die alte lateinische Uebersetzung der Bibel war keine schlechte Arbeit, so unerträglich der Mann gewesen ist, welcher die Hauptsache an ihr gethan hat. Sieht man davon ab, daß der ihr zu Grunde liegende Text nicht der ursprüngliche Text war, legt man auch darauf kein Gewicht, daß eine Uebersetzung nicht den Eindruck machen darf als opus operatum angefertigt zu sein, daß aus dem Herzen und der Liebe stammen muß was zum Herzen gehn und Liebe wecken soll, so hat die Leistung des Hieronymus Lob zu beanspruchen. Sie gab nicht das alte und neue Testament, welches nicht als Testament übersetzt ward, sie gab nicht die einzelnen Schriftsteller der Bibel, welche auch als einzelne Schriftsteller im Testamente der Synagoge und der Kirche gar nicht vorhanden waren, aber sie gab im Wesentlichen die Auffassung einer bestimmten, allerdings einer sehr unanziehenden Zeit, also konkretes Leben. Und mehr als das: die Vulgata

war dadurch ein heiliges Buch geworden, daß Jahrhunderte ihr Sorgen, Denken, Sehnen an sie angeknüpft hatten. Die Schrift hatte Fehler: die heilige Schrift war, falls man nicht über die christliche Kirche hinauszustreben sich verpflichtet fühlte, ein wohl gelungenes, genügendes Buch, dessen sich ohne Sorge bedienen durfte wer nicht neu bauen, sondern Verbautes auf den ursprünglichen Plan herstellen wollte. Ihr Styl störte Niemanden, da Niemand damals Latein als Muttersprache redete.

Vor Irrthümern bewahrte Luthern weiter ein getaufter Jude, welcher für seine Auslegung des Salomon Yiqhâqî aus Troyes hebräisch geschriebene, auf der Ueberlieferung der Synagoge ruhende Glossen benutzt hat. Karl Siegfried hat über diesen Nicolaus Lyra in des Herrn Merx Archive für wissenschaftliche Erforschung des alten Testaments schon 1869 so gehandelt, daß ich mich damit begnügen darf, auf seinen Aufsatz zu verweisen.

Trotz alledem ist es ein starkes Stück, 1857 bis 1883 Luthers Bibel für verbesserungsfähig zu erachten. Sie ist, von unserem Standpunkte aus gesehen, vollständig unbrauchbar, und wenn sie vollständig unbrauchbar ist, kann es Niemandem gelingen, sie in einzelnen Versen zu verbessern. Selbst wenn die auf dies alte Kleid aufgesetzten Stücke kostbarer wären als die von der »Revisionskommission« verwendeten Lappchen sind, würde uns immer nur ein abstoßend häßliches Flickwerk geboten werden: je mehr »revidiert« worden wäre, desto buntscheckiger würde das Gewand geworden sein.

Seit 1545 ist die Kritik des Bibeltextes fortgeschritten, nicht soweit, daß man sich bei dem erreichten Stande beruhigen dürfte, aber doch soweit, daß man nicht das Recht hat, in Betreff des übertragenen Textes eine Bibelübersetzung auf dem Flecke zu belassen, auf welchem sie im Jahre 1545 sich mit Recht befand.

Ein Mitglied der »Revisionskommission«, der Herr geheime Kirchenrath Franz Delitzsch, schrieb im Jahre 1861 im ersten Hefte seiner »handschriftlichen Funde« (solches Deutsch müssen wir uns bieten lassen) 57:

die Geschichte des neutestamentlichen Textes ist ein trauriges Gewebe von Unwissenschaftlichkeit, Charlatanerie und Buchdruckerpuffen: die nach 1650 begonnene Kritik, welche strengere Anforderungen an sich stellte, ist heute noch nicht fertig mit Entlarvung und Beseitigung der von früherer Puscherei dem überlieferten Text bewußt und unbewußt angethanen Fälschungen.

Franz Delitzsch, dessen Zeugnis die sogenannte konservative Partei vielleicht gelten lassen wird, hat in der angeführten Schrift nachgewiesen, das von Erasmus, dem eine vollständige griechische Handschrift

fehlte, das Ende der Apokalypse aus der Vulgata in das Griechische übertragen worden ist. Dies Schülerexercitium lieferte nothgedrungen noch 1873 der wegen seines Fleißes und seiner Genauigkeit uneingeschränkt zu lobende Scrivener den Theologen Englands in seiner sorgfältigen Wiederholung der Ausgabe Etiennes: die auf das lautere Wort Gottes gegründete Kirche Luthers hat es Jahrhunderte lang als echt verehrt*). Zufällig kommt auf diesen Abschnitt nicht viel an, darauf aber kommt sehr viel an, daß der Text des neuen Testaments in der alten Kirche geflissentlichen Uebersetzungen unterworfen ist, ich sage, geflissentlichen Uebersetzungen. Von Richard Bentley und Albrecht Bengel ist die Untersuchung angefangen, JDMichaelis, JSSemler, EHarwood, JJGriesbach haben sie fortgesetzt, Karl Lachmann hat versucht, ihr einen neuen Anstoß zu geben, CvonTischendorf ihr Materialien zugeführt, ich habe ihr 1857 (jetzt in den gesammelten Abhandlungen 85—119) neue Bahnen gewiesen, Westcott und Hort, deren Text 1871 an Freunde vertheilt wurde, sind neue Bahnen gegangen — das Alles ist für die Beauftragten der protestantischen Kirchen Deutschlands nicht vorhanden: sie bieten dem deutschen Volke (Vorrede LIV), von einigen Stellen abgesehen, das neue Testament des Erasmus vom Jahre 1519, welches noch geringeren Werthes ist als das 1516 veröffentlichte. Es ist wirklich angezeigt, das von den orthodoxen Diaskeuasten (Epiphanius ancoratus 31) aufgeschüttete Erdreich

*) Ich setze die beiden Texte einander gegenüber, links das Machwerk des Erasmus, rechts den einzigen Text, den man zur Zeit brauchen darf, den der Herren Westcott und Hort:

ὁ ἀστὴρ ὁ λαμπρὸς καὶ ὀρθρινός. ¹⁷ καὶ τὸ πνεῦμα καὶ ἡ νόμψη λέγουσιν Ἐλθέ. καὶ ὁ ἀκούων εἰπάτω Ἐλθέ· καὶ ὁ διψῶν ἐλθέτω, καὶ ὁ θέλων λαμβανέτω τὸ ὕδωρ ζωῆς δωρεάν. ¹⁸ συμμαρτυροῦμαι γὰρ παντὶ ἀκούοντι τοὺς λόγους τῆς προφητείας τοῦ βιβλίου τούτου· ἐάν τις ἐπιτιθῆ πρὸς ταῦτα, ἐπιθήσει ὁ θεὸς ἐπ' αὐτὸν τὰς πληγὰς τὰς γεγραμμένας ἐν βιβλίῳ τούτῳ. ¹⁹ καὶ ἐάν τις ἀφαιρῆ ἀπὸ τῶν λόγων βιβλίου τῆς προφητείας ταύτης, ἀφαιρήσει ὁ θεὸς τὸ μέρος αὐτοῦ ἀπὸ βιβλίου τῆς ζωῆς καὶ ἐκ τῆς πόλεως τῆς ἁγίας καὶ τῶν γεγραμμένων ἐν βιβλίῳ τούτῳ. ²⁰ λέγει ὁ μαρτυρῶν ταῦτα Ναί, ἔρχομαι ταχύ· ἀμήν. ναί, ἔρχου, κύριε Ἰησοῦ. ²¹ ἡ χάρις τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ μετὰ πάντων ὑμῶν. ἀμήν.

ὁ ἀστὴρ ὁ λαμπρὸς, ὁ πρωινός. ¹⁷ καὶ τὸ πνεῦμα καὶ ἡ νόμψη λέγουσιν Ἐρχου· καὶ ὁ ἀκούων εἰπάτω Ἐρχου. καὶ ὁ διψῶν ἐρχέσθω, ὁ θέλων λαβέτω ὕδωρ ζωῆς δωρεάν. ¹⁸ μαρτυρῶ ἐγὼ παντὶ τῷ ἀκούοντι τοὺς λόγους τῆς προφητείας τοῦ βιβλίου τούτου· ἐάν τις ἐπιθῆ ἐπ' αὐτά, ἐπιθήσει ὁ θεὸς ἐπ' αὐτὸν τὰς πληγὰς τὰς γεγραμμένας ἐν τῷ βιβλίῳ τούτῳ. ¹⁹ καὶ ἐάν τις ἀφέλῃ ἀπὸ τῶν λόγων τοῦ βιβλίου τῆς προφητείας ταύτης, ἀφελεῖ ὁ θεὸς τὸ μέρος αὐτοῦ ἀπὸ τοῦ βύβλου τῆς ζωῆς καὶ ἐκ τῆς πόλεως τῆς ἁγίας, τῶν γεγραμμένων ἐν τῷ βιβλίῳ τούτῳ. ²⁰ λέγει ὁ μαρτυρῶν ταῦτα Ναί, ἔρχομαι ταχύ. ἀμήν, ἔρχου, κύριε Ἰησοῦ. ²¹ ἡ χάρις τοῦ κυρίου Ἰησοῦ [Χριστοῦ] μετὰ τῶν ἁγίων.

abzutragen, und ehe man nicht wieder auf gewachsenem Boden ist, nicht zu bauen. Zur Zeit ist nichts von dem gethan, was gethan worden sein müßte: der Kläglichste der Kläglichen, CvTischendorf, nach Herrn Delitzsch der erste aller Kritiker, in Wahrheit gar kein Kritiker, beherrscht in Deutschland mit gläubig angemalten Subjektiveleien den Markt: nicht einmal die Frage nach dem Texte Marcions und Tatians ist zum Austrage gebracht: die einzelnen Familien der Texte liegen noch nicht überschaubar vor, geschweige, daß sie systematisch auf ihren Werth gegen einander abgewogen wären. Es ist kindisch oder teuflisch, einem Menschen alte Fehler auf das SchuldConto zu setzen, nachdem er sich entwickelt, gereinigt, vertieft hat: Moltke war 1801 nicht der Stratege der Jahre 1866 und 1870, ohne daß seine in 1801 bewiesene Säuglingsschaft seiner Anerkennung in 1866 und 1870 entgegenstände. Aber mit einer und derselben Methode als Mann bald Schwarz, bald Weiß herausbekommen, ist doch nicht besonders empfehlenswerth, und darf als Erweis von Unfähigkeit behandelt werden. Ich habe schon in den deutschen Schriften 1 130 nach Scrivener hervorgehoben, daß Tischendorf die 1849 erschienene Ausgabe seines neuen Testaments 1859 in 1296, die Ausgabe von 1859 in der nächst folgenden in 3359 Fällen hat ändern müssen. Das ist die Lage des Textes des neuen Testaments. Und da wagen »Theologen anerkannter Autorität« bei den Jahren 1519 und 1545 stehn zu bleiben, und finden Machthaber, welche ihnen beipflichten, und an die Herrlichkeit der protestantischen Theologie glauben?

Ich will hier am Gebete Iesu zeigen, daß die Varianten, welche ich an diesem Orte nicht in Klassen theile, recht erheblich sind. Ich nehme als erwiesen an — die Männer der Probebibel urtheilen freilich anders —, daß die vierte Bitte nach Iesu Sinne gelautet hat »Unser Brod für morgen gib uns heute«, oder »Unser Brod für morgen gib uns Tag für Tag«: man hätte in unserer Zeit schon Ursach, diese Bitte in die Schulen und Kirchen zu bringen.

Bei Matthaeus 6₉ lautet das Gebet: Unser Vater, der du in den Himmeln bist: geheiliget werde dein Name: es komme dein Reich: es geschehe dein Wille im Himmel und (Andere: wie im Himmel, so auch) auf der Erde: unser Brod für morgen gib uns heute: und erlaß uns unsere Schulden, wie auch wir unseren Schuldnern erlassen haben (Andere: erlassen): und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen. Die Schlußformel »denn dein ist das Reich und die Macht und die Glorie in die Aeonen hinein, Amen« ist unecht.

Bei Lucas 11₂ hingegen (augenscheinlich aus dem ersten Evangelium hierher übertragene Lesarten übergehe ich): Vater, geheiliget werde (andre setzen hinzu: über uns) dein Name: es komme dein

heiliger Geist über uns, und reinige uns: unser Brod für morgen gib uns Tag für Tag: und erlaß uns unsere Sünden, denn auch wir vergeben jedem, der uns schuldet: und führe uns nicht in Versuchung.

Schon vor recht langer Zeit habe ich das Gebet Iesu als Dasjenige bezeichnet, zu dem alle Parteien zurückkehren und von dem aus sie eine neue Entwicklung anheben können: ich trage es schwer, daß »Theologen anerkannter Autorität« sich so unwissend und der Wahrheit so feindlich zeigen dürfen, nicht einmal dies Gebet unserem Volke in den beiden ältesten Gestalten getreu vorzulegen.

Ich füge ein paar Stellen hier ein, in denen Luthers auf Erasmus ruhende, in der Probebibel bewahrte Uebersetzung ein unzulässiges Original wiedergibt.

Matthaeus 19₉

Ich aber sage euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet, falls dies nicht um Hurerei (des Weibes) willen geschieht, und eine andere freiet, treibt Ehebruch.	Ich aber sage euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet (es sei denn um der Hurerei willen) und freiet eine andere, der bricht die Ehe, und wer die Abgeschiedene freiet, der bricht auch die Ehe.
---	---

Matthaeus 19_{16 17}

Meister, was soll ich Gutes thun? ...	Guter Meister, was soll ich Gutes thun? ...
Was fragest du mich nach dem Guten? Einer ist der Gute.	Was heißest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott.

Matthaeus 27₃₄

mit Galle gemischten Wein.	Essig mit Galle vermischt.
----------------------------	----------------------------

Matthaeus 27₄₆

Eloi Eloi lema sabachthani. wo bei Luther Iesus reines Hebräisch redet, welches Iesus nach Lage der Dinge gar nicht verstanden hat: lema sabachthani ist Aramäisch, welches zu erwarten wir alle Veranlassung haben, Eloi Buchgelehrsamkeit eines Späteren: denn wer lema und talitha kumi sagte, und Gulgatha, Gabbatha, Mammona, Abba, kann nicht Elohi in den Mund genommen haben. Eloi ist hebräisch und als solches neben lema sabachthani unbegreiflich.	Eli Eli lama asabthani,
---	-------------------------

Marcus 16₉₋₂₀

ist der Gegenstand eines sehr gelehrten und liebenswürdigen Buches des vortrefflichen Burgon: auch Westcott und Hort haben ausführlich über den Abschnitt gehandelt. Es war wohl angezeigt, dem deutschen Volke bekannt zu geben, daß diese Verse einen anderen Ursprung haben, als der Rest des Evangeliums, weil dadurch diesem Volke bekannt wurde, daß doch recht erhebliche Verschiedenheiten in den Ur-

kunden vorliegen, und weil zweitens dies Volk dadurch einen Rest eines fünften Evangeliums gewann: man kann ja noch mehr Evangelien zählen, wenn man Lucas 1 2 von den übrigen Kapiteln des Lucas trennt, wenn man die Geschichte von der Ehebrecherin als uralt und authentisch, aber nicht johanneisch ansieht, und so weiter.

Lucas 2₁₄.

Ehre sei Gott in den höchsten Ehren
[Himmeln] und Friede auf der Erde
den Menschen an welchen er Wohl-
gefallen hat.

Ehre sei Gott in der Höhe, und
Friede auf Erden, und den Men-
schen ein Wohlgefallen.

Alle neueren Herausgeber, Lachmann, Tischendorf, Tregelles, Hort-Westcott haben die Lesart der katholischen Kirche gegen Erasmus und Luther in den Text gesetzt: die Gründe mag man bei Hort-Westcott nachlesen. Entscheidend ist für mich, daß nur die jetzt anerkannte, nicht des Erasmus Lesart zu dem durchaus hebräisch, nicht aramäisch und nicht griechisch gefärbten Charakter des Anfangs des Lucas stimmt, und daß unweigerlich, wenn der Nominativ »Wohlgefallen« geduldet werden sollte, es nicht »ein«, sondern »sein Wohlgefallen« heißen müßte, wie denn Franz Delitzsch in seiner hebräischen Uebersetzung dies auch aus eigenen Mitteln so umgeändert hat: das bei seiner Auffassung der Stelle vor »den Menschen« unentbehrliche »und« hat Luther ergänzt, und auch dadurch, daß dies nöthig gewesen, ist der von Erasmus verbreitete Nominativ kritisiert. Uebrigens ist Luthers Uebersetzung untauglich, denen, welche des Erasmus Text für richtig halten, eine Vorstellung davon zu geben was dieser Text bedeutet. Daß an dieser Stelle einer der von Epiphanius erwähnten orthodoxen Diaskeuasten gearbeitet hat, scheint mir sicher.

Ich führe hier noch Eine Stelle an, welche zeigen wird, daß Varianten erhalten sind, deren hohes Alter augenscheinlich ist, und welche mindestens dazu dienen könnten, den freieren Flügelschlag, den größeren Reichthum der ältesten Kirche zu zeigen. Ich würde nichts dawider haben, wenn die tiefsinnige, gewis echte, Geschichte jedem Deutschen bekannt würde und in der Bibel stünde, in deren Exemplaren sie früher hier und da gestanden hat. Wir lesen bei Lucas 6 hinter Vers 5 in der zu Cambridge aufbewahrten Handschrift Theodors de Bèze Folgendes: »An demselben Tage, der ein Sabbat war, sah er Jemanden arbeiten, und sagte zu ihm: Mensch, wenn du weißt was du thust, wohl dir: wenn du es nicht weißt, bist du als Uebertreter des Gesetzes verflucht«. Ueberhaupt hätte die »Revisionskommission« so viel Sinn für Leben haben müssen, um wenigstens den Versuch zu machen, das augenfällig Frische statt des Abgestandenen zu geben: der Codex, den ich oben anführte, bietet bei Matthaeus 14₂ statt un-

seres langweiligen Textes das mir sehr einleuchtende: »Wenn das nur nicht Iohannes der Täufer ist, den ich habe köpfen lassen!«.

Das Alles entziehen die Männer der Probebibel dem deutschen Volke, da sie an des Erasmus Texte von 1519 hangen geblieben sind.

Es fehle, meint die Vorrede LV, dem alten Testamente nicht an Stellen, an welchen »die ebräischen Lesarten geändert wurden«.

Das neue Testament scheint den Herren der Konjekturen unbedürftig: doch möchte es kaum erlaubt sein, an Cobets Verbesserung des Briefes an die Hebräer 11₄ (Lagarde, Mittheilungen 113) vorbeizugehn: auch was nach Etienne Courcelles († 1659) und Alexander More († 1676) der Bischof von Durham zu 2₁₈ des Briefes an die »Kolosser« vorgetragen, und CTaylor vervollkommnet hat, mußte gebilligt werden: Luther »des [!] er nie keins gesehen hat«: richtig: »als ein Mensch, der in der Meinung auf festen Boden zu treten, in das Leere hinaussteigt« — mit Tilgung eines einzigen o. Auch Karl Lachmann ist der Mann nicht gewesen, daß Diese Herren thun dürften, als sei die Vorrede zu seinem neuen Testamente 2 v—xiii nicht geschrieben worden.

Aber das alte Testament, in welchem sie, wenn auch »in konservativer Haltung« Lesarten geändert zu haben gestehn — man redet in der Wissenschaft lieber von Emendationen als von Aenderungen, man redet in ihr von konservativ und liberal niemals, da es sich in ihr nur um die Wahrheit handelt — das alte Testament ist nicht nach Gebühr mit Emendationen bedacht. Daß die Abschriften des Urtextes aus Einem Archetypus stammen, habe ich erwiesen (man sehe jetzt meine Mittheilungen 19—26 ein): was der Professor der katholischen Theologie in Würzburg, Herr Scholz, in der »Rectorsrede« über die alexandrinische Uebersetzung des Buches Jesaias [so] 5 unten, wenn auch ohne mich zu nennen, lehren darf, wird protestantischen Theologen nicht gefährlich scheinen, obwohl es freilich von vorne herein wahrscheinlich dünken läßt, daß ein nur in Einem, zufällig erhaltenen Archetypus der Zeit Hadrians vorliegender hebräischer Text der Emendationen eine stattliche Zahl bedürfen wird, um verständlich zu werden. Ich bin so unbescheiden, an Einiges zu erinnern, was ich selbst erkannt zu haben meine, nicht natürlich an das, woran ich in meinen Mittheilungen 208—239 die Herren Staatsräthe Mühlau und Volck unlängst gemahnt habe.

Genesis 49₂₄ »so bleibt doch sein Bogen fest, und die Arme seiner Hände stark durch die Hände des Mächtigen in Jakob«. Vielmehr: »stark durch den Allmächtigen, den Starken Jakobs«. *Onomastica sacra* 2 96. Angenommen von Iustus Olshausen.

Genesis 49₂₄ fuhr Luther selbst fort: »aus ihnen sind gekommen

Hirten und Steine in Israel«, was ich nicht verstehe. Die Probebibel: »durch ihn, den Hirten und Stein Israels«, was wenigstens nicht geschmackvoll ist. Ich erzielte *Onomastica sacra* 2 96 durch sehr geringfügige Aenderung den Sinn »durch den Hüter der Gemeinde Israels«, was mir zum Vorhergehenden sich gut zu fügen scheint, die Billigung Olshausens gefunden hat, und mir durch die übel stylisierte Bemerkung irgend Jemandes nicht verleidet wird, daß »diese Korrektur« — die Wissenschaft würde von Emendation reden — »eine jüngere Entwicklungsstufe der Religion einmischt«: ich glaube nicht, daß irgend ein lebender Mensch die Entwicklungsstufen der Religion Israels so genau kennt, daß er von dieser seiner Kenntnis aus eine Emendation zu kritisieren das Recht hätte: auch über das Alter des Segens Jakobs weiß wohl Niemand sehr viel (*Lagarde, Semitica* 1 29), und falls eine Emendation des Textes Urtheilsfähigen einleuchtete, würde das Alter der im Texte ausgesprochenen Anschauung eben durch den Text erwiesen sein.

Ich wiederhole einige Besserungen, welche ich in meiner Ausgabe des Psalterium iuxta Hebraeos Hieronymi 164 165 bereits vor zehn Jahren mitgetheilt habe.

Psalm 52₉ »und war mächtig, Schaden zu thun«, was das Wort, welches da steht, nie bedeutet. Ich mit dem Targum »und trotzte auf seinen Besitz«.

Psalm 52₁₁ »und will harren auf deinen Namen«, auf welchen man nicht harren kann. Ich nach *Samuel* 1 18₃₀ »und will deinen Namen preisen«.

Psalm 56₄ »wenn ich mich fürchte, so hoffe ich auf dich«: was die Psychologen dem Reformator nicht glauben werden. Ich nach *Iob* 21₃₀ »am Tage des Unheils verlasse ich mich auf dich«.

Psalm 56₇ »wie sie meine Seele erhaschen«, da doch das *qiwwo* nie »er erhaschte« bedeutet. Ich: »wie ein Löwe lauern sie auf meine Seele«: Psalm 119₉₅.

Psalm 58₈ »sie zielen mit ihren Pfeilen, aber dieselben zerbrechen«: Herr Delitzsch, in genialer Weise das Wörterbuch der deutschen Sprache bereichernd, »Mög' er spannen seine Pfeile, sie werden wie entkupppt«, während wir Deutschen, die nicht in einer »Revisionskommission« sitzen, den Bogen spannen und die Pfeile abschießen: Herr Graetz »Drücke Pfeile gegen sie ab, mögen sie verwundet werden«. Alle drei geradezu spaßhaft für Jeden, der auch nur mäßig Hebräisch versteht. Ich, aus Psalm 90₆ das nach »wie« in Verlust gerathene Wort, welches dem vor »wie« stehenden ähnlich genug sieht, ergänzend, »wie Gras mögen sie abgemäht werden«.

Möglich, daß Leute, welche nicht zur »Revisionskommission« ge-

hören, auch in meinen Prophetæ chaldaice und meinen Semitica 1 noch das Eine oder Andere zur Besserung des uns in Eines Archetypus sklavisch treuen Abschriften erhaltenen Kanons der Synagoge Taugliches finden. Ich halte zum Beispiel Folgendes für sicher genug, um seine Aufnahme in die Probek Bibel zu beanspruchen.

Psalm 5₁₁ »Schuldige sie« Luther: vielmehr, indem man zwei Konsonanten des Urtexts als sogenannte Lesemütter auffaßt, über welche Manipulation Chwolson vor dem Orientalistenkongresse in Petersburg ausführlich gesprochen hat, »vernichte sie«.

Psalm 18₄₃ »Ich will sie zerstoßen wie Staub vor dem Winde, ich will sie wegräumen wie den Kot auf der Gasse« Luther. Vielmehr, indem ein vor *k* verlorenes *b* wieder eingefügt wird, »wie Staub der Straßen«: daß Staub zerstoßen werde, ist mir übrigens nicht bekannt.

Job 10₁₅ »und sehe mein Elend« Luther. Vielmehr »und trunken von Unglück«: Abraham Geiger hat in seiner jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben 9 120—123 nach einem Herrn Zweifel (ebenda 4 283) schon 1871 völlig überzeugend davon gehandelt, daß die Zeitwörter »sehen« und »trunken werden« tauschen: den Grund der Erscheinung hat er nicht erkannt: vermuthlich ließ der unter dem ersten Konsonanten des Wortes stehende Vokal es unmöglich erscheinen, den zweiten Radikal als *w* zu erhalten, so daß das Umgekehrte von Dem eingetreten wäre, was die Araber nach Kosegarten § 208—220 zu thun pflegen.

Job 16₂₂ »die bestimmten Jahre sind gekommen«. Als ob nicht der erste Beste aus Ieremias 44₂₈ Ezechiel 12₁₆ lernen könnte, daß Zahljahre wenige Jahre bedeutet. Mit kaum nennenswerther Aenderung »die Jahre der Totenklage sind da«.

Job 22₂₈ »wirst du dich bekehren zu dem Allmächtigen, so wirst du gebauet werden«. Ich mit ganz geringer Aenderung: »wenn du wieder den Allmächtigen anrufen wirst«.

Die Synagoge alter Zeit nennt das in der Kirche als Regnorum eins und zwei bekannte Buch das Samuels: die Theilung in zwei Hälften dieses Samuelbuchs ist jung. Ich trete den Vorurtheilen der Zeitgenossen nicht entgegen, und rede in diesem Aufsätze mit Luther.

Schon in den Anmerkungen zur griechischen Uebersetzung der Proverbien, also im Frühjahre 1863, habe ich die Lesart in Samuel 1 9₁₂ verbessert. Der Text der Synagoge besagt, als Saul mit seinem Knechte nach Samuels Wohnorte gekommen, um den Seher nach den bekannten Eselinnen zu fragen, hätten sie (bemerke die Mehrheit) Mädchen, welche um Wasser zu holen aus dem Städtchen hinausgiengen, gefragt, ob Samuel zu Hause sei. »Da antworteten sie ihnen (bemerke die Mehrheit) und sprachen Er ist siehe vor dir (bemerke die Einheit): eile (ebenso) jetzt, denn er ist heute in die Stadt ge-

kommen, weil das Volk auf der Höhe ein Opfer darbringt«. Wollte man sich auch, so schrieb ich 1863, gefallen lassen, daß die Mädchen den Saul als Herrn allein anreden, und darum *vor dir* und *eile* sagen, obwohl es vorher *da sagten sie*, und nachher *wann ihr kommt* heißt, so bleibt doch *eile* selbst auffallend. War der Seher in die Stadt gekommen, um das Opfer zu segnen und mit zu verzehren, so war für Saul keine Eile nöthig. Samuel tritt erst nachher aus seinem Hause, um zur Höhe zu gehn: und die Mädchen werden in dem kleinen Neste wohl gewußt haben, wann geopfert und gegessen werden sollte, also auch, daß die Feierlichkeit zu der Zeit, als sie mit Saul sprachen, noch nicht angegangen war. Nun opfert und ißt es sich nicht so schnell, daß nicht Saul, selbst wenn die Leute schon versammelt gewesen wären, den Weg vom Brunnen des Städtchens zum Opferplatze in aller Bequemlichkeit hätte gehn können, ohne fürchten zu müssen, den Seher nicht mehr zu treffen. Die LXX hatten in ihrer ursprünglichen Gestalt das Wort *eile* nicht. Ich habe damals die Konsonanten anders verbunden, zwei Konsonanten ergänzt, von denen der Eine im Urtexte gar nicht geschrieben gewesen zu sein braucht: ich ändere die Interpunktion, und erhalte so den Satz: Da antworteten sie ihnen und sprachen Ja: vor Euch ist der Seher jetzt, denn u. s. w.◄. Luther hat, wie ich, das *yěš* vom Folgenden gegen die Ueberlieferung abgetrennt: die Probebibel hätte wohl gethan, mir auch sonst zu folgen: jetzt liefert sie: Ja, siehe da ist er, eile, denn u. s. w.

Samuel 1 12¹¹ wird unter ganz bekannten Namen der eines Richters Bedan genannt, der sonst nicht vorkommt. Sogar die Herren Mühlau und Volck haben sich nicht entgehn lassen, hier einen Fehler anzuerkennen: sie wollen, ohne die Gewährsleute ihrer Besserung zu citieren, den Abdon des Richterbuchs 12¹³ finden. Da die Vokale nicht geschrieben wurden, wäre Abdon von Bedan nur um ein Ain verschieden. Daß Abdon in unseren Urkunden keine bedeutende Rolle spielt, dürfte nicht als Beweis gegen die Richtigkeit der Besserung gelten, da unsere Urkunden kläglich unzulänglich sind: der Syrer hatte Barak, den Feldherrn der Debbora: Brk ist in der Urschrift sehr leicht in Bdn zu verlesen. Daß Samuel jemals einen Sieg für Israel erfochten, ist nicht überliefert: Samuel 1 7¹⁰ ist es Jahwe, der einen großen Donner über die Philister donnern läßt, und sie schreckt, daß sie von Israel geschlagen werden: Samuel ist nach Vers 9 nur zum Schreien und Opfern da. Da es nun überhaupt unpassend gewesen wäre, wenn Samuel sich bei lebendigem Leibe selbst als einen der vier großen Helden Israels dem Volke gelobt hätte, da dies um so unpassender gewesen wäre, als Samuel ein Kriegsmann gar nie gewesen ist, so wird wohl mit dem Syrer für Samuel Samson (auf pro-

testamentisch Simson) zu setzen sein. Die Probekbibel enthält trotz alledem Bedan und Samuel.

Samuel 1 14₁₁ lesen wir »Siehe die Ebräer sind aus den Löchern gegangen, darin sie sich verkrochen hatten«. Im Urtexte steht kein Artikel vor dem Worte Hebräer. Vor vielen Jahren schon hat Ferdinand Hitzig vorgeschlagen, dem jetzt »Ebräer« lautenden Worte einen einzigen Buchstaben, welcher vor dem *b* sehr leicht ausfallen konnte, zuzusetzen, so daß akbarim »Mäuse« die richtige Lesart wäre. Durch die von Hitzig angezogene Stelle Iudith 14₁₂ der Vulgata wird diese Aenderung meines Erachtens erwiesen. Warum steht also nicht in der Probekbibel »Sehe Einer wie da Mäuse aus den Löchern kriechen, in welche sie sich versteckt hatten«?

Einige Worte aus Samuel 1 20₃₀ habe ich in meinen Mittheilungen 236 237 erklärt. »Du ungehorsamer Bösewicht« Luthers hätte die Probekbibel auch ohne meine Hülfe in »du Sohn einer von der Zucht abgewichenen Mutter« verwandeln müssen: die auf diese Anrede sich beziehende Niedlichkeit am Schlusse des Verses wird allerdings so leicht nicht wörtlich übersetzt werden können: sie dient nur zur Charakteristik des Menschenstammes, aus der sie hervorgegangen ist: das ist wirklich »semitisch«, da Saul schwerlich im Wirkungsbereiche des Geistes Gottes stand, als er seinen Sohn so anließ.

Samuel 1 20₄₁ lesen wir: »Da der Knabe hinein kam, stund David auf vom Orte gegen Mittag«. Sinn ist hierin nicht zu finden. Der Grieche hatte gar nicht das verdrehte *gegen Mittag*, sondern argob für negeb, und Thenius hatte bereits 1842 dies als den echten Text anerkannt. Ionathan thut so, als ob er sich im Pfeilschießen übe: David hat sich, damit er nicht getroffen werden könne, an die Stelle gesetzt, welche dem Weiser der Scheibe zukam. Diese Stelle wird argob geheißen haben, was aus dem Arabischen nicht so schwer glaublich zu machen wäre. Also nicht »vom Orte gegen Mittag«, sondern »aus der Hütte des Scheibenmeisters«.

Samuel 1 21₇ »der mächtigste unter den Hirten Sauls«. Schon Thenius hatte hier, mit dem üblichen Ungeschicke, zu bessern versucht, da der Grieche auf einen anderen Text wies: Herr Wellhausen hatte, ohne Erfolg, sich ebenfalls mit den Worten beschäftigt, und 22₉ angezogen. War es so schwer zu wissen, daß Maulesel hebräisch ayorîm heißen, daß das Wort îr Lane 2209, dessen Mehrheit jenes ayorîm ist, Kamele, Esel und Maulesel bedeutet? war es so schwer sich an das Arabische abbâl »Kamelhirt« und an den Obîl, den ismaelitischen Hirten der Kamele Davids Paralipomena 1 27₃₀ zu erinnern? Nicht abbîr horôîm, sondern ôbîl hoayorîm ist zu schreiben, und »der Hirt der Saumkamele Davids« zu übersetzen.

Samuel 2 4₅ hat wohl noch niemand ohne zu lächeln das *So* gelesen, mittelst dessen die Nachricht, daß die Brüder Rechab und »Baena« »zum Hause Isboseths gingen, da der Tag am heißesten war« an die Notiz angeknüpft wird, Sauls Enkel sei, von der Amme fallen gelassen, hinkend geworden, »und er hieß Mephiboseth«, ein Name, der nachher stillschweigend durch den anderen Isboseth ersetzt wird. Man fährt dann in der Probebibel fort: »Und er (Mephiboseth) lag auf seinem Lager im Mittage. Und sie kamen ins Haus, Weizen zu holen, und stachen ihn in den Wanst, und entrannen. Denn da sie ans [so] Haus kamen, lag er auf seinem Bette in seiner Schlafkammer, und stachen ihn tot«. Es muß nach der Septuaginta, welche den echten Text erhalten hat, heißen: Sie kamen während der ärgsten Mittagshitze in das Haus, als der König Siesta hielt. Die Thürhüterin war über dem Reinigen von Weizen eingenickt, und schlief: in Folge davon gelangten die Brüder Rechab und »Baena« unbemerkt durch die Thüre in das Haus, wo Isboseth schlafend in seiner Kammer lag u. s. w. Die Revisionskommission, welche ja keine principiellen Bedenken gegen die Annahme der Lesarten der Septuaginta trug, hätte keinen Tadel gefunden, wenn sie dem deutschen Volke den in dem Urcodex der Synagoge völlig unverständlich gewordenen Text dieses Verses erspart hätte.

Ich schließe diese Aufzählung mit der Erwähnung einer auch dogmatisch wichtigen Stelle. Ich habe in meinen der theologischen Fakultät zu Halle gewidmeten *Onomastica sacra* 2 96 über Genesis 49₁₀ gehandelt, und zu erweisen gemeint, daß šiló, den bezeichnend, von dem Malachias 3₁ redet, für šeiló steht. Nachdem Cheyne aufgegraben, daß so schon Hiller im *Onomasticon* gedeutet, von welchem ich, als ich schrieb, nichts wußte, wird die Notiz in das Häcksel der Exegese aufgenommen. Ich halte noch nach fünfzehn Jahren dafür, daß das 1870 von mir zur Sache Geschriebene unanfechtbar ist, aber es paßt den Parteien nicht, es anzunehmen, den Einen nicht, weil ich zu roth scheine, als daß man meine Unbefangenheit anerkennen dürfte, den Anderen nicht, weil die Deutung zu schwarz ist, als daß man sie empfehlen möchte. Es schadete der Probebibel kaum, wenn statt Luthers durch nichts zu rechtfertigendes *Held* mein *der von ihm Ersehnte* dem Volke geboten würde.

Die Bearbeiter der Probebibel haben nach LV ihrer Vorrede im hebräischen Texte fehlende Worte in eckigen Klammern dem Texte Luthers hinzugefügt. Ich wünschte, das wäre öfter geschehen.

Samuel 1 10₁ lesen wir »Siehest du, daß dich der HErr zum Fürsten über sein Erbtheil gesalbet hat«. Schon im Jahre 1842 hat der Garnisonprediger Thenius in Dresden, also ein doppelt korrekter Herr,

das gelehrt, was 1871 Herr Wellhausen gelehrt hat, daß hier aus dem Griechen ein in Verlust gerathener Satz zu ergänzen sei. Luther hat die unmögliche Verbindung des Originals *nicht wahr daß* verschmiert. Schreibe mithin: Nichtwahr [Jahwe hat dich zum Fürsten über sein Volk Israel gesalbt? und du wirst über das Volk Jahwes herrschen, und wirst es von seinen Feinden retten. Und dies ist das Zeichen,] daß Jahwe dich über sein Erbtheil zum Fürsten gesalbt hat — wo dann in Vers zwei das Zeichen angegeben wird.

Samuel 1 12₈ »als Jakob gen Aegypten kommen war, schriegen eure Väter zu dem HErrn«. Hier kann nach *Jacob nicht und seine Söhne*, und vor *schriegen* nicht entbehrt werden *bedrückten sie die Aegypter*. *Da*, was der Grieche noch gelesen hat.

Samuel 1 13₂₂ »da nun der Streittag kam, ward kein Schwert noch Spieß gefunden in des ganzen Volkes Hand«. Wenn der Nachsatz deutsch ist, so ist er Judendeutsch: wir sagen (ich richte mich gleich so ein, daß mein nachher zu liefernder Vordersatz paßt): im ganzen Volke niemand ein Schwert oder einen Spieß besaß, wo immer noch Schwert und Spieß unwahr klingt, denn unsere Dragoner führen keine Schwerter, sondern Säbel, und unsere Uhlanen keine Spieße, sondern Lanzen. Worauf es hier ankommt, ist, daß der Grieche noch einen Eigennamen gehabt, und daß die Gestalt des hebräischen Textes, was ebenfalls schon Thenius angemerkt, darauf hinweist, daß auch Er diesen Namen einst enthalten hat. Uebersetze also den Vordersatz: »So kam es, daß an dem Tage, an welchem bei Machmas gekämpft wurde«. Wenn der Protestantismus durchaus die unhistorische, entstellte Form der Eigennamen vorzieht, wird ihm auch Michmas gegönnt: der Name selbst darf nicht fehlen.

Ich schließe meine Beispiele mit einem wichtigsten, welches für die Geschichte der Religion des alten Testaments recht viel bedeutet.

Samuel 1 14₄₁ »Und Saul sprach zu dem HErrn dem Gotte Israels: Schaffe Recht. Da ward Jonathan und Saul getroffen, aber das Volk ging frei aus«. Auch hier hat bereits im Jahre 1842 Thenius das Richtige gesehen. Der Grieche — noch Lucian in meiner Ausgabe im Wesentlichen ebenso wie die älteste Familie der LXX — übersetzt: »Und Saul sprach: Herr, Gott Israels, warum hast du deinem Knechte heute nicht geantwortet? Falls ich oder mein Sohn Ionathan etwas Unrechtes gethan, so laß die Urim herauskommen. Willst du aber sagen, das Unrecht liegt beim Volke, so laß die Thummim herauskommen. Danach warfen Saul und Jonathan das Loos, und das Volk gieng frei aus«. So viel ist klar, daß die Dogmatik hier den Text beschnitten hat, daß der Grieche noch die Hand des Verfassers las, und daß dem Bibelleser etwas Wesentliches vorenthalten wird, wann

diese Herstellung des absichtlich beschädigten Codex der Synagoge ihm nicht bekannt gegeben wird. Um so mehr so, als Wellhausen (meine Mittheilungen 228), der zu unserer Stelle schweigt, erkannt hat, daß das Wort tora, welches jetzt Gesetz bedeutet, ursprünglich die Werfung des Looses bezeichnet hat: woraus erhellt, wie jung die Bücher sind, in welchen tora für Gesetz verwendet wird, und zweitens, welcher Art die Offenbarung war, welche Jahwe gewährte. Man muß sich doch anschaulich machen können, in welcher Weise in Fällen wie den im ersten Kapitel des Buches der Richter erzählten, Gott den Israeliten in ganz bestimmter Weise seinen Willen darthat. Oder denkt sich der Gläubige wie ein Talmudist, Gott habe vom Himmel herunter den Namen eines Stammes gerufen? Wenn das nicht, bleibt nur Priesterbetrug anzunehmen, falls wir die durch unsere Stelle an die Hand gegebene Lösung uns nicht gefallen lassen, eine Lösung, eine welcher ähnliche noch in unseren Tagen der berühmte Stanley über Weiterreisen oder Umkehren hat entscheiden lassen: man lese in der Vossischen Zeitung vom 26 November 1884 seine in Berlin vor der geographischen und anthropologischen Gesellschaft gehaltene Rede nach. Uebrigens wird es keinem Theologen schaden, wenn er Alois Sprengers drei Bände über das Leben und die Lehre des Mohammed genau kennt: für unsere Frage ist darin 1 259 260 von Belang.

Es würde sich ferner empfohlen haben, Samuel 1 17₁₂ bis 31 und 17₅₅ bis 18₅ als spätere Zuthat zu bezeichnen: die älteste Gestalt der Septuaginta bietet diese Abschnitte nicht, und wer nicht ganz gedankenlos die Bibel liest, wird sich wohl schon gewundert haben, wie es möglich war, daß Saul 17₅₅ eben den David nicht kennt, welcher 16₂₃ einen so wichtigen Antheil an dem Wohlbefinden seiner Majestät hatte. Klammerte man ein, was der älteste Grieche noch nicht vorgefunden, so würde was übrig bleibt, in sich ebenso passend zusammenhängen, wie das, was man als Arbeit eines anderen Verfassers bezeichnet hätte. Wir haben zwei Darstellungen desselben Vorganges, welche sich nicht decken, und dadurch daß sie dies nicht thun, also von einander unabhängig sind, den Vorgang glaubwürdiger erscheinen lassen, als wenn er nur auf Eines Zeugen Aussage bekannt wäre.

Sollte, was ja nicht ganz unmöglich ist, meine Ausgabe der Recension Lucians den Mitgliedern der »Revisionskommission« einmal zu Gesichte kommen, so werden sie in dem Buche, welches ihnen das erste der Könige heißt, bequem überblicken können, wie sich der griechische Text des Lucian von dem unserer hebräischen Bibeln in Betreff der Vollständigkeit und der Stellung der einzelnen Theile unterscheidet. Auch vor dem Erscheinen meiner Ausgabe der Recension von Antiochia war aus dem Oxforder Septuaginta Werke zu entnehmen,

daß in den sogenannten Büchern der Könige nicht Alles glatt geht. Ich muß mich, um Raum zu sparen, mit dieser Andeutung begnügen.

Da die »Revisionskommission« nicht grundsätzlich ablehnt, was dem Texte der Synagoge Palaestinas durch Irrthum des Schreibers verloren gegangen ist, aus dem Texte der Synagoge Aegyptens zu ergänzen, so hätte sie wenigstens das interessante Citat in — Luthersch ausgedrückt — dem ersten Buche der Könige 8⁵³ mittheilen können. Wie viele selbst unter den »Theologen« wissen, daß daselbst die Septuaginta, deren älteste Gestalt die Verse 12 13 des Kapitels nicht kennt, eine so lautende Unterschrift hat: »Da redete Salomon über den Tempel, welchen er fertig gebaut hatte:

Die Sonne hat er an den Himmel gestellt:

Jahwe selbst wollte im Dunkel wohnen.

Ich baute dir dennoch ein Haus, ein schönes Haus für dich,
eine Stätte, darauf zu sitzen im Glanze.

Steht dies nicht im Liederbuche?«. Im alten Testamente findet sich wenig gleich Frisches. Mein Schüler WRSmith hat (the old testament in the Jewish church 406) nicht uneben vermuthet, daß durch Umsetzung eines Jod aus dem Liederbuche des Griechen das öfters angeführte Buch des Rechtschaffenen zu machen sei.

Sehr übel wird jeder wahrheitsliebende Mann vermerken, daß der Pentateuch noch immer als Eins bis Fünf »Mose« vorgestellt wird, daß die Evangelien Schriften des Matthaeus, Marcus, Lucas, Iohannes heißen. Die katholische Kirche ist viel richtiger verfahren — freilich hatte sie auch niemals den Faden der Geschichte geflissentlich zerrissen —: ihre amtliche Bibel behält für die Bücher des in den hebräischen Handschriften nie und nirgends nach Moses benannten Pentateuchs die in Alexandria ihnen gegebenen Namen Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri, Deuteronomium bei, und überschreibt die Evangelien als Evangelium nach Matthaeus, Marcus, Lucas, Iohannes. Dadurch entgeht sie der Nothwendigkeit einzugestehn, daß ihre amtliche Bibel in den Blattweisern die Unwahrheit gesagt hat. Denn das ist über jeden Zweifel erhaben, daß der Pentateuch nicht von Moses herrührt: es ist sogar über jeden Zweifel erhaben, daß in ihm Nichts von Moses geschrieben ist. Sehe man doch nur die Uebersicht an, welche Herman Strack, ein Mitarbeiter des von Luthardt herausgegebenen lutherischen Literaturblattes, in Otto Zöcklers, des bekannten in Greifswald stehenden Apologeten, Handbuche der theologischen Wissenschaften gibt: man wird finden, daß außer Keil nicht ein einziger unter den Vielen, die sich in Deutschland über den Pentateuch geäußert haben, unter denen sich allerdings nicht wenige a limine Abzulehnende befinden, daran denkt, dem Moses einen Antheil an der Abfassung des Pentateuchs zuzuschreiben. Wozu dann aber die Gemeinden mit dem

Namen des Moses irre führen? wozu die Geistlichen, deren Aufgabe wahrlich nicht leicht zu lösen ist, noch mit der Last beschweren, Schustern und Schneidern, welche über dem sogenannten Worte Gottes ihre dummen Gedanken haben, ihre Gläubigkeit darum beweisen zu müssen, weil sie an dieser ihnen von dem Kirchentage und den Verwaltungsbehörden ihrer Kirchen frisch in die Hände gegebenen Ueberschrift stumm vorüber gehn? Weiß denn die »Revisionskommission« nicht, was für eine Fähigkeit Ketzereien zu riechen, was für eine Lust am Hasse die gläubige Demokratie ihr eigen nennt? Denn auch das ist nicht möglich zu behaupten, daß das Wesentliche, der Inhalt im Ganzen genommen, beim Pentateuche auf Moses zurückgehe. Es ist uns an israelitischer Litteratur sicher kein Blatt erhalten, das älter wäre als das Jahr 900 vor Christus (für Salomons Tempelbau rechne ich aus Iosephus gegen Apion α 18 und den Parallelstellen 969 vor Christus heraus): was ja an Gesetzen älter — sachlich älter — sein sollte als dies Jahr, hat Umbildungen aller Art erfahren, welche zu kontrollieren wir außer Stande sind. Gesetze werden codificiert, wann neue Perioden einer Geschichte anheben: in Israel also zu Anfange der Königsherrschaft, nach dem Untergange des Nordreichs, der die Lebensbedingungen des Südreichs änderte, nach der Rückkehr aus dem babylonischen Elende. In einer dieser drei Zeiten muß aufgezeichnet sein, was wir besitzen. Keine der uns vorliegenden Urkunden aber läßt sich als Produkt der Zeit Sauls oder Davids, keine als Produkt der Einwanderungsepoche begreifen. Was soll dem Volke also die Ueberschrift »Eins Mose«?

In der Apostelgeschichte stecken bekanntlich Stücke, welche von einem Genossen der Reise des Paulus verfaßt sind. Ich habe in meinem Psalterium iuxta Hebraeos Hieronymi 165 erweisen zu können vermeint, daß der Anfang des dritten Evangeliums eine Nachahmung des Anfangs der *materia medica* des Dioscorides sei, woraus mir folgte, daß, da als Arzt Lucas (»Kolosser« 4₁₄) seines von Tarsus bürtigen Meisters Paulus Nachbarn Dioscorides von Anazarbus gekannt haben müsse, und hier von einem Genossen des Paulus Kenntnis des Dioscorides gezeigt werde, jener Genosse Lucas der Arzt sei. Ueber das vierte Evangelium meinte mein Lehrer Friedrich Rückert, der Dichter, es sei hoch thöricht als dessen Verfasser nicht den Apostel Iohannes gelten zu lassen: man höre ja den Donnerssohn aus jedem Worte. Allein ein Aber ist beim dritten, ein Aber auch beim vierten Evangelium, wenn auch jenes Aber ganz anderer Art als dieses ist.

Warum nimmt man den Geistlichen durch Fälschung der Ueberschrift die Möglichkeit und das amtlich anerkannte Recht, sich von den Evangelien auf das Evangelium zurückzuziehen? Erachtet man die Evangelien das Evangelium zu sein?

Ich fürchte, jenes »Mose« und diese Genetive entspringen derselben Gesinnung, welche im Iob 19^{25 26} Luthers verworfene Erklärung mit kleiner Schrift hat aufnehmen heißen. Man bessert, oder vielmehr man ändert, was man ändern zu müssen meint — an der Richtigkeit dessen was die Herren bieten, zweifele ich nicht allein hier —, und man bietet dem Volke, welches durch solche Handlungsweise nur verwirrt werden muß, das Alte neben dem Neuen in der stillen Hoffnung, daß das Verworfene, weil gläubiger klingend, sich gegen das Neue, welches man selbst ja für unumstößlich richtig gehalten haben wird, behaupten werde. Hier muß auch Iohannes α 57 aufgeführt werden. Die Herren waren verbunden, den Vers, welcher erst lange nach Luthers Tode in seine Bibel hineingeschmuggelt worden ist, auszulassen: denn sie wissen ganz gut, daß er ein ursprünglicher Bestandtheil des ersten Briefes des Iohannes nicht gewesen ist, daß also auch eine »Revision« niemals befugt sein konnte, ihn nachzutragen. Wollten sie recht ungebührlich verfahren, so mochten sie ihn wie sie gethan, hineinsetzen, aber auf alle Fälle waren sie dann gehalten, nicht in der Vorrede, sondern unter dem Texte, zu sagen, daß die von ihnen in Klammern mitgetheilten Worte nicht allein in Luthers Uebersetzung niemals gestanden haben, sondern daß Luther in seiner im lateinischen Originale, welches JGNeumann im Jahre 1708 zuerst herausgegeben hat (Walch 9 Vorrede 18), mir unzugänglichen Auslegung des ersten Briefes des Iohannes (einem von JSprenger nachgeschriebenen Kollegienhefte des Jahres 1524), nach der lendenlahmen Uebertragung JJGreiffs kühl genug Folgendes sagt (Walch 9 1059):

In den griechischen Bibeln findet man diese Worte nicht, sondern es scheint als ob dieser Vers von den Rechtgläubigen wegen der Arianer eingerückt worden, welches doch nicht eben füglich geschehen ist, weil . . .

Sie durften hinzufügen, daß Luther den Vers in der von JERambach aus Luthers eigenhändiger Handschrift übertragenen Auslegung bei Walch 9 1227, ich kann nicht sagen, auf welche Autorität hin (Knittel bei JDMichaelis neue orientalische und exegetische Bibliothek 2 133), erklärt, daß aber keine einzige griechische Handschrift (ich weiß natürlich vom Montfortianus und Ravianus, der in Berlin beruhenden Fälschung Johann Raues, auch mein Theil), keine morgenländische Uebersetzung, kein griechischer Kirchenvater diese zuerst in Afrika zur Zeit, als die Vandalen dort herrschten, nachweisbare und nur im Westen umlaufende, gegen die Arianer gerichtete Glosse kennt. Bei-läufig bemerke ich nach Michaelis a. a. O. 124, daß eine Handschrift des Stücks 178 meiner Ausgabe des Iohannes von Euchaita sich in Wolfenbüttel befindet, und daß Knittel in dem, was bei mir Seite 111

§ 23 (Blatt 140¹ Ende der Handschrift) zu lesen steht, ein Citat dieser Glosse fand: was gewis eine Leistung ist.

Aus eben der Gesinnung, welche im Iob und bei Iohannes das anerkannt Falsche neben das erkannt Richtige hat stellen lehren, fließt die Scheu der Revisoren, die Unübertragbarkeit gewisser Abschnitte, gewisser Vokabeln des alten Testaments anzuerkennen. Da philologische Erörterungen aus dieser, den weitesten Kreisen bestimmten Anzeige geflissentlich wegbleiben sollen, weise ich hier nur auf das hin, was ich im ersten Hefte meiner Semitica schon 1878 über das von Emmanuel handelnde Kapitel des Isaias auseinandergesetzt habe, um so mehr, als es in TKCheynes englisch geschriebenem Commentare 1880 wenigstens im großen Ganzen benutzt, und als diese Benutzung — nicht mein Original — von dem Leipziger Privatdocenten Herrn Herman Guthe in der theologischen Literaturzeitung 1880, 626 ausdrücklich mit den Worten anerkannt ist, es sei der Nachweis geführt, daß der Abschnitt Isaias 77 bis 97 — ich darf leider den Styl des Herrn Guthe nicht bessern — »seine gegenwärtige Form erst lange nachher, als Jesaias die dort berührten Reden sprach, erhalten hat«. Zu verstehn ist dieser musterhaft ungeschickt aus echten Reden zusammengestoppelte Cento ebensowenig wie das erste Kapitel des Isaias dies ist: man muß auflösen, was ein Späterer in die jetzt vorliegende Verbindung gebracht hat, man muß die so gewonnenen Theile anders ordnen, und sie dadurch, daß man dieselben mit den jammervoll kärglichen Nachrichten, welche wir über die Geschichte Israels besitzen, vorsichtig kombiniert, begreifbar zu machen suchen. Was soll, wenn die Sache hier und an anderen Orten so steht, eine Uebersetzung, welche von dem Allen keine Ahnung hat, und darum auch keine Ahnung gibt? Auf den Verstand kann sie nicht wirken, denn hier gibt es nichts zu verstehn: auf das Gemüth wirkt sie in Folge einer Einbildung, und mit den Derwischen Allah Allah tausend Mal zu wiederholen ist eben so sittlich wie solche Bibel lesen, weil die mit der Unverständlichkeit des Textes in Verbindung tretende Erwartung, das Höchste geleistet zu finden, ein Ethisches nicht hervorbringen, nur einen höher oder tiefer brennenden, expansiven oder wüthend in sich glimmenden Fanatismus ins Dasein rufen wird, welchen dem deutschen Volke ferne zu halten unsere heilige Pflicht ist.

Der Herr Stiftsprobst von Doellinger in München ist von der preussischen Regierung mit einem GeneralleutnantsOrden geschmückt worden: ein märkischer Edelmann hat — allerdings eine eigenthümliche Art Hochachtung auszudrücken — ein Rennpferd, welches Jahrelang in Hoppegarten gelaufen ist, nach ihm genannt: die Bewunderung der Liberalen hat Berthold Auerbach in einem in der Nationalzeitung vom

12 August 1881 abgedruckten Schreiben ausgesprochen. Die »Revisionskommission« hätte auch ohne die eben aufgezählten Ausrufungszeichen auf einen Mann wie Doellinger achten müssen, der seiner Zeit die Ehre gehabt, von Heinrich Heine mit Koth beworfen zu werden, dessen Ueberzeugungen — niemals mit den meinigen stimmend — stets Ueberzeugungen, niemals Meinungen gewesen sind, dessen Gelehrsamkeit eine ausgebreitete ist. Allein die »Revisionskommission« hat von dem was Doellinger in seiner Schrift über die Reformation **3** 139 bis 156 über Luthers Uebersetzung vorgetragen, ausreichende Kenntniss nicht genommen, obwohl Janssen ⁸ **2** 198 darauf hingewiesen hatte. Daß auch Paulsen in seiner unlängst erschienenen Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland 147 Doellingers Auseinandersetzungen zustimmend citiert hat, führe ich nur an, um zu zeigen, daß auch ein, allerdings vorurtheilsfreier, weil ethisch richtig gebundener, Akatholik den freilich sehr einfachen Sachverhalt einzusehen vermag.

Allerdings ist im Briefe an die Römer 3²⁰ das hineingesetzte »nur« verschwunden, und 8³ »durch Sünde« in »und der Sünde halben« geändert. Aber im Briefe an die Römer läßt die »Revisionskommission« 4¹⁵ ein »nur« und 3²⁸ ein »allein« stehn, obschon der Urtext diese der protestantischen Dogmatik so werthvollen Wörtchen nicht kennt. Freilich hat Luther in Betreff des »allein« sich so kräftig ausgedrückt, daß er keinen Beweis nöthig hatte: er heißt den Tadlern sagen »Doctor Martin Luther wills also haben, und spricht, Papist und Esel sei Ein Ding: sic volo, sic iubeo: sit pro ratione voluntas« (Walch **21** 314), wozu für nicht in Luthers Werken heimische Leser auf die 1545 ausgegangene Schrift »wider das Bapstthum zu Rom vom Teüfel gestiftt« passim, vor allen auf den Bogen N des Urdrucks, und auf den zweiten Holzschnitt der von Luther mit Lucas Kranachs technisch höchst jammervoller Hülfe 1545 ausgegebenen Abbildung des Bapstthum verwiesen wird, welche für wirkliche Freunde der Wahrheit photolithographisch wiederholt werden sollte. Janssen ⁸ **2** 281.

In demselben Briefe an die Römer 3²⁵ ist »damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete« noch immer an der Stelle des richtigen »zur Offenbarung seiner Gerechtigkeit«. Und in Vers 26 wird das hineingefälschte (es ist Doellingers Ausdruck) »allein« im Texte belassen: »auf daß Er allein gerecht sei, und gerecht mache«: den Grund der Zusetzung des »allein« lese man bei Doellinger nach. Ebenda 3²³ finden wir noch immer »sie sind allzumal Sünder«, wo es heißen muß »sie Alle haben gesündigt«. Möglich, daß was Herr Leopold Witte in seinem Leben Tholucks 89 mittheilt, den Revisionskommissaren nachträglich zu der Einsicht verhilft, daß Tholuck schon 1839 sie über die Wichtigkeit, welche der von Luther be-

seitigte Aorist für die Dogmatik beanspruchen darf, aufmerksam gemacht hatte.

Mir fehlt der Raum, mehr über das neue Testament zu bemerken: möge man Karl Weizsäckers Uebersetzung dieses Testaments mit der Probebibel vergleichen, und sich dann alles Weitere selbst sagen.

Hieronymus ist der letzte Kirchenvater, den wir hören mögen, doch enthalten auch Seine Werke mitunter Lehren, welche sogar protestantische »Theologen anerkannter Autorität« beherzigen dürften, wie 1 640/641 (Vallarsi) die folgende: Quia semel veritati studemus, si quid vel transferentis festinatione vel scribentium vitio depravatum est, simpliciter confiteri et emendare debemus.

Es wird sich empfehlen, um in Betreff des alten Testaments ein Urtheil über die Thätigkeit der »Revisionskommission« zu ermöglichen, die Uebersetzungen, welche ein gefeiertes Mitglied dieser »Kommission«, Herr Franz Delitzsch, in seinen Kommentaren gibt, mit den von ihm in der »Probebibel« nicht angetasteten Dolmetschungen Luthers zu vergleichen. Es ist dies wohl die objektivste Art der Kritik. Zu gleicher Zeit mit dem Unterschiede, welcher zwischen Luther und seinen Epigonen, und dem Unterschiede, welcher zwischen dem Herrn Professor Delitzsch und dem Herrn Revisionskommissar Delitzsch besteht, lernt der geduldige Leser auch, wie ausgebildet nach Schlegel und Tieck unter den Theologen die Kunst zu übersetzen ist. Links steht der ungefälschte Luther der Probebibel, rechts der Exeget Delitzsch, dessen Uebersetzungen natürlich nicht dadurch unbedingt gebilligt werden, daß ich sie hersetze. Die groben Fehler gehen, stehen, weissagen, ging u. s. w., welche trotz Frommann in der Probebibel vorkommen, darf ich nicht wegschaffen.

Im Isaias 24:

Denn sie verschuldens, die drin- 6 und es büßen die in ihr wohnen, nen wohnen.

und die Thore stehen öde. 12 und zu Trümmern ward das Thor zerschmettert.

es wird dem Lande übel gehen, 19 reißend zerreißt die Erde, ber- und nichts gelingen, und wird stend zerberstet Erde, wankend zerfallen. wackelt Erde.

die hohe Ritterschaft so in der 21 das Heer der Höhe in der Höhe. Höhe sind.

daß sie versammelt werden in 22 und sie werden eingesteckt wie man ein Bündlein zur Grube. Gefangene einsteckt in die Grube.

Ebenda 25:

Deine Vornehmen von Altem her 1 Rathschlüsse von fernher, Wahr- sind treu und wahrhaftig. haftigkeit, Wahrheit.

Ebenda 26:

aber du, HErr, fährest fort unter 15 Du hast hinzugethan zum Volke,
den Heiden, du fährest immer Jahve, hast hinzugethan zum
fort unter den Heiden, beweisest Volke, dich verherrlicht, hinaus-
deine Herrlichkeit, und kommest gerückt alle Grenzen des Landes.
ferne bis an der Welt | Enden | .
HErr, wenn Trübsal da ist, so 16 Jahve, in Bedrängnis vermißten
suchet man dich: wenn du sie sie dich, ergossen leises Flehen,
züchtigest, so rufen sie ängstig- da deine Züchtigung sie traf.
lich.
Da sind wir auch schwanger, und 18 Wir gingen schwanger, kreisten,
ist uns bange, daß wir kaum es war als ob wir Wind gebären.
Odem holen.
und die Einwohner auf dem Erd- 18 und nicht zu Tage traten Welt-
boden wollten nicht fallen. bewohner.
Aber deine Toten werden leben, 19 Aufleben werden deine Toten,
und mit dem Leichnam auferstehen. meine Leichen auferstehn.
Denn dein Tau ist ein Tau des 19 Denn Thau der Lichter ist dein
grünen Feldes, aber das Land der Thau, und die Erde wird Schatten
Toten wirst du stürzen. zu Tage bringen.

Ebenda 27:

Zu der Zeit wird man singen von 2 An jenem Tage » Ein lustiger
dem Weinberge des besten Weins; Weingarten, besinget ihn!
Ich, der HErr, behüte ihn, und 3 Ich Jahve, sein Hüter, allaugen-
feuchte ihn bald, daß man seine blicklich tränk' ich ihn. Daß
Blätter nicht vermisse: ich will nichts ihn heimsuche, Nacht wie
ihn Tag und Nacht behüten. Tag behüt' ich ihn.
Gott zürnet nicht mit mir. Ach, 4 Zorn habe ich keinen. O hätt'
daß ich möchte mit den Hecken ich Dornen, Disteln vor mir! im
und Dornen kriegen! so wollte Kriege würd' ich drauf los gehn,
ich unter sie reißen, und sie auf sie zusammt verbrennen.
einen Haufen anstecken.
Er wird mich erhalten bei meiner 5 Man müßte denn ergreifen mei-
Kraft, und wird mir Frieden schaf- nen Schutz, schließen Frieden mit
fen: Frieden wird er mir den- mir, Frieden schließen mit mir.«
noch schaffen.

Ebenda 28:

Gebeut hin, gebeut her: harre 10 G'bot auf G'bot, G'bot auf G'bot,
hie, harre da: harre hie, harre Norm auf Norm, Norm auf Norm,
da: hie ein wenig, da ein wenig. ein Bischen da, ein Bischen dort.
welchem jetzt dies gepredigt wird. 11 Er der zu ihnen sprach.
So hat man Ruhe, so erquickt 12 »Da ist Ruhe, gönnt Ruhe Ab-

man die Müden, so wird man stille, und wollen doch solcher Predigt nicht.

Kommt sie des Morgens, so geschiehts des Morgens: also auch, sie komme des Tages oder des Nachts. Denn allein die Anfechtung lehret aufs Wort merken.

In den Sprüchen Salomonis 1:

Die Weisheit klagt draußen, und läßt sich hören auf den Gassen.

Sie ruft in der Thür am Thor, vorne unter dem Volk: sie redet ihre Worte in der Stadt.

Kehret euch zu meiner Strafe. Siehe ich will euch herausagen meinen Geist, und euch meine Worte kund thun.

Das die Albernern gelüftet, tötet sie, und der Ruchlosen Glück bringt sie um.

Ebenda 2:

So du mit Fleiß darnach rufest, und darum betest.

Ebenda 3:

Denn welchen der HErr liebet, den straft er, und hat Wohlgefallen an ihm wie ein Vater am Sohn.

Sie ist edler denn Perlen, und Alles, was du wünschen magst, ist ihr nicht zu gleichen.

Durch seine Weisheit sind die Tiefen zertheilet, und die Wolken mit Tau triefend gemacht.

Weigere dich nicht, dem Dürftigen Gutes zu thun, so deine Hand von Gott hat, solches zu thun.

gemüdeten, und da ist Erholung«. Sie aber wollten nicht hören.

19 Denn allmorgentlich ergeht sie, bei Tag und bei Nacht, und eitel Schauder ist's zu vernehmen solche Predigt.

Salomonis 1:

20 Die Weisheit ruft auf der Gasse gellend laut, auf den Hauptstraßen läßt sie ihre Stimme hören.

21 Oben an lärmvollen Plätzen predigt sie: in Thorhallen, in der Stadt, redet sie ihre Reden.

23 Kehrtet ihr um zu meiner Zu- rechtweisung, siehe so würde ich euch zuquellen lassen meinen Geist, würde euch wissen lassen meine Worte.

32 Denn der Einfältigen Abtrünnigkeit tötet sie, und der Thoren Sicherheit bringt sie um.

3 Wenn du rufest dem Verstande, an die Verständigkeit deine Stimme richtest.

12 Denn wen er lieb hat, züchtigt Jahve, und zwar wie ein Vater den Sohn, den er gern hat.

15 Kostbarer ist sie als Korallen, und all deine Kleinode kommen an Werth ihr nicht gleich.

20 Durch seine Erkenntnis brachen hervor die Wasserschwalle, und die Aetherhöhen troffen Thau hernieder.

27 Verweigere keinerlei Gutes den dazu Berechtigten, wenn es in deiner Macht steht es zu thun.

Ebenda 5:

Denn jedermanns Wege sind stracks vor dem Herrn, und er misset gleich alle ihre Gänge. Denn Augenmerk Jahves sind eines Jeden Wege, und alle seine Geleise bahnet er.

Ebenda 16:

Aber allein der HErr machet das Herz gewiß. 2 Aber Wäger der Geister ist Jahve.

Und wird nicht ungestraft bleiben, wenn sie sich gleich Alle an einander hängen. 5 Die Hand darauf: nicht ungestraft bleibt er.

Es ist besser niedriges Gemüths sein mit den Elenden, denn Raub austheilen mit den Hoffärtigen. 19 Besser demüthig weilen unter Duldern als Beute theilen unter Stolzen.

Ein Verständiger wird gerühmet für einen weisen Mann, und liebliche Reden lehren wohl. 21 Wer weisen Herzens, heißt verständig, und Süßigkeit der Lippen steigert die Lehre.

Ebenda 17:

Wer Sünde zudeckt, der macht Freundschaft. 9 Es deckt Frevel zu wer Liebe erstrebt.

Wer seine Thüre hoch machet, ringt nach Unglück. 19 Wer hoch macht seine Pforte, erstrebet Einsturz.

Ein Verständiger gebärdet weislich, ein Narr wirft die Augen hin und her. 24 Der Einsichtige hat auf Weisheit sein Absehn, aber der Thoren Augen sind am Ende der Erde.

Psalm 45:

Es müsse dir gelingen in deinem Schmuck. Zeuch einher der Wahrheit zu gut, und die Elenden bei Recht zu behalten, so wird deine rechte Hand Wunder beweisen. 5 Und in deiner Majestät dringe durch, fahr einher, der Wahrheit zu gut und der Gerechtigkeit mit Milde, und lehren wird dich furchtbare Thaten deine Rechte.

daß die Völker vor dir niederfallen. 6 Völker werden unter dich hinfallen.

Wenn du aus den elfenbeinenen Palästen dahertrittst in deiner schönen Pracht. 9 Aus Elfenbeinpalästen erfreut dich Saitenspiel.

In deinem Schmuck gehen der Könige Töchter. 10 Töchter von Königen sind unter deinen Trauten.

Psalm 47:

Frohlocket mit Händen, alle Völker. 2 All ihr Völker, klatscht in die Hände.

Lobsinget ihm klüglich. 8 Harfnet Lobgedichte.

Psalm 48,

in welchem die Tempora auf das Schülerhafteste miskannt sind, und der darum gar nicht verstanden werden kann, wenn man ihn in Luthers Uebersetzung liest.

Sie haben sich verwundert, da 6 Doch sie sahen, erstaunten sofort, sie solches sahen: sie haben sich verstört entflohen sie.

entsetzet, und sind verstürzt:

wo »verstürzt« eine Musterleistung der Revisoren ist, für die alle Leser mit Händen frohlocken werden: Luther schrieb »bestürzt«.

Er führt uns wie die Jugend. 15 Er wird uns führen.... nach Mûth. Ist nicht zu übertragen weil der Text beschädigt ist.

Psalm 49:

Und ein fein Gedicht auf der 5 Erschließen will ich mit Cither-Harfe spielen.

Das ist ihr Herz, daß ihre Häu- 12 Ihr Sinn ist, ihre Häuser seien ser wahren immerdar, ihre Wohnungen bleiben für und für, und haben große Ehre auf Erden.

Dies ihr Thun ist eitel Thorheit. 14 Dies das Geschick derer, die voll Selbstvertrauen.

Aber die Frommen werden gar 15 Und es triumphieren Rechtschaf-bald über sie herrschen, und ihr fene über sie an jenem Morgen, Trotz muß vergehen: in der Hölle während ihre Gestalt, der Verzeh-rung des Hades verfallend, wohn-stattlos wird.

Psalm 62:

Aber Menschen sind doch ja 10 Nur ein Hauch sind Menschen-nichts, große Leute fehlen auch: kinder, Lug Herrensöhne, auf der sie wägen weniger denn nichts, Wage emporschnellend, sie sind so viel ihrer ist. hauchartig zusammt.

Verlasset euch nicht auf Unrecht 11 Vertraut nicht auf Erpressung, und Frevel, haltet euch nicht zu und durch Geraubtes werdet nicht solchem, das nichts ist: fällt euch eitel. Wenn das Vermögen wächst, Reichthum zu, so hänget das Herz hängt nicht daran das Herz. nicht dran.

Psalm 63:

Das wäre meines Herzens Freude 6 Wie Markes und Fettes wird und Wonne, wenn ich dich mit meine Seele satt, und mit jubel-vollen Lippen lobsingt mein Mund.

Wenn ich mich zu Bette lege, so 7 Wenn ich dein gedenke auf mei-nem Lager: Nachtwachen hin-durch sinn' ich da dir nach.

Psalm 64:

Sie erdichten Schalkheit, und hal- 7 Sie grübeln Bubenstücke aus, ha-
tens heimlich, sind verschlagen, ben fertig gebracht schlau ge-
und haben geschwinde Ränke. planten Plan, und eines Mannes
Inneres und Herz ist tief.

Psalm 65:

Unsere Missethat drückt uns hart: 4 Haben Fälle von Missethaten
du wollest unsre Sünde vergeben. übermannt mich — unsere Fre-
vel du, du sühnest sie.

Psalm 68:

Macht Bahn dem, der da sanft 5 Dämmt eine Straße dem Daher-
herfährt. fahrenden durch die Steppen.
Der Herr gab das Wort mit 12 Der Allherr wird erschallen las-
großen Schaaren Evangelisten. sen Machtruf, der Siegesheroldin-
nen ist ein großes Heer.

Luther selbst: »gibt«, auch »wird geben«: den Herren Revisoren
wird das Imperfectum verdankt.

»Wenn der Allmächtige hin und 15 Sprengt auseinander der Allmächt-
wider unter jnen Könige setzt, tige Könige, dann wirds [ent-
so wird es helle wo es tunckel zückend volksthümliche Verkür-
ist« Luther selbst. zung, zum hohen Style des Psalms
vorzüglich passend] schneeweiß
auf Zalmon:

»Als der Allmächtige die Könige oder (im Kommentare) »so schneit,
im Lande zerstreute, da ward es so schneeflockt es auf Zalmon.
helle wo es dunkel war« die
Herren Revisoren.

Der Berg Gottes ist ein frucht- 16 Ein Gebirge Elohims ist das Ge-
barer Berg, ein groß und frucht- birge Basans, ein Gebirge voll
bar Gebirge. Kuppen ist das Gebirge Basans.

Wozu bemerkt wird, daß Basan der gar nicht zu verkennende Eigen-
name einer dicht am gelobten Lande liegenden Landschaft ist: in Wit-
tenberg wohnen, und von der Lausitz nichts wissen! Im Verse 23,
wo die Lesart der Synagoge falsch ist (Lagarde, Semitica I 52), haben
die Herren ja den Namen Basan in Luthers Text hineinkorrigiert: warum
nicht auch hier?

Gelobet sei der Herr täglich. Gott 20 Gebenedeit sei der Allherr: tag-
legt uns eine Last auf, aber er täglich trägt er unsere Last: er,
hilft uns auch. Gott ist unser Heil.

Die Uebersetzung des Herrn Delitzsch ist äußerst geschmacklos,
aber doch nicht allzu falsch. Jedermann vermag zu erkennen, daß
was Herr Delitzsch in den angeführten Stellen des alten Testaments
gefunden, sich recht erheblich von dem unterscheidet was die Revi-
sionskommission, deren Mitglied Herr Delitzsch ist, bei Luther nicht

beanstandet hat. Als der Kulturkampf hell brannte, war es gewöhnlich, gegen die donnern zu hören, welche das Opfer des Intellekts brächten: man ahnte damals noch nicht, wie viele Opfer dieses Opfer auf dem Gebiete der Politik fordern würde. Ich weiß, daß es mir des Höchsten verdacht werden wird, diese Liste vorgelegt zu haben, aber ist es wohl zu dulden, daß Theologen, welche Seelsorger erziehen und ausbilden sollen, in dieser Weise — die Kollegen des Herrn Delitzsch werden im Wesentlichen in Betreff der angeführten Verse der Ansicht des Herrn Delitzsch gewesen sein —, daß sie in dieser Weise der Wahrheit in das Gesicht schlagen, nur um die Fiktion aufrecht zu erhalten, daß Luthers Arbeit noch heute brauchbar sei? ist das kein Opfer des Intellekts?

Ich komme zu dem Wichtigsten.

Es ist bekannt, daß sich an die Verschiedenheit der Gottesnamen in der Genesis die Entdeckung der Urkunden angeschlossen hat, aus welchen der Pentateuch zusammengesetzt ist, weniger bekannt, daß die Hände, welche am Pentateuche gewebt, ihre Fäden auch in die die Zeiten nach Moses behandelnden Stücke des alten Testaments geschlagen haben. Die Thatsache, daß auch im Psalter die Bezeichnung des höchsten Wesens bald Jahwe, bald Gott ist, hat ein Mitglied der Revisionskommission, Herr Franz Delitzsch, zuerst in helleres Licht gesetzt. Hengstenberg überspannte den Bogen, als er über die Gottesnamen handelte: daß er mit der Behauptung, daß die Gottesnamen absichtlich wechseln, im Wesentlichen Recht hat, ist ein Satz, den ich stets verfochten, nur habe ich ihn in weiterem Zusammenhange genommen: nicht von Bibelstelle zu Bibelstelle, sondern von Situation zu Situation, man darf fast sagen, von Periode zu Periode, wechseln die Gottesnamen aus Gründen, die in der Sache liegen.

Nun hat Luther selbst angeordnet, daß Jahwe — da ich auch für Laien schreibe, erwähne ich, daß dies die richtige Aussprache des durch Misverstehn eines jüdischen Aberglaubens entstandenen Unwortes Jehova ist — er hat (Riehm Register 6² muß diese Behauptung vertreten: siehe aber gleich nachher) angeordnet, daß Jahwe durch HErr bezeichnet werden solle, neben dem ein verschiedenen hebräischen Worten entsprechendes Herr hergeht. Die Probebibel schreibt HErr, wo im Urtexte Jahwe steht: Luther selbst setzte HERR sowohl im alten wie im neuen Testamente, und unterschied davon im Ezechiel und sonst HErr als Vertreter des Adonai. Aber das macht im besten Falle ein Verlangen rege, mehr zu sehen: befriedigt wird dies Verlangen durch den Text von 1545 nie werden können. Jedenfalls hat Luther anerkannt, daß auf den Unterschied der Gottesnamen etwas ankomme.

Ich glaube, es kommt auf ihn und auf das, was mittelst desselben

sich an wirklicher Wahrheit erobern läßt, sogar so viel an, daß eine Bibel zu drucken, welche auf diese durch die Forschung festgestellten Thatsachen nicht aufmerksam macht, Sünde ist. Will und kann man auf dieselben nicht aufmerksam machen, so soll man die Bibel in Ruhe lassen: man soll dann anerkennen, daß die Bibel nur kapitel- oder spruchweise in der Liturgie, also ausgelegt durch die Stelle des Gottesdienstes, welchen sie schattiert oder beglänzt, daß sie nur durch einzelne ihrer Verse als Predigttext, also als Motto eines kirchlichen Vortrages, als Thema eines sie modulierenden, rhythmisierenden, harmonisierenden, fugierenden Satzes für das Volk Bedeutung haben, nur in dieser Gestalt dem Volke verständlich sein kann, das heißt, daß sie als Ganzes in die Hände der Theologen, nicht in die Hände der Laien gehört. In die Hände der Theologen gehört aber selbstverständlich das Original der Bibel, nicht irgend eine, am wenigstens eine schlechte, Uebersetzung. Oder sollte AKirchhof den Homer nach Voß, ThMommsen den Ammianus nach der in Stuttgart verlegten Version studieren dürfen?

Nicht zu Buche schlägt, daß durch Anerkennung der mit Hülfe der Gottesnamen gefundenen Urkunden Widersprüche der Bibel zu Widersprüchen der Urkunden hinabsinken, aus denen die Bibel zusammengesetzt ist.

Von Jakob bis zu Moses rechnet die Bibel fünf Geschlechter: Exodus 6^{16 18 20} Leviticus 10⁴ Numeri 16¹ 26⁷ bis 9. Falls die Fortpflanzung in dem Style weiter gegangen ist, in welchem sie angefangen hatte, wären zu Mosis Zeit etwa zwölfhundert Nachkommen Jakobs vorhanden gewesen. Aber dasselbe Bibelbuch, welches von jenen fünf Geschlechtern berichtet, zählt im zweiten Monate des zweiten Jahres nach dem Auszuge aus Aegypten Numeri 2³² an waffenfähigen, über zwanzig Jahre alten Nachkommen Jakobs mit Ausschluß der Leviten 603550, Numeri 26⁵¹ am Ende der Wüstenzeit wunderbarer Weise (in 38 Jahren wäre die Zahl nicht gewachsen), ebenfalls ohne Leviten, 601730 Exemplare. Die erste Zahl wird bestätigt durch Exodus 38²⁵: jeder Jakobide, welcher nicht Levit ist, entrichtet an das Heiligthum eine Steuer von einem halben Sekel (die zarte Rücksicht der Revisionskommission XLVIII theile ich nicht), und das Heiligthum empfing in der That 100 Talente und 1775 Sekel, also die zu erwartenden 301775 Sekel. Was unter Vergleichung von Caesars bellum gallicum α 29 die Annahme nöthig macht, daß in fünf Generationen Jakob auf dritthalb Millionen Seelen angewachsen sei, eine Vermehrungsfähigkeit, wie sie nur niederen Thiergattungen eignet. Was weiter die Annahme nöthig macht, daß Moses in Gosen, um ein dritthalb Millionen starkes Volk auf dem Laufenden über Jahwes Pläne zu erhalten, besondere Mittel zur Verfügung gehabt, daß er eine Strategie

weit über die Moltkes besessen hat, um drittheil Millionen nebst dem sie begleitenden Pöbel (Exodus 12^{ss}) und Vieh in Einer Nacht über das rothe Meer zu schaffen. Was weiter die Annahme nöthig macht, daß die armen Ziegelstreicher Gosen, selbst wenn wider den Brauch sogar zwanzig Esser auf ein Paschalämm gerechnet werden, 603550 zwanzigstel männliche, erstgeborene Lämmer für ihre über zwanzig Jahre alten Männer, mithin für die ganze Nation rund eine viertel Million männliche, erstgeborene Lämmer verbraucht, also trotz ihrer armseligen Lebensführung rund drittheil Millionen Schafe besessen haben, welche neben den drittheil Millionen Jakobiden in der Landschaft Gosen Platz gehabt haben müssen. Das Wunder noch wunderbarer zu machen, gab es nach Numeri 3⁴³ damals 22273 erstgeborene männliche Jakobiden: da mehr als 600000 über zwanzig Jahre alte Männer vorhanden waren, dürfte 900000 Männer als Gesamtzahl anzunehmen nicht verboten sein. Da 22273 von diesen Erstgeborene sind, sind 877727 nicht Erstgeborene. Folglich hatte jede Mutter so viel Söhne als 22273 in 900000 zu dividieren geht, das heißt, fast 41 Stück. Wo diese Mütter Zeit und Kraft hergenommen haben sollen, auch die nöthigen Töchter zu gebären, hat noch Niemand ausgespürt.

Diese sehr klar vom Bischofe Colenso vorgelegten Berechnungen kann man nur dann einigermaßen ungefährlich machen, wann man im Pentateuche zwei Strömungen der Ueberlieferung annimmt, deren Eine auf 1200, die Andere auf drittheil Millionen auswandernde Jakobiden führt: wobei immer noch unerläßlich bleibt, die eine für schlechterdings werthlos, den Pentateuch für ganz spät geschrieben zu erklären. Das Alles ist zwar gelehrte Forschung, aber doch Forschung so einfacher Art, daß ein Dorfschulmeister sie anstellen kann. Was spielt dann der Kirchentag für eine Rolle, wann er den Schulmeistern eine solche Urkunde als Wort Gottes in die Hände gibt? Oder sollen diese Leute nicht das Recht haben, einen Bleistift zu nehmen, und die eben angegebenen Zahlen selbst aufzurechnen? Daß das Volk über die Zahlen hinweglesen werde, wird der Kirchentag vielleicht voraussetzen, da er selbst es stets gethan, er darf es aber auf seinem Standpunkte nicht wünschen, da er seine Beauftragten vom Worte Gottes zu schreiben ermächtigt hat.

Wohl aber schlägt zu Buche, daß die Anforderungen unserer Zeit auf Erkennen des Zusammenhanges, der Entwicklung der Dinge lauten, diesen Anforderungen, soferne sie auf die Bibel gerichtet sind, nur von Gelehrten Genüge gethan werden kann, also eine im Jahre 1545 (so müssen wir ja sagen) übersetzte, nicht revidierbare, in den Jahren 1857 bis 1883 höchst unbefriedigend revidierte Bibel Niemandem nützt: dem Volke — ganz abgesehen davon, daß diese Uebersetzung völlig

ungenügend ist — darum nicht, weil das Volk die Kraft ein Ganzes aufzufassen und das Interesse am Erkennen einer Entwicklung nicht besitzt: den Theologen und Historikern nicht, weil man geflissentlich Alles unterlassen hat, ihnen die so dringend nöthigen Fingerzeige zu geben. Täusche man sich doch in den maßgebenden Kreisen nicht: Bibel und Christenthum wird das Ende des neunzehnten Jahrhunderts entweder mit Seinen Augen und unter den Ihm geläufigen Gesichtspunkten in Betracht ziehen, oder es wird sie gar nicht in Betracht ziehen. Da Letzteres ein Unglück wäre, werden die Behörden der Kirchen und der Staaten sich wohl bequemen müssen, dafür zu sorgen, daß Ersteres geschehe: die revidierte Bibel aber ist, wenn man dies zugibt, eine Arbeit ohne jeden Nutzen, eine Arbeit, deren Anstifter und Förderer keine Ahnung von dem hatten, auf das es ankommt.

Ich halte für durch mich erwiesen, daß Gottes Name Jahwe ein Causativum ist, und (mag der uns nicht mehr zugängliche Ursinn gewesen sein, welcher er wolle, wenn anders Jahwe je etwas Anderes bedeutet hat, als was es in unseren Quellenschriften bedeutet) denjenigen bezeichnet, welcher die Ereignisse der Geschichte ins Dasein ruft, woraus sich der Sinn Erfüller der Verheißungen mit Nothwendigkeit entwickeln mußte. Ich halte für unerläßlich, die Vermeidung des Jahwe-namens, welche nach Aelteren Franz Delitzsch im zweiten und dritten Buche des Psalters beobachtet hat, mit der in einzelnen Stücken des Pentateuchs wie mit der in den Reden der Iobeide vorliegenden zusammen zu betrachten: der Grund von Jahwe nicht zu reden, muß aller Orten der gleiche gewesen sein. Ich halte, von dem letztgenannten Werke ausgehend, das ich mit der alten Synagoge als ein von Israel handelndes Trostbuch des Exils ansehe, für höchst wahrscheinlich, daß alle Abschnitte des alten Testaments, in welchen der Name Jahwe geflissentlich fehlt, mag er in sie von Hause aus nicht hineingeschrieben, oder aus ihnen später herauskorrigiert worden sein, der Periode angehören, in welcher Gott als Erfüller der den Vätern gegebenen Verheißungen nicht geschaut wurde, also dem Exile, in welchem Israel aus der Reihe der Nationen ausgestrichen zu sein schien. Aus diesen Erwägungen folgt für mich erstens die Anerkennung, daß für Israel der Glaube an alte Verheißungen feststand: zweitens die Nothwendigkeit, das alte Testament in seine Theile zu zerlegen, es chronologisch, und zwar so zu ordnen, daß zunächst die offenbar dem Exile angehörigen Abschnitte zueinander treten — später wird sich mehr thun lassen —: drittens folgt für mich daraus die Nothwendigkeit, wie den Hexateuch als Hexateuch, den Psalter als Psalter, so das alte Testament als altes Testament, als Ganzes, zu verstehn: denn auch der Sammlung des Hexateuchs (meine *Symmicta* 1 55⁴⁰ 117²⁹), des Psalters, des Ka-

nons liegt ein Gedanke zu Grunde, und auch dieser Gedanke ist der Ausfluß einer Weltanschauung, also einer Religion. Und dann — man sollte nicht denken, daß so etwas zu betonen, in dieser gepriesenen, allerglücklichsten und allerklügsten Periode der Weltgeschichte, in welcher wir dulden, nöthig sei — dann das Studium der Wechselwirkung zwischen Personen, welche irgendwie in ein neues Land Blicke warfen, und der Gemeinde, welche in treuer Liebe an der alten Heimath hängt. Endlich der ältesten Semiten Gott El, das Ziel alles Menschenwandels — das bedeutet das Wort (Lagarde, Probe einer neuen Ausgabe der lateinischen Uebersetzungen des alten Testaments 48) — im Emmanuel an das Ende der Geschichte gestellt, an deren Anfänge er gestanden: fürwahr man muß Berliner Notabler oder moderner Jude sein, um das alte Testament mit der schalen Arithmetik ausgedrückt zu finden, daß es — was zu behaupten eine grobe, lächerliche Unwahrheit ist — der Welt die Verehrung des Einen Gottes gegeben habe. Haben denn diese Leute noch immer nicht gelernt, daß die Welt sich von den Kindern Gottes gar nichts geben läßt als die Formel, und ihnen nichts gibt als das Kreuz? Sie wissen ja doch, wie sie selbst es mit dem Nehmen und Geben halten, liberale und konservative, freisinnige und gläubige Weltkinder die sie sind.

Die Urzeit, ruhend auf dem Besitze des aus dem Semitismus und dem Hebraismus den Israeliten überkommenen Gutes, gewinnt durch einzelne Personen einen religiösen Charakter, der sich in der Epoche der Königsherrschaft in der Nation durchzusetzen sucht, aber nicht durchsetzt. Im Exile erwächst dann einerseits eine ideale Liebe zu der mit den Augen des Unglückes angeschauten Vergangenheit, andererseits das Streben, durch äußerliches Halten des Gesetzes das Unglück rückgängig zu machen, das Streben, die Schuld zu zahlen, um der Schuldhafte ledig zu werden. Beide Richtungen wachsen in die persische und griechische Zeit hinein. Die Erste ist schließlich in das Christenthum aufgegangen, die Letztere als Pharisäismus, als welcher sie die Reste der alten Litteratur rettete und die Gebräuche der Vorzeit, soweit sie noch anwendbar schienen, aufzeichnete, oder schon vorhandene Aufzeichnungen für das Bedürfnis der Zeit umarbeitete, die Quelle des talmudischen Judenthums geworden. Die Erste bringt die allerdings romantisch beleuchtete und in vielen wesentlichen Punkten nicht mehr verstandene, ja nicht mehr gekannte Idee der Volkspersönlichkeit zum Ausdrucke, die Letztere mumisirt eine Leiche für eine Auferstehung, welche nie eintreten wird. Das alte Testament versteht nur, wer es als Urkunde der Geschichte einer in sich interessanten und in die Anfänge der Kirche hineinreichenden Entwicklung versteht: als solches aber läßt es sich aus Luthers Uebersetzung, mag diese auch

in engerem oder weiterem Umfange revidiert sein, in keinem Falle verstehn.

Mit dem neuen Testamente verhält es sich ähnlich. Die verschiedensten Lehrformen gehn in ihm neben einander her und durch einander hindurch, Formen, deren Eine, die des Briefes an die Hebräer, ohne Wirkung auf die Späteren in sich zusammensinkt, wie eine düstere Flamme, welcher der Brennstoff unter ihren Füßen von ihr selbst aufgezehrt ist, während die anderen, misverstanden, umgedeutet, verdreht, einer ohne sie in das Dasein getretenen Kirche dienen, ohne ihr zu nützen, und ohne sie, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert anderen und immer wieder anderen Interessen als denen der Urzeit genug zu thun hat, leiten zu können.

Auch hier vermag Luthers Uebersetzung gar nichts. Das Original muß studiert werden, und an Gelehrsamkeit ist ein reichlicheres Theil nöthig als unsere Theologen aufzuwenden vermögen.

Um auch für diese Behauptung einen Beweis zu geben, verweise ich auf die so oft genannte Zahl 666 in der Offenbarung des Iohannes 13₁₈. Bekanntlich geht neben dieser die Andere 616 her: freilich wissen wir durch Irenaeus (die Originalworte in Eusebs Kirchengeschichte ε 8), daß zu seiner Zeit alle alten und fleißig geschriebenen Manuskripte 666 boten, und daß diese Lesart durch das Zeugnis derer für gesichert galt, welche den Iohannes selbst gesehen hatten: der Apostel Iohannes wird sich freilich kaum über eine Variante im Texte seines Buches haben interviewen lassen: damals log man durch Berufung auf Iohannes, wie man heute auf andere Weise lügt, wie es gerade am nützlichsten ist. Die Zahl ist wirklich von einiger Bedeutung für das Verständnis der Offenbarung des Iohannes: soll da der Bibelleser, welcher hinter der Schusterkugel sitzt oder auf dem Schneidertische kauert, eine Vorlesung über Varianten entgegennehmen, und über griechische und hebräische Zahlbuchstaben, über Nero und Neron, Lateinos, die Geltung, welche das römische Reich für die Christen hatte und hat?[*] oder will man sich endlich zu der Einsicht bequemen, daß die Kinder des Hauses Liebe, Gehorsam, Sitte durch das Haus und dessen Liebe,

[*] Jetzt lese man Friedrich Spittas Buch »die Offenbarung des Iohannes« (der Verfasser hat sein Buch unbegreiflicher Weise selbst »stigmatisiert«) 398 ff. Georg Heinrici fragte mich 1886 in Gastein, welche Stücke des neuen Testaments ich für die am meisten hebraisierenden halte: ich erwiderte »Lucas 1, bis 2 Ende und die Apokalypse«. Ich hoffe auf die Frage zurückkommen zu können, werde das aber nicht eher thun als bis die in Berlin liegende saidische Uebersetzung der Apokalypse gedruckt sein wird: es ist Aussicht daß dies geschehen werde. Die in Berlin fehlenden Blätter habe ich (wenn auch nicht alle) im Britischen Museum aufgefunden.

Zucht, Leben lernen, nicht durch die Fibel und Wilmsens Kinderfreund? daß also den Menschen eine Heimath, eine Stätte zu geben ist, an der sie Frieden und Ruhe und Seligkeit spüren, nicht ein ihnen unverständliches, ja sie abstoßendes Buch in gepresstem Schafleder zu netto netto zwei Mark funfzig?

Die beiden Testamente hat die Vorsehung aneinandergesetzt, um durch Vergleichung Beider den Theologen das Beiden Gemeinsame zur Erkenntnis zu bringen, das ein Gemeinsames ist, nicht das Eine der Vorhof, das Andere der Tempel: sie hat sie auch aneinander gesetzt, um zu lehren, daß auch das Heilige eine Geschichte gehabt hat, und darum auch fernerhin eine Geschichte haben wird. Die Geschichte ist eine fortgehende Erfüllung der Kindersehnsucht, der Jünglingsträume, der Mannesarbeit, der todesfrohen Greisenmüdigkeit des Menschengeschlechts, welchem das Wort seiner ersten Liebe gelassen, welchem es aber mit immer tieferem, wärmerem, selbstloserem Leben gefüllt wird: nie bekommt das Geschlecht was es ersehnt, weil es stets mehr bekommt als was es in früherem Lebensalter zu ersehnen reif ist. Die Geschichte ist aber auch eine fortgehende Metamorphose, und die abgeworfenen, zu eng gewordenen, vertragenen Gewänder der Jugend soll niemand rührselig bewundern, weil wir zu Sentimentalitäten gar keine Zeit haben, wir, die wir des Mannes Tagewerk zu thun, zum Ziele zu streben berufen sind. Immer aber sollen Theologen wissen, daß die Sache es ist, worauf es ankommt, nicht der Bericht über die Sache, nicht ein Buch, welches nur da Werth hat, weil es nur da wirklich verstanden wird, wo gegenwärtiges Leben hell genug brennt, um des Buches verblichene Schrift durch sein Licht lesbar zu machen.

Was soll uns, wenn es so steht, die revidierte Bibel? Vielerlei bietet uns die Bildung unserer Zeit, wir aber brauchen Ganzheit, Weltanschauung, Poesie. Ob zu dem Vielerlei, das wir leider haben, noch einige Schock uns, weil wir sie umdeuten, annehmbar dünkende Bibelverse hinzukommen, verschlägt nichts. Die Geschichte verstehn oder zu verstehn suchen frommt, über welche ein Bericht und zwar ein unvollständiger Bericht in der Bibel vorliegt: der Bericht als solcher ist so werthlos wie das Buch des Generalstabs über den letzten Krieg im Vergleich mit diesem Kriege selbst werthlos ist.

Mit Einem Satze: Kirche brauchen wir und Theologie, nicht Bibel. Und das haben die Kirchenbehörden und deren Beauftragte nicht gewußt, als sie diese Revision eines viertelhalb Jahrhunderte alten Buches in Angriff nahmen, und dadurch die Aufmerksamkeit von dem Ziele aufs Neue ablenkten, nach welchem wir wandern sollen.

Aus dem Vorstehenden wird sich Jeder ein Urtheil über den Werth

der Probebibel bilden können. Es handelt sich aber am letzten Ende gar nicht um den Werth dieses Buches, sondern um Wichtigeres.

Es ist von vorne herein anzunehmen, daß die Kirchenbehörden die Besten der ihnen zur Verfügung stehenden Exegeten für die Arbeit der Revision berufen haben werden: es sind auch thatsächlich (Vorrede xv unten) nur »Theologen von allgemein anerkannter Autorität« in die Revisionskommission gewählt worden. Diese Exegeten haben lange Jahre über dem Werke gesessen: seit Ende 1857 über der ganzen Bibel, über dem alten Testamente jedes Jahr in zwei durch Studien des eigenen Hauses mit Material versorgten Konferenzen seit 1871. Was ist das Ergebnis der Arbeit, welche diese besten »Theologen von anerkannter Autorität« geliefert haben? Sie geben uns eine Bibel in einer Sprache, welche nicht die unsere ist, eine Bibel, welche den Revisoren bekannte und unumgängliche Besserungen nicht enthält, eine Bibel, deren Revisoren auf die Arbeiten der bemühtesten und aufopferndsten ihrer Fachgenossen geflissentlich eine Rücksicht nicht genommen haben, eine Bibel, welche an dem Wesentlichen der Entwicklung von Theologie und Religion stumm, als wäre nichts geschehen, vorüber geht. Der Werth dieser besten Theologen und der Werth der Behörden, welche diese besten Theologen als beste erkannt haben, ist genau so groß wie der Werth der in der Probebibel vorliegenden Arbeit, so groß wie der Werth des von den Protestanten fast ausschließlich gebrauchten Wörterbuchs von Mühlau und Volck, dessen Kritik in meinen Mittheilungen 208—239 zu lesen man nicht unterlassen wolle.

Ist das deutsche Volk verbunden, die Kosten dieser Arbeit aus seinen Steuern zu bezahlen? ist das deutsche Volk nicht viel zu gut, um nicht das Beste für sich eben gut genug finden zu dürfen? ist das deutsche Volk nicht berechtigt, Theologen, Behörden, Obrigkeiten abzuschütteln, welche nicht von vorne herein begreifen, daß eine Revision der Bibel Luthers ein unmögliches Werk ist? ist es nicht verpflichtet, wenigstens die Theologen abzuschütteln, welche, wenn sie einmal die Sache angriffen, in einem Vierteljahrhunderte nicht immerhin erheblich Besseres liefern konnten und wollten als in der Probebibel geliefert ist?

Die Revisionskommission erklärt es xxvi für ungeziemend, ein »Probewerk« ausdrücklich als »eine Jubelgabe für das Lutherjahr« zu bezeichnen, meint aber doch andeuten zu dürfen, »daß wenn irgend eine Gabe, so diese thatsächlich als eine Jubelgabe gelten könne«. Sie hat dem Andenken des Stifters ihrer Kirche mit dieser Jubelgabe einen schlechten Dienst geleistet.

Niemand hätte Veranlassung genommen, sich mit Luthers Bibelübersetzung zu beschäftigen, wenn nicht diese Probebibel so geflissent-

lich auf jene Uebersetzung wieder aufmerksam gemacht hätte. Der Werth dieser Version kann 1522 und 1545 ein sehr hoher gewesen sein, und so leicht würde aus heiler Haut selbst dann Niemand ein unfreundliches Wort über sie gesagt haben, wann er dieselbe für damals und für jetzt unbrauchbar erachtet hätte. Dadurch, daß man sie 1883, nachdem man wenig bedeutende Aenderungen an ihr vorgenommen, als ein auch für 1883 mustergiltiges Werk auflobte, forderte man die Kritik heraus, und die Kritik kann nicht anders, als sie für völlig veraltet und durch und durch unverwendbar zu erklären.

Aber noch mehr: man hat, ohne es zu wollen, auch die Kirche kritisiert, welche nach Luther heißt, und in ihr ihren Stifter. Hat diese Kirche in viertehalb Jahrhunderten nichts hervorgebracht als die Fähigkeit, durch ihre anerkanntesten Theologen ihr Centralheiligthum in dieser Weise zu revidieren, so ist ihr das Urtheil gesprochen. Was soll denn in der lutherischen Kirche blühen, wenn in ihr das Studium des »Wortes Gottes« nicht blüht?

Uebrigens wird der »Revisionskommission« eine Bitte schwerlich unbekannt gewesen sein, welche Luther oft hat wiederholen heißen. Dieselbe lautet nach Bindseil 6 xv so:

Ich bitte, alle meine freund und feinde, meine meister, drucker, und leser, wolten dis new testament lassen mein sein, Haben sie aber mangel dran, das sie selbs ein eigens fur sich machen, Ich weis wol was ich mache, sehe auch wol, was ander machen, Aber dis Testament sol des Luthers deudsch Testament sein.

JDMichaelis berichtet in der vierten Ausgabe seiner Einleitung 1556, daß diese Bitte noch in dem 1546 ausgegebenen Abzuge (Bindseil 6 xxiii) wiederholt ist. Ich hätte mich, am wenigsten wenn ich Luther in demselben Maße verehrte, in welchem nach ihren höchst enthusiastischen Aeußerungen die Herren Revisoren ihn verehren, nicht für befugt erachtet, diese so zu sagen, letztwillige Verfügung geflissentlich zu übertreten.

Ich ersuche, mit dem Gesagten meine Ankündigung einer neuen Ausgabe der Septuaginta 17 bis 30, die beiden Bände meiner deutschen Schriften, und mein am 3 Oktober 1884 für die konservative Partei Preußens entworfenen Programm zu vergleichen: man wird in diesen Büchern meine Gedanken weiter ausgeführt finden.

 In fugam vacui.

Lucas 1₄₇

liest man ἠγαλλίασε τὸ πνεῦμά μου. Aber wo etwa das Activ ἀγαλλιᾶν vorkommt, ist es ein Fehler. Schreibe ἠγαλλιάσατο τὸ πνεῦμά μου, mit einer in der niederen κοινή gar nicht ungewöhnlichen Form des Aorists, = ἠγαλλιάσατο. Die Verbesserung ist darum von Werth, weil sie zeigt, daß das in den Uncialen und der GardeTheologie übliche νῦ ἐφελκυστικόν in der Urschrift nicht stand: dasselbe gehörte wohl zur Pose.

Isaias 66₃

ist נָכַח רִיחַ meines Wissens bisher unbeanstandet geblieben. נָכַח 1 ist im Canon unbelegbar: נָכַח רִגְלִים Regn. β 44 9₃ = πεπληγῶς τοὺς πόδας ὅ hieß ein Sohn Ionathans, den als er fünf Jahre alt war, seine »Amme« auf der Flucht vor den Philistäern hatte fallen lassen, und dessen Füße bei diesem Falle zu Schaden gekommen waren: ἐχωλάνθη. נָכַח der Lahme ISimonis Onom. 598. Ob man נָכַח רִיחַ hat sagen dürfen, wie man נָכַח רִגְלִים gesagt hat? Ich bezweifle es. Ich sehe נָכַח רִיחַ des Isaias für נָכַח רִיחַ an: PSmith weiß נָכַח für נָכַח nach. Dem Sinne nach fast = נָכַח לֵבב Psalm 109₁₆. Vordem dachte ich wegen נָכַח רִיחַ Isaias 61₃ an die Wurzel כָּהַח, und wollte נָכַח רִיחַ herstellen. Eine von נָכַח verschiedene Wurzel נָכַח erklärte sich aus der Siebenten von כָּהַח, Symmicta 1 125₆ [vom Jahre 1852] Uebersicht 215₂₁. נָכַח der Proverbien 15₁₃ 17₂₂ 18₁₄ läßt sich mithin von einem mit כָּהַח zusammenhängenden נָכַח aus erklären: ebensogut darf man נָכַח als Particip der Siebenten einzusetzen wagen, wenn man dreister als Ich ist. Jedenfalls erläutert נָכַח das von mir bei Isaias erkannte נָכַח.

Inhalt.

3	1 Ein Gutachten [Prozess Fenner].
23	2 פסוקי.
23	3 אבן.
24	4 Les actes des martyrs de l'Égypte, von Hyvernat.
26	5 Eine vergessene Handschrift des sogenannten Fragmententargums.
28	Nachtrag zu meinen Mittheilungen 2 387.
28	Wie man Hebräisch versteht.
34	6 Mittheilungen über Paul Anton de Lagarde.
42	7 Vier im Auftrage der philosophischen Facultät der Georgia-Augusta verfaßte Diplome.
47	8 Cider, angeblich eine Erfindung der Manichäer.
49	9 Die Schatzhöhle, syrisch, arabisch und deutsch, herausgegeben von Bezold. [Vergleiche Band 4 6 ff.]
80	10 Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Semitisten.
85	11 Ein preußischer Staatsanwalt. [Gehört zum ersten Stücke des Bandes.]
99	12 Die neuen syrischen Typen des Hauses Drugulin.
110	13 Psalm 16 ₄ .
111	14 Ἐφ' ἄλλοιον in Arabien.
111	15 Psalm 83.
112	16 Psalm 84 ₈ מחיל אל חיל.
113	17 Die Promotionen zum Doctor der Philosophie betreffend.
131	18 Selbstanzeige meiner Ausgabe der italienischen Schriften des Giordano Bruno.
164	19 In memoriam [Prozess Geffcken].
201	20 Kleinigkeiten.
201	Se non è vero, è ben trovato.
201	Giordano Brunos Vispure.
204	Sûra.
206	Kastanie und Oelbaum.
226	Der Titel des Patriarchen Ioseph. Dazu nachher Seite 282.
229	21 Noch einmal meine Ausgabe der Septuaginta.
257	22 Maria Magalena.

- 261 23 Noch einmal über Drugulins neue syrische Typen.
 281 24 Die Interpunction in meiner Bibliotheca syriaca.
 281 25 Genesis 46₁₃.
 282 25 [so: Nachlässigkeit des Setzers]. Noch einmal če pnute efonęh.
 287 26 Ezdrana.
 290 27 Ueber die von Herrn Paul Güßfeldt vorgeschlagene Reorganisation unserer
 Gymnasien.
 324 28 Einige den achten OrientalistenCongress betreffende Aktenstücke.
 335 29 Die revidierte Lutherbibel des Halleschen Waisenhauses.
 374 30 In fugam vacui.
 Lucas 1₄₇.
 Isaias 66₉.

Ich bitte um Entschuldigung dafür, daß auf dem Titel die Jahreszahl 1889 steht, während der Band doch erst Ende September 1890 fertig geworden ist. Die Erklärung des Fehlers wird auf Seite 289 gegeben.





